Erich Marcks

Männer und Zeiten

Zweiter Band

M3196m.2

Männer und Zeiten

Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte

von

Erich Marcks

2. Band

538118
8.4.52

16. bis 19. Tausend
Sechste umgestaltete Auflage

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

[1922]

III

1922

Alle Rechte vorbehalten

*

Copyright by Quelle & Meyer in Leipzig

*

Druck von Oswald Schmidt G. m. b. H.
in Leipzig

*

Inhalt

Dritte Gruppe

Die Universität Heidelberg im neunzehnten Jahrhundert 1
Hamburg und das bürgerliche Geistesleben in Deutschland 25
Historische und akademische Eindrücke aus Nordamerika 47
Alfred Lichtwark 75

Vierte Gruppe

Goethe und Bismarck 91
Bismarck als Künstler 119
Bei Bismarck 1893 141
Trauerrede auf Bismarck 163
Fürst Bismarck 175
Gedächtnisrede zu Bismarcks 100. Geburtstag . . 205

Fünfte Gruppe

Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation, 1900 . . . 221
Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart, 1910 253
Die imperialistische Idee in der Gegenwart, 1903 . 283

Sechste Gruppe

Wo stehen wir? Die politischen, sittlichen und kulturellen Zusammenhänge unseres Krieges . . . 311
Der Imperialismus und der Weltkrieg 339
Deutsche Geschichte und deutsche Zukunft 363
Versklavung 379
Das Deutsche Reich 391

Nachweise 419

* * *

Die Universität Heidelberg im neunzehnten Jahrhundert

Festrede zur Hundertjahrfeier der Wiederbegründung durch Karl Friedrich von Baden, in Gegenwart des Großherzoglichen Paares gehalten zu Heidelberg 1903

Rektor der Universität, die wir auf diese Art von neuem begründen, wollen wir selbst sein und unseren Nachfolgern in der Kur diese Würde hinterlassen": die Worte aus Karl Friedrichs Organisationsedikt von 1803 sind durch diese Feiertage in mannigfachem Widerhall hindurchgeklungen: sie geben den Grundton unseres Gedenkens an. Die „Gemeinnützigkeit" dieser hohen Schule „für unsere Lande" hatte der Fürst durch seine Neuordnung zunächst sichern wollen. Es war noch dasselbe Heidelberg, dessen wohltätige Luft und Fruchtfülle dereinst im Jahre 1385 Papst Urbans VI. Stiftungsbrief gerühmt hatte, dieselbe Universität, die er bestimmt hatte, der anlockende Quell zu sein, aus dessen Reichtum sämtliche schöpfen sollen, die sich mit wissenschaftlicher Belehrung zu tränken streben. So hatte denn auch Kurfürst Ruprecht in seiner Urkunde die Gesamtheit der römischen Kirche dem besonderen Vaterlande ausdrücklich vorangestellt. Seitdem hatte seine Schöpfung die großen Wandlungen des allgemeinen Lebens in Geist und Staat miterfahren. Sie hatte der Scholastik gedient und den Humanismus kommen sehen, sie hatte sich der Reformation geöffnet und deren Kämpfe zu ihrem Teile durchstritten und durchlitten. Sie hatte Tage von weltweiter Bedeutung erlebt, als Universität des kriegerischen Calvinismus von Friedrich III. ab, und dann des aufgeklärten Fürstentumes unter Karl Ludwig. Lange hatte solcher Glanz und solches Glück ihr beide Male nicht geleuchtet, und seit den 80er Jahren des siebzehnten Jahrhunderts sank die Verdüsterung schwer auf sie herab. Unter den Herrschern der Neuburgischen und der Sulzbacher Linie fristete sie, fremdartiger geistiger Leitung ausgeliefert, dem Gesamtleben Deutschlands entrückt, ein dumpfes und unfruchtbares Dasein; und als sie, nach den Stürmen der Revolutionskriege, 1803 mit den rechtsrheinischen Trümmern des pfälzer Staates in die Obhut des Markgrafen von Baden überging, war sie arm und matt, fast ohne Lehrer und Schüler, ohne Ansehen und eigenes Daseinsrecht: das Ende der Pfalz mochte auch ihr Ende bringen, ein ruhmloses und kampfloses Erlöschen. Karl Friedrich, so schrieb ihm sein vertrauter Geheimrat Brauer, hatte „mit Heidelberg nicht mehr als ein unentgeltliches Privilegium zur Anlegung einer durchaus neu zu dotierenden Universität erlangt". Er aber griff es auf; und Kuno Fischer hat mit eindringlichen Worten die Tiefe des Einschnittes gekennzeichnet, mit dem das Jahr

1803 die alte und die neue Universität voneinander scheidet, die kirchliche Weltanstalt, die herabgesunken war zur engen pfälzischen Landesschule, und die badische Hochschule, die alsbald emporwuchs zur deutschen Universität.

Es waren die Sterbezeiten des alten Reiches. Aus seinem unausweichlichen Verfalle stiegen die vergrößerten Einzelstaaten, die deutschen Mittelstaaten hervor, seit langem die Träger alles wirklichen staatlichen Daseins in Deutschland, die Erben sowohl der lebensunfähigen Zwerggewalten wie der längst altgewordenen universalen Kaisergewalt im Reich, die Säulen, auf denen noch das Gewölbe des heutigen Reiches zum einen, großen Teile ruht. Das Baden des Kurfürsten und Großherzogs Karl Friedrich war unter diesen Bildungen eines einebnenden, zusammenfassenden, patriarchalischen Absolutismus, trotz aller bald überwundenen bunten Sonderbarkeit seiner Gestalt und seiner Elemente, der wohltätigsten, lebensvollsten eine und sicher die maßvollste von allen: an der Grenze und unter der Faust des französischen Nachbarn doch allezeit, nach Wunsch und Wirksamkeit, ein deutscher Staat, beseelt von der milden und dennoch schöpferischen Weisheit seines greisen Herrn. Ordnend und verbindend, im wahrsten Sinne aufbauend, fügten er und seine hohen Beamten die rasch erworbenen Trümmerstücke so vieler Territorien zu einem neuen Ganzen; so reihten sie auch die alte Universität ihrem Baue ein. Die beste Sprache des achtzehnten Jahrhunderts klingt aus Karl Friedrichs berühmtem Statut. In seinen 34 Absätzen regelt es, eingehend und sorgsam nach der Art dieses erleuchteten und wohlmeinenden Fürstentums, Unterhalt und Verfassung der Hochschule. Es ist nicht alles so ins Leben getreten, nicht alles in den Formen verblieben, wie es hier vorgesehen wurde. Weder die etwas umständliche Verflechtung der vier alten Fakultäten mit fünf neuen, rein wissenschaftlich gegliederten Sektionen, noch die allzustarke Verkürzung der Ferien, die enge Beschränkung der studentischen Freizügigkeit, die ebenso enge Regelung des Aufsichtswesens über den Studienbetrieb der Lehrer und über die Lebensweise der Schüler hat sich erhalten, vieles wurde noch unter dem Neubegründer selber wesentlich verändert. Auch der eigentümlichste Zug des Edikts, der Zusammenschluß katholischer, lutherischer und reformierter Professoren in ein und derselben theologischen Fakultät, erlosch, als 1807 die katholische Theologie in das neu-

erworbene Freiburg übertragen ward. Aber der Grundsatz blieb: das Privileg verschwand, die Universität wurde staatliche Anstalt. Der Staat gab ihr die Mittel zum Dasein und nahm dafür die oberste Leitung in seine Hände. Er ließ ihrer Selbstverwaltung und Selbständigkeit schließlich allen notwendigen Raum, aber er fügte sie seinen Organen ein: die Grenzbestimmung zwischen Freiheit und Regiment ist nach dem Tasten der ersten Tage bald gefunden und durch alle Schwankungen des Jahrhunderts hindurch immer wieder auf das glücklichste hergestellt worden. Und dieser verkündete den Grundsatz der religiösen Duldsamkeit, er hob seine Universität über die schmerzensreichen Einseitigkeiten der letzten Jahrhunderte empor. Er versprach ihr wie geistig so materiell eine gehemmte Entwicklung: auch für die Anstalten, deren Forschung und Lehre bedürfen würden, übernahm er die Sorge. Auf allen Gebieten griff er alsbald wohltätig ein: er beschnitt mit fester und schonender Hand die argen Auswüchse studentischer Roheit, die aus der alten Zeit in die neue herüberkamen und mancherlei Nahrung fanden in der Unsicherheit und Gewalttätigkeit der vielbewegten ersten Jahr des Jahrhunderts; er gab den Medizinern und Naturforschern ihre ersten Institute, den Theologen und Philologen ihre ersten Seminare, der Bibliothek ihre sicheren Grundlagen — alles bescheiden und eng, und doch in bedrängter und armer Zeit eine wahre Schöpfung. Hervorragende Männer haben von Karlsruhe aus an diesem Werke geholfen: vor allen anderen Sigmund von Reizenstein, der eine von den Mitbegründern des badischen Staats, gelegentlich der gestrenge und eifervolle Kurator und immer, vierzig lange Jahre hindurch, der beratende, mahnende, stützende Freund unserer Universität, der erste Typus des badischen Staatsmannes, wie ihn das Jahrhundert zum Heile dieses Landes und seiner hohen Schulen noch so mannigfach wieder erneuert hat, in dem sich mit dem rechnenden Ernste der Verwaltungs- und Regierungsarbeit die freie, teilnahmsvoll mitschaffende Freude am Geistigen lebendig durchdrang. Und über allen die Persönlichkeit des Herrschers selbst: sicher und gütig, der ernsthaft schlichte, klare und ehrwürdige Mann, mit seiner hellen und warmen Frömmigkeit, seiner ausgeglichenen und innerlichen Reife, der väterliche Fürst, der seinem Lande in einem langen Leben vor allem ein Mehrer friedlicher Güter sein gewollt und der, als ihn die wilde Woge des Weltkampfes halb wider Willen zu neuer und

weiterer Macht emportrug, auch seiner neuen Gewalt den tiefen Stempel friedfertiger Eroberung eingedrückt hat — die schöne, menschlich schöpferische Erbschaft des Zähringer Hauses und des gesamten badischen Staats, die wir als einen Segen des nun vollendeten Jahrhunderts dankbar und herzlich preisen.

* * *

Denn ein ganzes Jahrhundert ist es ja, auf dessen Verlauf diese Feier die Blicke hinweist: das stolze und reiche neunzehnte Jahrhundert mit seinem ewig wechselnden und doch so eigenen Inhalt, das damals eben emportaucht aus den Wirbeln der Revolution, noch ganz überströmt vom Geiste der Aufklärung und doch schon hingewandt auf die Küsten einer neuen Weltansicht, historisch in ihrem Geiste, national und realistisch in ihren Zielen und Formen, Altes und Neues bereits in innerlichem Ringen. Und Altes und Neues, jede entscheidende Phase der anbrechenden Zeit, sollte sich in dem Leben der Anstalt spiegeln, deren Geburtsfest wir begehen: mannigfach und in anregungsreicher Fülle und beinahe Überfülle der Gedanken, der Richtungen, der lebendigen Menschen, so daß in Heidelberg, greifbarer, vielseitiger und stärker, so möchte ich glauben, als an den meisten Stätten deutschen Lebens, das Bild des Jahrhunderts sich uns, mit frisch besonderen und doch allgemeingültigen Zügen, anschaulich, ja leuchtend vor die Seele stellt. Und erst das neue Heidelberg wurde fähig, solch ein Spiegel des Ganzen zu werden: es hatte von Anbeginn her zu seinem Teile den Vorzug der jungen Universität, wie ihn einst Wittenberg, Halle, Göttingen, wie ihn Berlin, Bonn, Straßburg genossen und geübt haben: alles Lebendige ungehemmt bei sich aufzunehmen und ihm die Wege zu bahnen in die Welt. In der Tat, ein merkwürdig rasches Erwachen und Regen vom ersten Jahre an. Karl Friedrich und seine Räte rufen, mit offenem Herzen und offener Hand, von allen Seiten, für alle Wissenszweige schaffenskräftige Lehrer; da kommen de Wette und Marheineke, Paulus und Voß, Creuzer und Böckh, Heise und Thibaut, Klüber und Zachariae, Nägele und Ackermann — Namen und Gegensätze aus allen Fakultäten. Das erstorbene Heidelberg erhält seine Buchhandlung, seinen Verlag, seine bedeutsame Zeitschrift; überall sprießen die neuen Triebe plötzlich auf. Auch die Studenten wandern zu. Das Edikt von 1803 hatte gemeint, die

große Mehrzahl der studierenden Jugend mache doch die zu bildende Geistlichkeit aus. Ganz im Gegenteile waren es die Juristen, die zahlreich kamen, und das vornehme Göttingen lieferte den reichlichsten Zuschuß; Norddeutsche aus allen Landschaften und Staaten vom fernen Osten an stellten sich ein, bald reichte die Gesamtzahl in die 400 hinein. 1807 zählte man in einer Gesamtheit von 432, wovon ein Drittel Landeskinder waren, volle zwei Dritteile Juristen und Kameralisten, ein Sechstel Theologen, kaum ein Achtel Mediziner und nur ein Zwanzigstel Humanisten[1]; in anderen Jahren überwogen die Juristen noch stärker; immer aber war es eine gesamtdeutsche Studentenschaft.

Und auf welchen Boden traten alle diese Ankömmlinge? Das alte Deutschland zerbrach; Klüber und Zachariae lasen das Staatsrecht des Rheinbundes, und wenn sie Reichsstaatsrecht ankündigten, so war es das des französischen Empires; die blauen Linien jenseits des Rheines — das waren ja französische Berge. Aber die Luft in Heidelberg war deutsch, deutsch die kleine gartendurchzogene Stadt am grünen Flusse mit ihren alten Toren und ihren läutenden Viehherden, mit ihren Wäldern und ihren Bergen, deutsch die Poesie und die Erinnerungsmacht ihres Schlosses, der Blick auf alle Stätten einer heiligen Geschichte ringsum. Man lebte im Rheinbunde und strebte noch kaum hinaus; aber die Empfindung von Vergangenheit und Eigenart, von Volk und Volkstum stellte sich bald ein: aus der Weltbürgerlichkeit und der Verstandesgenügsamkeit der alten Bildung rettete sich in diesem Heidelberg die Romantik des jungen Geschlechts in das Reich der Empfindungen, in Glauben und Geschichte, in Sang und Kunst der deutschen Vorzeit. Der erste Gegenschlag gegen Aufklärung und Fremdherrschaft geschah durch die Poeten. Und hier in Heidelberg zogen sie ein, seit 1804, die Brentano und Arnim und ihre Freunde und Jünger, und die gelehrten Prediger ihrer neuen Weltansicht, die Görres und Creuzer. Die ganze Traumwelt der historisch gewendeten Romantik blühte ihnen aus diesem Erdenwinkel entgegen, der ihnen selber eine Romantik hieß, unter rauschenden Bronnen und grauen Ahnenbildern. Wie

[1] Winter 1807: 432, Abgang 100, Zugang 115, 141 Inländer, 291 Ausländer, 74 Theologen, 223 Juristen, 70 Kameralisten, 51 Mediziner, 14 Philosophen (Karlsruher General-Landesarchiv: Heidelberg, Studien, die Übersicht der Akademiker und Einsendung der Logislisten betr., 1013, 1806—1822. Von 1819 ab: Adreßbücher der Universität, auf der Heidelberger Bibliothek).

hat Clemens Brentano diese Welt geschildert, Brücke und Markt und fröhliches pfälzisches Treiben, und dann den Mondschein über dem stillen Tal, wo ihm der Gedanke des Vaterlandes in die Seele greift; wie hat Joseph von Eichendorff diese Landschaft lebenslang im Herzen getragen und diese Jahre dargestellt aus strahlender Erinnerung! Aus Heidelberg ging des Knaben Wunderhorn in die deutsche Welt und half ihr das Bewußtsein ihrer Volksart wiederfinden. Und auf das reichste strömte die Anregung der historischen Wissenschaft zu, ein Drang zum Nachempfinden, zum Unbewußten, zur Mystik, aber auch zur innigsten Neubelebung aller Vergangenheit: die Wissenschaft vom deutschen Altertum, vom deutschen Wesen erstand. Die beiden Grimm waren diesem Kreise befreundet; aber auch August Böckh hat sich ihm zugeneigt; und Joseph Görres verkündete den staunenden und gebannten Hörern die Rätsel seiner Naturphilosophie, Creuzer versammelte die breiten Scharen der Studenten, die alle mit ihm nach etwas Neuem, Tieferem, Geheimnisvollem drängten, um seine Religionsgeschichte des Altertums mit ihren wirren Ahnungen und traumhaft weiten Zusammenhängen: von allen tragischen Schwächen der Romantik auch als Mensch berührt, in seiner Wissenschaft mehr ein Prediger als ein Forscher, und doch einer der wirksamen Wortführer des Neuen, wie es sich schäumend Bahn brach über alle die kühle Verständigkeit der letzten Zeiten hinweg.

Das Heidelberg, wie das neunzehnte Jahrhundert es geliebt hat, als eine Stätte von Schönheit und seelisch-landschaftlichem Reiz, ist damals entdeckt worden. Der Freiherr vom Stein aber hat ihm bezeugt, daß es zugleich eine wirksame Kraft ward für die Gesinnungen und für die Taten: hier habe sich, so hat er geurteilt, ein gutes Teil des deutschen Feuers entzündet, welches später die Franzosen verzehrte. Und auch in Heidelberg sank die Zahl der Studenten in den Kriegsjahren tief hinab[1]. Auch in Heidelberg betätigte sich dann der neue studentische Geist: was die Neubildung der Studentenschaft seit 1803 begonnen hatte, vollendete erst die deutsche Burschenschaft: eine Reinigung und Durchgeistigung des gesamten studentischen Lebens. Sie hat hier die Landsmannschaften, die Korps nicht zu

[1] W. 1809: 437, W. 1812: 324, S. 1813: 276 (91 Inländer, 185 Ausländer), W. 1813: 227 (75 und 152), die aber noch auf 154 sanken, S. 1814: 206 (48 und 158), W. 1814: (63 und 265).

erdrücken vermocht: auch diese blühten vielmehr auf und weiter. Aber ihren Einfluß übte die Burschenschaft auf alle; Idealismus und Poesie blieben in ihrem Gefolge. Nicht politisch war übrigens in Heidelberg ihr vorwiegender Charakter; erst allmählich drangen die politischen, die radikalen Gedanken in der Burschenschaft vor; ihre Anfänge waren, wie bei den Poeten des ersten Jahrzehnts, vor allem vom romantischen Geiste erfüllt, und beide zusammen stellen sie die phantastische Kindheit, die aufblühende Jugendlichkeit des neuen deutschen Lebens liebenswürdig dar. Aus Richard Rothes Jünglingsbriefen weht uns noch heute der ganze Reiz dieser Tage mit ihren Träumen, ihrer Weichheit, ihrem hellen, begeisterungsvollen Schwunge bestrickend entgegen. Und schon nahm von 1816 ab, wenngleich nur auf kurze Jahre, der große Ordner Hegel diese Jugend in seine schöpferische Zucht: die Burschenschaft wurde „philosophisch". Dann aber drang in Heidelberg neben und über den Antrieben der Romantik die andere, neuverstärkte Geistesrichtung des Jahrhunderts vorwärts und nahm die Führung: der Liberalismus.

Haben die beiden Mächte doch überall in diesem Jahrhundert, und zumal in unserem Vaterlande, gegeneinander und miteinander wirkend alles Leben beherrscht: neben der historisch-organischen, konservativ gestimmten Richtung, die sich wider die Einseitigkeiten der Aufklärung erhob, zugleich die liberale, die das unvergeßliche Befreiungswerk der Aufklärung und der Revolution fortsetzte auf allen Gebieten, in Wirtschaft, Gesellschaft, Staat, Geist. Dem Kampfe und dann dem Ausgleiche der beiden Kräfte sind die eigentlich großen Schöpfungen des Zeitalters entsprossen. Dem deutschen Süden schrieben es die politischen wie die Bildungsverhältnisse vor, daß in seinen Mittelstaaten der liberale Gedanke bald hervortrat. Und man darf es wohl für Heidelberg bezeichnend nennen, daß von hier im Jahre 1814 Thibauts berühmter Aufruf für das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, für die Rechtseinigung der Deutschen erscholl: politisch unausführbar, wie er damals und lange war, wissenschaftlich von den Schwächen naturrechtlicher Vergangenheit keineswegs frei, gab er, aus dem Munde des wesentlich konservativen Juristen, dennoch das Signal alles künftigen Strebens, das von dieser Stätte ausgehen sollte: Einheit der Nation! Das aber waren vor allem,

soviel auch die Romantik dazu mitgewirkt hat, doch das letzte Ziel der liberalen Gedanken.

Zuerst war es ein sozusagen negativer oder reaktionärer Liberalismus, der sich in Heidelberg den Romantikern entgegenwarf. Da führte aus seinem Turmhause an der Plöck der alte Johann Heinrich Voß den Streit, der hagere, knorrige Niederdeutsche, der seine Ideale der Nüchternheit, gesunde und einseitige, grob und grimmig gegen die Unklarheit und die Unfreiheit, aber auch gegen die Tiefe der Jüngeren verteidigte. Da trat ihm von 1811 ab der Schwabe Paulus zur Seite, der vielverhöhnte Rationalist: unter den Theologen, neben der vollen und warmen Persönlichkeit Karl Daubs, des Vertreters der neuen Religiosität, und seiner erst mystischen, dann hegelisch gefärbten Dogmatik, er der Wächter der alten Verstandeslehre, der grundsätzlichen Toleranz, die er mit allen Waffen der Intoleranz verfocht; das kleine scharfe Männlein von Haut und Knochen, mit den großen Augen in dem fleischlosen Gesicht, für den pfälzisch bürgerlichen und protestantischen Liberalismus der wesensverwandte Vorkämpfer, der ewig streitbare Publizist, durch vier Jahrzehnte hindurch stets auf der Bresche, eine nachwirkende Kraft aus überwundenen Tagen.

Nicht diese Männer blieben für Heidelberg charakteristisch. Ein maßvoller, nicht so sehr rückwärts als vorwärts gewandter Liberalismus, in dem sich bereits dem liberalen ein gewisses historisches Element beigesellte, in dem die Gegensätze sich bereits leise mischten, gewann seit den 20er Jahren allmählich die Überhand. Gewiß: nicht er allein erfüllte die Universität. Wer aus dem Reichtum der Fächer und der Persönlichkeiten, die sich hier entfalteten, das Führende knapp herauszuheben trachtet, wird nie verkennen, wieviel von wissenschaftlicher und Lehrarbeit, von dem gewichtigsten alltäglichen Inhalt einer Hochschule sich solchen raschen Formeln entzieht. Gestalten, deren Wirksamkeit und Bild die anderen unmittelbar überstrahlten, wie Thibaut, der große Pandektenlehrer, der schöne, hohe, vielseitig lebensvolle Mann, der den Studenten und der Außenwelt gegenüber die Universität beinah verkörperte, passen sich ihnen nicht ein; an dem originellsten seiner Fakultätsgenossen, Zachariae, hätte die feinere Schilderung ein interessantes Durcheinander von Altem und Neuem zu entwirren. Für das Ganze des geistigen Lebens, das hier vorwärts strömte, bleibt es trotzdem wahr: es stand

unter dem Zeichen jenes neueren Liberalismus. Die Forderungen der Zeit wirkten auf ihn ein, die Fragen der Verfassung des engeren und weiteren Vaterlandes, seiner Rechts- und Wirtschaftsordnung drängten sich näher und näher auf; diejenigen unter den Professoren wurden die geistig führenden, die dieser Hauch der Gegenwart allmächtig ergriff. Wer der Universität jener Jahrzehnte, bis nahe an die Mitte des Jahrhunderts heran, gedenkt, dem steigen Namen auf wie der Mittermaiers, des Strafrechtslehrers, der Strafrecht und -prozeß in Deutschland nach dem englischen und französischen Muster zu verbessern wünschte, der die Rechte und Institutionen verglich, um aus ihnen praktisch zu lehren, ein beweglicher und offener Geist voll freien und menschlichen Strebens; oder der Name Karl Heinrich Raus, des Nationalökonomen, der jenem gleich die Volkswirtschaftslehre zumal der Engländer auf Deutschland übertrug und in seinem Lehrbuch lange maßgebend gestaltete: sie zählten beide von etwa 1820 ab fast 50 Jahre lang zu den Häuptern der Universität. In manchem träte Zachariae ihnen an die Seite; und auch die Vermittlungstheologen der Zeit, Ullmann, Umbreit, würden sich ihnen beiordnen: auch sie, in Abwehr norddeutscher Restauration, die Männer maßvoll ausgleichender und vorwärtsschreitender Forschung und Religiosität.

Vor alle aber stellten sich als Träger der heidelbergischen Eigenart und ihres weiten Einflusses auf die Nation die Historiker. Aus dem Drucke der Restauration schritt Deutschland durch die Erschütterungen, den Aufschwung, die Enttäuschungen der 30er Jahre immer deutlicher seinem politischen Zeitalter zu; das Leben der Nation wurde breiter und zugleich zusammenhängender; die Verfassungsstreitigkeiten wuchsen; die Erbitterung über die Schwäche und Unsicherheit der Gegenwart, die Sehnsucht nach festem und einheitlichem staatlichem Rechte stieg. Auch in unser Universitätsleben griffen alle diese Fragen hinein: die Burschenschaft war um 1830 politischer und radikaler geworden, hatte sich unreif genug an den Wirren beteiligt, der Rückschlag traf auch Heidelberg, und die Sturmvögel der Revolution regten die Flügel. Vor allem aber die politischen Probleme der deutschen Welt riefen nach Antwort und suchten sie auch bei der Wissenschaft. Die politische Historie sollte sie erteilen: durch ihre Sprecher ganz besonders gewann Heidelberg für beinahe ein halbes Jahrhundert in Deutschland den breitesten

Widerhall, und nicht der Fachgeist des Historikers ist daran schuld, wenn er von Schlosser, Häusser, Treitschke mehr künden zu müssen glaubt als von so manchem sonst.

Welch eine Kette glorreicher Namen! Und in einem jeden von ihnen, in mächtiger Entfaltung, zugleich die Eigenart einer Generation. Im achtzehnten Jahrhundert wurzelt Friedrich Christoph Schlosser, der 40jährig 1817 hierherkam und erst 1861 starb: einer der Großen unserer Universität. Ein Schüler der Aufklärung und des kantischen Idealismus, ein Historiker von universaler Weite, für seine Zeit vornehmlich wichtig durch seine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts: das schildert er als die Epoche der Auflösung aller mittelalterlichen Mächte, aller Ungleichheit und Unfreiheit in Geist, Gesellschaft und Staat, mit großartiger Einheit und Wucht — freilich durchaus als Kläger und als Richter; der Jünger des kategorischen Imperativs, mißt er die Welt am Maße seiner Moral und sendet Fürsten und Minister erbarmungslos in die historische Verdammnis. Und diesen Sohn der versinkenden literarisch-philosophischen Zeit hörte das vielgequälte Bürgertum der neuen, politischen, und fand in ihm, dem großen Tadler, seinen Propheten. Im Grunde mehr und mehr ein Fremder in der Welt, die ihn umgab, ein geistiger Aristokrat, dem nur die Zartheit des Innerlichen Wert besaß, der hier in Heidelberg, nach außen schroff und stachlig, sein hochgestimmtes Sonderleben führte, hat der strenge Friese mit dem stolzen, scharfgezeichneten weißen Haupt, mit dem feurigen einen Auge, als Lehrer und Schriftsteller von den 20er Jahren an bis an die deutsche Revolution durch die Kraft seiner starken Natur die Zeitgenossen mit sich gerissen, als gehöre er zu ihnen selbst; trotz allem eine der geistigen Großmächte gerade unseres Südens. Seine Erbschaft aber ging schon zu seinen Lebzeiten in zwei Richtungen weit auseinander: sie teilte sich zwischen Gervinus und Häusser. Der erste, wie es im Grunde Schlosser gewesen war, nach seiner eigensten Anlage vornehmlich ein Mann der Literatur, deren Geschichte sein Meisterwerk begründet hat, und dennoch durch den Drang der Zeit, durch Gewissen und Absicht beinah gewaltsam hinübergestoßen zur Politik, so daß er dieser allein noch ein Recht auf die deutsche Zukunft zuerkennen wollte — der zweite durch denselben Strom wieder noch um ein Stück weiter getrieben: weniger bedeutend gewiß als Gervinus, aber einheitlicher und kräftiger, das echte Kind der hellen Pfalz,

warmherzig, tapfer und lebensfrisch, ward Ludwig Häusser zum vollen Ausdruck der Jahrhundertmitte, ein Politiker ganz und gar wie seinem Willen, so seinem ursprünglichen Wesen nach, auf jeder Stufe seiner Entwicklung vom Pulsschlag seiner Gegenwart durchbebt, ihr Schüler und ihr Lehrer. Er führte vor nunmehr 60 Jahren, selbst noch ein Jüngling, den jungen Prinzen in die Wissenschaft ein, der später zum Schutzherrn unserer Hochschule ward. Er wuchs mit seiner Generation aus Schlossers Welt völlig in die neue staatliche Wirklichkeit hinüber. Er machte mit Gervinus vereint den idealistischen Versuch, in der kleinen Universitätsstadt eine große allgemein-deutsche Zeitung zu schaffen, und sah ihn scheitern. Er kämpfte und lernte in der deutschen Revolution, deren wirre Bewegung, grotesk und bitterernst, auch unsere Stadt und unsere Hochschule erschütternd ergriff. Er blieb in aller Größe und aller Wüstheit, in aller Sehnsucht und aller Enttäuschung der Sturmesjahre dem Streben maßvoller Einheit und maßvoller Freiheit getreu und reifte in ihnen zum Mann. Er ging als ein Bannerträger des preußisch-deutschen Gedankens, ernüchtert aber entschlossen, hinüber in die Epoche der Reaktion. Er wurde in ihr, auf seinem Heidelberger Katheder, zum machtvoll werbenden Prediger seiner Idee, zum führenden Lehrer seiner Universität, zu einem der historisch-politischen Erzieher seiner Nation. Und er kämpfte den Kampf um deren Zukunft mit den Waffen seiner Wissenschaft: seine Deutsche Geschichte erzählte den Zeitgenossen, wie ihre heutige Staatenwelt um den Jahrhundertanfang entstanden war, und entzündete ihren Zorn, ihre Willenskraft und ihre Hoffnung durch den klaren und warmen Bericht über die Niederlage und den Sieg von 1806 und 1813. So trat er, der Historiker und der Realist, in den Vordergrund seines Jahrzehnts.

* * *

Dieses aber brachte für Heidelberg den Anbruch seiner reichsten Zeit. Wenn es jemals ein Abbild alles deutschen Daseins gewesen ist, so war es das in diesen Jahren nach der Revolution. Da waren die Radikalen in Geist und Staat; da kamen die Gäste wie Gottfried Keller, Ludwig Feuerbach, David Friedrich Strauß, und hinter ihnen die Kämpen der Kaiserpartei, die Gothaer, Heinrich von Gagern, Wilhelm Beseler, und beide fanden sie ihre Genossen im

Schatten der Universität. Beiden entgegen die Männer des Rückschlages gegen 1848, die Bekehrten und die Eiferer: deren Führung nahm die Kirche der zwei Bekenntnisse, in engem Bunde mit der staatlichen Gewalt: Gervinus, Kuno Fischer, Moleschott traf der Angriff. Und während der politische Kampf damals in Deutschland erstarrte, der geistige flutete weiter, und in ihm das Leben. Er durchströmte diese Universität. Ihre Studentenschaft hatte um 1830 einmal die 1000 erreicht; seitdem trat jede Schwankung der deutschen Geschicke in ihren Zahlen zutage, jetzt sanken sie wieder um Hunderte herab: Heidelbergs nationale Stellung aber berührte das nicht.

Über ganz Deutschland ging der Glanz Vangerows, des begeisterten und klaren Lehrers des römischen Rechts, der Thibauts Erbe war; Mittermaier und Rau lehrten fort, Zöpfl vertrat in diesem staatlich-rechtlichen Kreise den großdeutsch-katholischen Zug der Zeit, Robert von Mohl, der Schwabe, dessen kluge und herbe Erinnerungen uns die Bilder dieser Tage besonders lebhaft vorhalten, den Drang auf Einheit und Verfassung im Sinne der Liberalen: Staatsmann und Gelehrter zugleich, umfassend und scharf, durchaus ein Mann dieser Tage des Wollens und des Streites. Auch bei den Theologen die gleichen Zeichen: die friedlichere Richtung wich immerhin einem Bestreben, handelnd einzugreifen, die Kraft der Kirche zu befestigen und in den Gegensätzen zu betätigen; Ullmann, Schenkel, Hundeshagen nahmen, wenngleich ohne einen Bruch mit Heidelbergs Vergangenheit, diesen Weg. Zugleich aber hob sich aus ihrer Mitte in zarter und wunderbarer Blüte der religiöse Genius Richard Rothes hoch empor: der Denker und Prediger, den man unter den Trägern des deutsch-protestantischen Geistes seines Jahrhunderts Schleiermacher am nächsten angereiht hat, der Schüler der Romantik, des Pietismus und Hegels zugleich, der aus allen Einflüssen und Erscheinungen doch nur seiner feinen und tiefen Eigenart mit stiller Sicherheit Nahrung sog; erfüllt von einer alles beherrschenden und verschmelzenden, fraglosen Religiosität, aber Bekenner eines Glaubens, dem die Kirche wenig war neben der Entwicklung der religiösen Innerlichkeit, der das Ewige im Leben der Welt, des Staates, des Alltages suchte und unbefangen hinaussah in alles Streben seiner Gegenwart; ein Mystiker und Poet, ein Dialektiker, der alles Weltleben mitfühlend einfing in seinen großen Gedankenbau, und der praktisch ebendeshalb der Verfechter der geist-

lichen Freiheit, des unbedingten Rechtes jeder Forschung und Lehre, der Mitarbeit der Gemeinde in seiner Kirche ward: so tapfer und klar wie rein, bescheiden und mild; durch sein Dasein selber ein lebendiges Zeugnis dessen, was er verfocht, der Unsterblichkeit seines Christentums in jeglichem Wandel der Zeit.

So darf man, im Hinblick auf das Neue jener Tage, den Jünger Hegels wohl mit denen zusammen nennen, die damals den allgemeinen Geist des Gegensatzes gegen die idealistische Philosophie, den Wirklichkeitsdrang des fortschreitenden Jahrhunderts, der Hegels Vorherrschaft abgelöst hatte, neben und über den Historikern am gewaltigsten vertraten: mit den großen Naturforschern, die jetzt ihren Einzug hielten in Heidelberg.

Gewiß, auch sie waren auf diesem Boden nicht ohne gewichtige Vorläufer. Die Medizin hatte von Anfang her steigende Pflege genossen. Zuerst freilich faßte wohl ein einziger Professor fünf Lehrfächer in sich zusammen; dann traten nach 1815 eine Anzahl bedeutender Praktiker hervor. Von Tiedemann, dem Anatomen, und Gmelin, dem Chemiker und Physiologen gestützt, errichteten neben dem genialen Frauenarzt Nägele zumal Chelius und Puchelt ihre Kliniken und führten Heidelberg allmählich auf einen ersten Gipfel medizinischer Wirksamkeit. Chelius insbesondere, der Chirurg, erschien in langen Jahrzehnten wie die Verkörperung dieser Blüte, ein vornehmer ruhiger Mann und berühmter Operatör, als Arzt, als Organisator und Schriftsteller ein Repräsentant seiner selbständig gewordenen Wissenschaft über Europa hin. Um 1830 erreichte der Besuch der Fakultät eine stattliche Höhe; die Kliniken, anfangs unvollkommen genug, wurden größer und freier, Heidelberg eine vielgesuchte Krankenstadt. Doch diese erste Blüte begann um 1840 zu welken. Die führenden Ärzte wurden alt, der Geist der Medizin wandelte sich, wurde naturwissenschaftlich strenger und strenger. Auf die symptomatologische Krankheitserkennung und Behandlung folgte die anatomische und die physiologische; nach 1840 drang ein jüngeres Geschlecht auch in Heidelberg ein, ein glänzender Praktiker wie Pfeufer, ein bahnbrechender medizinischer Anatom wie Henle erklärten dem alten Betriebe vom neuen naturwissenschaftlichen Boden her den Krieg, und es gab unbehagliche Zeit. Die beiden Neuerer wichen 1852, und eine zeitgemäße Wiederherstellung gelang erst spät: dazwischen lag eine Periode des Niedergangs.

Da waren es die Naturforscher vornehmlich der philosophischen Fakultät, die jener Erhebung vorarbeiteten, und die in sich selber das Höchste erreichten, wovon die Geschichte unserer neuen Universität erzählt. Die drei Großen traten auf ihren Platz. Sie hatten sich alle auch ihrer Fachvorgänger, der Gmelin, Jolly, Arnold, wahrlich nicht zu schämen. Aber das große Zeitalter der Naturwissenschaften, das um die Jahrhundertmitte nach langsamem Aufstiege nun auch in Deutschland mit unvergleichlichem Glanze kulminierte, die Auswirkung aller Triebe der neuen Zeit, der volle und mächtigste Durchbruch jenes Wirklichkeitsstrebens, das alle Wissenschaften ringsum ergriff: das kam hier doch erst mit Robert Bunsen, Gustav Kirchhoff, Hermann Helmholtz zu seinem Siege. 1852, 1854, 1858 zogen sie in Heidelberg ein, bis 1871 und 1875 blieben sie hier vereint; ein Licht, das die Menschheit umfaßte, strahlte von ihnen aus, und diese Universität trat an die Spitze einer Zeit- und Weltbewegung.

Wie dürfte ich mich vermessen, ihr Werk und ihren Wert, gar ihre Stellung in der Geschichte ihrer Wissenschaften hier umschreiben zu wollen! Aber auch der Laie wird ihr Zusammenstehen dankbar preisen, und wer die Geschichte Heidelbergs berührt, dem treten sie vor das Auge, in ihrer Verschiedenheit und ihrer Einheit — Kirchhoff, der jüngste, der Ostpreuße, zart und klein, von feinen Zügen, mit aller kritischen Bescheidenheit und Sammlung des eigentlichen Gelehrten, in späteren Jahren, so scheint es, skeptisch selbst gegen die mechanische Erklärung der Naturvorgänge, die er einst selbst erstrebt hatte, der Meister zumal der theoretischen Physik. Dicht neben ihm der Riese Bunsen, der Niedersachse, voll Lebenskraft und Lebensfreude, mit der ruhigen Sicherheit und der leisen Schalkheit seines Stammes, aber auch mit dessen abwehrender Zurückhaltung im Persönlichen, bei mancher Freundschaft doch sein Leben lang ein einsamer Mann, von „kristallklarer" und dennoch undurchdringlicher Tiefe; dabei sein Sinn allen Erscheinungen der Welt weit aufgeschlossen, in aller Wissenschaft und Literatur ein rastloser Leser und Genießer, mit aller Natur von früher Jugend tief befreundet. Er wendet sich nach seinen Anfangsforschungen von der organischen zur anorganischen Chemie und bleibt dann ganz bei ihr, als einer — so nennt ihn sein Nachfolger — der größten Chemiker aller Zeiten. Aber bis in sein Alter gehörte

seine Liebe und der Ertrag seiner Arbeit den Nachbarwissenschaften zugleich, wie einst der Medizin, so nun zumal der Geologie. Ein großer Experimentator und Erfinder von mancherlei Instrumenten, ist er zugleich der Technik ein bedeutsamer Helfer, ein Pfadfinder der Metallindustrie, der Elektro- und der Photochemie; bis dann, der Welt gegenüber, die gemeinsame Leistung von 1859 ihn und Kirchhoff leuchtend emporhob: die Spektralanalyse, in ihrer chemischen Bedeutung, wie der Fachmann urteilt, als Mittel chemischer Analyse, vor allem wohl Bunsens Werk, von Kirchhoff dann ausgenutzt zu jenen Schlüssen auf die chemische Zusammensetzung der Sonne, der fernsten Weltkörper, die den Nachlebenden noch heute ebenso erhaben sind wie den staunenden Zeitgenossen. Und zu den beiden Führern der Dritte, der universalste von allen. Als Physiolog hat Helmholtz in Heidelberg gelehrt. Schon längst der Erfinder des Spiegels, der die Augenheilkunde umschuf, hat er am Neckar die Lehre von den Tonempfindungen, die physiologische Optik abgeschlossen, die Nervenphysiologie bebaut, sich dann aber weiter und weiter gedehnt zur Ästhetik der Musik und der Malerei, zu erkenntnistheoretischen Untersuchungen; er griff hinaus in die Prinzipien der Geometrie und wandte sich der Physik zu, der sein erster großer Wurf gegolten hatte und in der sein Leben gipfeln sollte. Alle Erkenntnisgebiete durchzog er, alle Erkenntnismittel stellte er herrscherhaft in seinen Dienst, in den Dienst der einheitlichen Naturerkenntnis, nach der er strebte; er rang danach, seiner Wissenschaft ihre Ebenbürtigkeit auch in der Weltansicht seines Volkes zu erobern, er sprach zu dessen Gebildeten: ein zentraler Geist von unermeßlichem Umfang und unermeßlicher Wirkung, eine ruhelos schöpferische Arbeit, umschlossen von einer olympischen Persönlichkeit: würdevoll, schönheitsvoll, mit dem Stempel des Genius auf der leuchtenden Stirne.

Wohl war dies ein hohes Geschlecht: diese Männer umspannten die Welt, auch die gewaltigen Hergänge des Tages lebten sie mit; sie wurzelten in dem breiten Boden allgemeinster Geistesbildung, der heroischen Erbschaft von Deutschlands großer Geistesepoche; Person und Wissenschaft war da tief miteinander durchdrungen, und das Haupt des Forschers ragt in den Äther menschlicher Ewigkeit hinaus. —

Die Jahre ihrer Siege aber waren die Siegesjahre unseres

Volkes, unseres Reiches. Die Welle, die sie trug, trug auch den großen Wirklichkeitsbeherrscher, der Deutschland formte, und in den Gipfelzeiten dieser Naturwissenschaft gipfelte auch — menschlich zugleich und sachlich ihnen vielfach verbunden — die patriotische und die wissenschaftliche Arbeit der politischen Historiker, in deren Gefolge wir in das sechste Jahrzehnt getreten sind. Ich darf es nicht schildern, aber es auch nicht verschweigen, was nun die 60er Jahre Heidelberg gewesen sind und was Heidelberg in ihnen der Nation war. Ich darf es nicht verfolgen, dieses Erwachen alles deutschen Lebens vom Ende der 50er Jahre ab, und das Erwachen des badischen Staatslebens zur selben Zeit: wie Baden 1860 durch die Entscheidung seines Fürsten, zugleich mit der vollen Entfaltung seiner alten Eigenart, der Eigenart, die Karl Friedrich begründet hatte, seine klassische Stellung in Deutschland gewann; wie dann die Fluten und die Kämpfe stiegen und stiegen, und wie durch Drang und Not, durch Hoffnung und Verstimmung, durch Begeisterung und lebendige Tat, wie durch das Zusammenklingen schöpferischer Kraft und nationaler Sehnsucht und Hingabe, durch tragisch erschütternden Krieg und zukunftsfreudige Arbeit das Höchste sich vollendete, worum das Jahrhundert gerungen. Ein jeder Schlag und Gegenschlag aber von alledem wurde auch hier mit empfunden und auch hier mit geführt. Heidelberg blieb ein Vorort der Einheitsbewegung, und seine geistige Mitarbeit, die nicht berufen sein konnte, das Werk zu vollbringen — sie half es doch vorbereiten, sie begleitete es, sie stand inmitten der besten Kräfte der großen und wirren Zeit. Es blieben die Männer und Richtungen, die wir kennen: ein heftigerer Drang nach links bei den Theologen, ein starker politischer Nachdruck bei den Juristen, in deren Mitte, ganz ein Sohn dieser staatsschaffenden umwälzenden Tage, der Schweizer Bluntschli trat, ein liberaler Politiker in jeder Faser; an der Spitze aber die beiden Historiker. In den Kämpfen bis 1865 trug Ludwig Häusser die Fahne voran, opferwillig und regsam, an jeder Mühe, jeder Erregung, jeder Enttäuschung, jedem Erfolge des nationalen Ringens dicht beteiligt, bis er unter der allzuschweren Last zusammenbrach, im Angesichte des Sieges: von allen denen, die ich zu nennen hatte, nach Herkunft und Wesen und Lebensgang für Heidelberg und für die Pfalz wohl der bezeichnendste Mann. Doch aus den Händen des Sterbenden nahm Heinrich von Treitschke die Waffen und führte

sie glorreich weiter: in diesen Jahren harter und dennoch jauchzender Vollendung der rechte Prophet des neuen Reiches, dessen jugendlich schöne und jugendlich siegreiche Männlichkeit hier warb und stritt und flammte, ein Wahrzeichen der Nation, deren Glauben er den Studenten in die Seele grub, von unvergeßlichem Eindruck, von unbesieglicher Liebesfülle, für jeden, dessen Lebensweg er streifte, eine Kraft, die man festhält, ein Kämpfer von Geburt, von heißer, manchmal versengender, aber zuletzt doch lebenschaffender Leidenschaft — den Großen, die ich eben geschildert, ebenbürtig als ein reiner und starker Mensch und als ein Gelehrter, an dem alles umfassend, von großem Zusammenhange und hohem Zuge war, wie sie gegründet in den Tiefen goethischer Bildung, sprudelnd und sprühend von echter Genialität, auch als Geschichtschreiber ein voller und höchster Ausdruck seiner Zeit, ein Vereiniger und Überwinder der alten geistigen Gegensätze von Liberalismus und Romantik: nur daß bei ihm alles innerliche Feuer doch schließlich nur dazu da sein wollte, um Eisen zu schmieden für die Schlachten seiner Nation, um Erkenntnis und Anschauung, die er weitausgreifend sammelte, mit der Macht des politischen Willens zu durchglühen, um alle Seelenkräfte zu stählen zur volksbegründenden Tat.

* * *

Ich halte inne. Die Grenze von 1871 — drei Jahre darauf schied Treitschke von Heidelberg — mag ich als erzählender Historiker nicht überschreiten. Ich habe eine reiche Fülle bedeutender Menschen zu nennen und sie in Gruppen und Entwicklungen einzureihen gehabt: denn nur in deren Zusammenhange entfalteten sich diese Einzelnen, und nur im lebendigen Einzelnen wurde die Gesamtheit wirklich und wirksam. Und was ergab sich? Durch zwei Menschenalter hindurch eine frische, vielfältige, geistige Bewegung, eine bedeutsame Vertretung so vieler allgemeiner Erscheinungen in dieser Sonderuniversität. Auch diese wieder, als Ganzes, steht innerhalb des Ganzen des nationalen und des universalen Geistesstromes und leistet innerhalb seiner doch ihr eigen Werk. Ich glaube es ohne Überhebung sagen zu dürfen: wenn auch gewiß in jeder unserer deutschen Hochschulen der Inhalt des Jahrhunderts sich spiegelt, so charakteristisch und so stark hat er sich damals vielleicht nur noch in einer einzigen wiederholt. Heidelberg tritt an historischer Bedeutung

unmittelbar neben Berlin — der Süden zum mindesten hatte keine lebendigere Vertretung als hier bei uns. Man hat gelegentlich auf die Verschiedenheiten zwischen den beiden Universitäten hingewiesen: es sind zugleich die charakteristischen von Nord und Süd, von Preußen und Baden. Man denke an manche Zeit der Berliner Theologie im Vergleiche mit der heidelbergischen, man stelle Hegel und Stahl neben Klüber etwa und Mohl, Savigny neben Thibaut, Ranke neben Schlosser. Zwischendurch würden die Verwandtschaften mannigfach heraustreten, und am Ende die Linien sich einander nähern: Bluntschli zu Gneist, Häusser und Treitschke zu Johann Gustav Droysen, Naturforscher zu Naturforscher. Und deutlich würde sich zeigen, wie lebendig am Neckar in all dieser langen Vorgeschichte des Reichs, inmitten des jungen südwestdeutschen Verfassungsstaates, gerade die Disziplinen des öffentlichen Lebens, juristische wie historische, erblühten: überall springt die allgemeine deutsche Leistung Heidelbergs heraus. Sie wird, nach allen ihren Richtungen, in der deutschen Geschichte ihren Platz behaupten: sie war bis 1871 in ihr eine Macht.

Und seitdem?

Die 70er Jahre brachten Heidelberg kein Glück. Persönliche Zwiste vergifteten die Luft; ein Teil seiner besten Lehrer zog, wie schon einmal um 1810, weg nach Berlin. Nicht nur aus persönlicher Unlust: die sachliche Lage verschob sich auch. Die alte Aufgabe für Deutschland, die so nur außerhalb Preußens zu lösen gewesen war, war gelöst; das Reich bestand, und auch der wissenschaftliche Schwerpunkt wollte sich in die Hauptstadt des Reiches verschieben. Es war der Lohn für Heidelbergs lange Mitarbeit, daß es verlor. Die Zahlen sanken tief, die Winter zumal zeigten gegenüber den Sommern eine klägliche Leere. Allmählich hat sich auch das wieder gegeben; die Zahlen sind längst wieder gestiegen, der Höhe der gesamtdeutschen Besucherziffern gemäß; wir haben jetzt das zwei- bis dreifache der 70er Jahre erreicht. Stets sind die Landeskinder hinter dem Zuzuge von außen erheblich zurückgeblieben; längst hat sich neben das einst erdrückende Übergewicht der Juristen eine immer stattlichere Zahl der Mediziner, der Naturwissenschaftler, der Philosophen gestellt; und wie die Hörerschaft, so ist der Lehrkörper unablässig gewachsen. Ich darf die Menge der Bauten, der neuen Institute nicht aufzählen: Regierung und Stände haben reich für

uns gesorgt; ich nenne anstatt vieler nur die zwei Namen Julius Jolly und Wilhelm Nokk. Der Einzelstaat hat bald gesehen, daß ihm das Reich nicht einen Verlust, sondern einen Zuwachs an eigener innerer Kulturarbeit bedeutete; und das Werk all seiner Vorgänger, zumal des gütigen Vaters wie des Großvaters, der ihm zum oft bekannten Muster ward, hat rastlos, glücklich und verständnisvoll der Herrscher fortgeführt, der nun seit einem halben Jahrhundert unser Rektor magnificentissimus ist.

Hat unsere Universität so viele Wohltaten erwidert durch Taten? An dieser Stelle, wo alles gegenwärtig Persönliche hinter das sachlich Ganze zurücktritt, darf, glaube ich, ihr Redner auch für das letzte Menschenalter antworten: ja! Er darf sich dessen freuen, was diese Anstalt in Stadt und Staat bedeutet. Er darf gern von der Studentenschaft sprechen, die, in den alten und in immer neuen Formen des Zusammenlebens, in frohem Genusse, aber auch in reicher und freudiger Arbeit, in vornehmem Sinne, zu Heidelberg sonnige und seelisch entscheidende Jahre verbringt. Er darf der Ausgelernten gedenken, die als Geistliche und Lehrer, als Richter und Beamte, als Ärzte und Chemiker usf. und als Gelehrte hinausgegangen sind in unser Land. Er darf die Heilarbeit und die Arbeit der Institute unserer Universität erwähnen. Er darf es noch lauter rühmen, was sie, gleich ihren Schwestern, über den Kreis ihrer Schüler hinaus für die Kultur dieses Landes ist: denn sie muß es sein; er darf von ihr sagen, daß sie ein Stück der Eigenart Badens bildet und daß sie selber gut pfälzisch und badisch ist, so wenig sie jemals seit 1803 im engen Rahmen einer Landesanstalt gehalten ward. Aber wir preisen es gern, wie auch die große Zahl der Zugewanderten unter uns dies Land, diese Landschaft, diese Stadt mit ihrem frischen und lebensvollen Genius im vollen Sinne als Heimat empfinden, in die sie hineinwachsen, rasch und ganz; und wir spüren es als Stolz und als Segen, daß wir aus freiem und ungeteiltem Herzen so gute Badener und so gute Deutsche zugleich sind und sein sollen: wir sind noch immer eine gesamtdeutsche Universität und halten das große Vaterland, gleich unseren geistigen Ahnen, in selbstverständlicher Liebe fest.

Und in den weiten Gemeinschaften der Nation und der Wissenschaft steht auch unsere Arbeit. Ich werfe einen Blick auf den Gesamtfortgang der Studien, die ich zuvor in ihren einzelnen Haupt-

phasen bis 1871 begleitete: überall neue Zweige, eine lückenlosere Durchbildung von Forschung und Unterricht. Wer in das Einzelne eintreten dürfte — hier mangelt die Zeit, und einen Katalog von Namen wünsche ich nicht zu bieten —, der fände wohl die Theologie friedlicher als in den sechziger Jahren, aber er fände die alten Züge kritischer Bibelforschung wieder, er schlösse Hitzig und Holsten der alten Reihe an; er fände, hier, wie seit langem in der Rechtswissenschaft, eine stetige Zunahme des geschichtlichen Elements. Er fände bei dieser, auch seit Vangerows Tod, die alte Würde des Pandektenlehrstuhls, er fände im Strafrecht die alte Reformarbeit Mittermaiers, durch Rudolf Heinze in neuer Weise fortgeführt, das Staatsrecht seit dem Vollzuge der Reichsgründung, dem Abschlusse des langen Kampfes, vor neuen, reiner wissenschaftlichen Aufgaben, in anderer Richtung, aber in alter Stärke, und doch auch jetzt noch, wie in Georg Meyer, gerne der praktisch-politischen Arbeit nah. Er fände in der philosophischen Fakultät das Fach, das ihr den Namen gibt, erst seit den 60er Jahren an der zentralen Stelle, die ihm gebührt; in allen Zweigen der Philologie ein neues Leben, neue Lehrstellen und Lehrgebiete, und unter den Toten — denn wenige darf ich nur nennen — den Namen eines Erwin Rohde. Er fände neue geschichtliche Teilgebiete abgesteckt, die Kunst, die Erdkunde neu berücksichtigt, im alten historischen Hauptfach den Gegenwartskampf, wie ihn noch Treitschke geführt, seit Erdmannsdörffer und Winkelmann von der gelehrten Forschung still zurückgedrängt. Und die Geschichte ist, auch bei uns, in die Wirtschaftslehre eingedrungen: Karl Knies hat damit einst als erster in seiner Jugend ganzen Ernst gemacht. Und überall auf dem mathematischen, auf dem naturwissenschaftlichen Feld eine starke Mehrung und ein sorgsamer Ausbau jeglichen Einzelgebiets, in vielen ein erhöhter Aufschwung. Ich weise zurück auf klangvolle Namen wie Hofmeister, Hesse, Fuchs, ich weise hinüber auf die Sternwarte auf unserem Königsstuhl; ich darf es nicht ausführen, wie unter den Erben der ganz Großen Viktor Meyer die Art Bunsens nach Stoff und Lehrbetrieb ergänzte, wie in den verwandten medizinischen Fächern in Willy Kühne ein glänzend geistreicher Forscher die physiologische Nachfolge Helmholtzens antrat, und wie an den vielverdienten Fr. Arnold der große Anatom sich anreihte, der letztbetrauerte unserer Toten, Karl Gegenbaur, der Meister, der die vergleichende Anatomie und die Ent-

wickelungsgeschichte vertiefend miteinander durchdrang, der Mächtigen einer im Reiche der Wissensgeschichte. Längst aber ist die praktische Medizin den theoretischen Schwesterwissenschaften nachgeschritten: seit 1860, von Friedrichs und Simons Tagen an, hat sie in bedeutenden Vertretern, in immer erweiterter Spezialisierung, mit immer reicheren Hilfsmitteln, die alte Höhe der ersten Generation wieder erreicht und übertroffen: von neuem wurde Heidelberg da zu einer Lehr- und Heilungsstätte für die weite Welt.

Gewiß: wissenschaftlich arm geworden ist auch das neue Heidelberg keineswegs. Schon heute spüren wir — ich deute es an — auch in diesem letzten Menschenalter doch so manchen Zug von alter Heidelberger Eigenart; wie weit sie ging, ob sie das Ganze erfüllte und charakteristisch umschloß wie einst, ob und wieweit Heidelberg aus seiner einst so ausgeprägten Sonderstellung heraustrat, vielleicht herabstieg; wie schwer seine Leistung in der Gesamtleistung der neuesten Wissenschaft wiegt und wie sie sich in sich selber entwickelt hat — all diese feinen Fragen beantworte die Zukunft. Wir sehen heute wohl, auch an dieser Stelle, denselben Wandel, den unser allgemeines Leben, den insbesondere die Wissenschaft dieser Jahrzehnte überall zeigt: Arbeitsteilung und Arbeitsbereicherung, Siege des Realismus, die Leistung breiter und sicherer, der Durchschnitt gleichmäßiger und wohl auch höher als einst; aber freilich — wie ist es mit dem alten Universalismus, dem Zuge ins Große, dem Zusammenhange der Einzelwissenschaft und ihres Jüngers mit den Lebensproblemen des Vaterlandes und der Zeit, dem Zusammenhange der gelehrten Arbeit mit dem tieferen Leben der Persönlichkeit? Ich habe hier nicht zu untersuchen, ob das alles wirklich so gar schwach geworden ist, wie die Klage wohl will, ob wir wirklich verarmt sind an seelischen Gütern und ob nicht so manche Zeichen auf neue Erhebung deuten. Des Einen gewißlich dürfen wir in dieser Stunde froh sein: die Geistesstätte, deren Fest wir feiern — wie auch immer: lebensvoll ist sie geblieben. Hohe Gestalten haben auch nach 1870 über ihr geragt; eine stolze und stärkende Überlieferung und daneben, unverwelklich wie je zuvor, Reiz und Schönheit in Geschichte und in Natur — sie fesseln auch heute noch beglückend und zugleich beseelend an Heidelberg und helfen uns, jung zu bleiben inmitten dieser ewig jungen Welt. Wir dürfen an unsere Universität und ihre Lebenskräfte glauben: sie wird bestehen. Diene ihr jeder

von uns auf seine Art: wie immer er jenen weiten Fragen, die ich streifte, gegenübersteht — wenn er sich selber nur treu bleibt, in wacher Selbstkritik, in Wahrhaftigkeit und wissenschaftlichem Mute, in steter Unzufriedenheit mit der eigenen Leistung; wenn er vom Boden seiner Weltansicht und seiner Kräfte aus des Einen nur gewiß bleibt: daß er diese Kräfte ganz dem Ganzen widme, dem er gehört, der Arbeit, der Lehre, die er sich wählt; daß er seiner Aufgabe, wie er sie sich auch setze und begrenze, den vollen Menschen weihe, das ganze Herz: denn Leben wirkt nur, wer sein bestes Leben darzubringen vermag. Ich wiederhole den Gruß, der einst als Mahnung, als Gelübde, der jüngsten unter unseren Hochschulen entgegengeklungen ist: pectus facit professorem!

Das andere legen wir getrost in die Hände des guten Geschicks, das unsere Universität durch die Jahrhunderte und zumal durch dieses Jahrhundert trug. Sie hat vor 17 Jahren die Feier des halben Jahrtausends begangen; wir knüpfen die heutige freudig an jene an — und spüren es: das heutige Gedenkfest ist innerlich beinahe reicher, als jenes war: denn weitaus die besten Ruhmestittel Heidelbergs, den wertvollsten Inhalt seiner Geschichte, umschließt die neue Universität.

Wir denken dieser hundert Jahre, die Heidelberg mit Karl Friedrichs Staate verknüpfen, der sechzig, die es verknüpfen mit Karl Friedrichs wesensverwandtem Enkel: wir sehen die Kette aufleuchten, die dies Jahrhundert unserer Hochschule zusammenschließt. Wir freuen uns dieser lebendigen Einheit und des Reichtums, dessen Erben wir sind; wir treten aus hellem Gestern zuversichtlich in das Morgen hinüber: wir trauen dem guten Sterne unserer Universität. Leuchte es ihr weiter voran, inmitten unseres Reichs, inmitten unseres Landes, das milde und warme Licht des Zähringer Hauses, leuchte es ihr lange von dem gütigen, dem ehrwürdigen und teuren Haupte her, das über diesem Feste gewaltet hat, und dessen ganzes Leben für sie ein langer Segen war und immer bleibt. Der gute Geist, der sie geleitet hat, er bleibe ihr treu!

* * *

Hamburg und das bürgerliche Geistesleben in Deutschland

Antrittsrede, gehalten in der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung
am 8. Oktober 1907

Der Herr Vorsitzende des Kuratoriums der Wissenschaftlichen Stiftung[1] hat Ihnen von der Gegenwart und von den Fragen der Zukunft gesprochen, wie sie dem handelnden Staatsmanne auf der Seele liegen. Der Historiker, dem er jetzt, als einem der Erstberufenen der neuen Anstalt, das Wort erteilt hat, tut das, was seines Amtes ist, wenn er von der Vergangenheit redet — nicht von demjenigen Inhalte der Vergangenheit, mit dem seine eigenen Lieblingsstudien sonst vor allem verkehren und von dem eine persönliche Antrittsrede sonst etwa handeln würde, sondern von der Vergangenheit, in deren Zusammenhange die Gründung des Werkes steht, das heute hier gefeiert wird. Diese Stiftung, neuartig wie sie in das Hamburger Leben hineinzutreten scheinen mag, ist doch nur ein durchaus organisches Ergebnis der hamburgischen und deutschen Geschichte, das festgeschlossene Glied einer Kette, die das Leben dieser Stadt seit Jahrhunderten umschließt und die es seit Jahrhunderten und nun von neuem mit dem geistigen Leben Deutschlands, ganz besonders mit dem Leben des deutschen Bürgertumes, nahe verbunden hat.

Bürgerlich ist dieser Boden hier, und bürgerlich ist die neue Blüte, die er hervorgetrieben hat. Und wir gedenken der uralten Einheit zwischen Stadt und Bildung, wie sie — ich spreche hier nicht von den glorreichen Stadtstaaten des klassischen Altertums als Geburtsstätten des Geistes — den Werdegang der modernen Welt begleitet hat. Erst in den Städten des Mittelalters ist der Geist der neuen Weltepoche, der romanische und germanische Völker unter dem Einflusse des Christentumes zu neuem, eigenem seelischem Dasein emporführte, zu seiner vollen Form gelangt: erst da er von den Klöstern und von den Burgen in die Mauern der Städte, in die Häuser der Bürger wanderte. Die letzten Jahrhunderte des Mittelalters beherrschte eine überwiegend städtische Kultur: in ihr reifte das Neue und Lebendige zuerst, die Zukunft des modernen Staates, die das Bürgertum dem modernen Fürstentume vorbereitete, die

[1] Herr Senator von Melle hatte zum Eingange der Versammlung, die so zu einer Art von Eröffnungsfeier der neubegründeten Stiftung wurde, ihren Begründern gedankt und ihre Ziele erörtert: Berufung von Gelehrten, Förderung der Forschung durch Reisen und Publikationen, Förderung des wissenschaftlichen Lebens und Unterrichts in Hamburg in alten und neuen Richtungen. Er besprach die Frage einer Hamburger Universität, mit deren zukünftiger Möglichkeit die Stiftung rechne, deren Gestalt noch unbestimmbar sei, aber sicher deutsch und nicht ausländisch ausfallen werde.

Gegenwart einer künstlerischen, literarischen, wissenschaftlichen Entfaltung. In Italien sproß die ganze Geisteswelt der Renaissance aus den Städten hervor und blühte erst vom Bürgertume her den Monarchien zu; und auch die erste der großen neuen Organisationen des wissenschaftlichen Lebens, die erste Universität entstand um den Ausgang des zwölften Jahrhunderts aus dem Zusammenwirken der städtischen Behörde und der städtischen Korporationen mit den Scholarenkorporationen zu Bologna: die klassischen Universitäten Italiens waren Stadtuniversitäten. Unser deutsches Leben ist nie so einseitig städtisch gewesen, wie das italienische; zu stark haben sich in Deutschland neben und über den Städten die Landschaftsstaaten mit ihren Fürsten und ihrem Adel entwickelt, und ganze, große Teile unseres Vaterlandes blieben städtearm. Dennoch war auch hier der Kultur- und zum Teile der Machtfortschritt vom dreizehnten bis in das sechzehnte Jahrhundert an die Städte gebunden: das waren die großen Tage unserer Reichsstädte in Süd und Nord, ihrer politischen Bedeutung, ihres wirtschaftlichen und kolonisatorischen Aufschwunges, ihrer geistigen Zeugungskraft, die Tage der Städtebünde und Städtekriege, des neuen städtischen Gewerbes und des städtischen Handels, die Tage, da die süddeutschen Reichsstädte über die Alpen hin, zum Mittelmeer hinüber, den Rhein hinab, die Reichs- und Landstädte des Nordens in der Hanse durch die Gebiete der Ostsee und Nordsee ihre stolzen Bahnen zogen, Zeiten, auf deren Höhe die Macht der großen Kaufleute sich glanzvoll und die Mitlebenden blendend erhob, während ein starkbewegtes inneres Leben die Gemeinden kampfreich durchpulste — die erste Blüteperiode des deutschen Bürgertums. Und auch der deutschen bürgerlichen Bildung zugleich! Bürgerlich wurde damals auch in Deutschland das Beste am Leben der Religion, der bildenden Kunst, der Dichtung, der Wissenschaft. In dieser ersten Epoche deutscher Universitätsgründungen wetteiferten die Landesfürsten mit den Städten, und nur die Minderzahl der neuen Hochschulen war unmittelbar städtisch: die Kölner, Erfurter, Baseler Universität; aber auch die Mehrzahl der übrigen atmete die Luft lebendiger Städte, und an die Städte schloß sich dann, als die Scholastik verblühte, der aufstrebende Humanismus besonders eng, in Augsburg, Nürnberg, Straßburg gewann er seine Hochburgen, stattlicher fast als in den Schlössern der Fürsten. Eine letzte höchste Erhebung erreichte all dies im ersten

Menschenalter der deutschen Reformation. Auch sie bildete eine besondere städtische Gestalt in sich aus, hob noch einmal die Reichsstädte mitten in den Reichtum des vollen historischen Lebens und Streitens hinein, fand ihren edelsten Ausdruck in städtischen Staatsmännern, Gelehrten, Predigern, durchtränkte die Städte mit ihrem Geiste, mit ihrer Bildung, organisierte in ihnen den deutschen protestantischen Humanismus. Unter ihren Nachwirkungen sind damals, im Gefolge der Gymnasien, noch einmal reichsstädtische Universitäten entstanden: Straßburg und Altdorf-Nürnberg, und Halbuniversitäten wie das hamburgische Akademische Gymnasium von 1613. Aber diese führen schon in Zeiten hinüber, da die Blüte der alten deutschen Stadt im Welken war. Ich darf den Niedergang hier nicht innerlich zu begründen suchen; seine letzten und entscheidenden Ursachen waren doch offenbar politisch: in Europa erhoben sich neue, einheitliche, nationale Staatsgewalten, die, während Deutschland politisch zerfiel, sich die durch die Entdeckungen erweiterte und tiefverwandelte Welt teilten, ihre Macht wie ihren Reichtum; unsere Städte wurden in Süd und Nord zurückgeworfen, von dem Neuen ausgeschlossen, in ihren alten Lebensbahnen immer dichter eingeschränkt, Augsburg und Nürnberg gingen zurück wie Köln und Lübeck. Ein neues staatliches und wirtschaftliches Weltalter von größeren Formen, von monarchischer Zusammenfassung zog überall herauf, und die selbständige Einzelstadt mit ihrem begrenzten Machtkreise versank. Auch in Deutschland löste ein neuer Fürstenstaat, eine neue Gesellschaft sie ab; sie wurde zuerst in sich selber matt und unproduktiv, dann schlug der 30jährige Krieg sie auch von außen her in Scherben.

Ich habe hier nicht von der Geschichte Hamburgs in den Jahrhunderten zu sprechen, auf deren entscheidende Züge ich soeben hinwies. Sie waren auch hier reich genug an äußerer und innerer Bewegung und an Frucht — Sie haben die unmittelbar greifbarste in den zwei alten Meistern der Kunsthalle vor Augen! —, sie legten auch hier, von Karl dem Großen an bis auf Martin Luther und Gustav Adolf, den Grund, natürlich, für alles Leben der Folgezeit. Aber Hamburg als Stadt stand damals innerhalb der Reihe, und nicht einmal der ersten. Die Glanzzeiten der Hanse sind nicht die seinen: erst als sie abstarb, hob Hamburg sich eigen und stark heraus. Gerade die westlichen Mächte, vor denen der Stern der Hanse erblich, suchten

mit Hamburg Fühlung; dank der unvergleichlichen Gunst seiner Lage, dank seinem eigenen, kraftvoll rücksichtslosen Zugreifen, der zähen und weiten Lebenskraft seiner Bürger trat Hamburg — um 1600 herum — aus dem halben Schatten, in dem es bis dahin gestanden hatte, in das volle Licht der europäischen Zusammenhänge heraus. Die Hanse verging; die deutsche Städteherrlichkeit schwand dahin; das Reich wurde schwach und leer; die Territorien arbeiteten erst langsam und mühevoll in sich die Aufgaben des modernen Staates durch, die Fürstenstädte wuchsen, innerhalb dieser Landschaftsstaaten, allmählich empor: auch von 1600 und 1650 bis 1700 und 1750 ging es in Deutschland im ganzen allgemach voran. Aber die Wunden, die der siegreiche Vorantritt des westlichen Auslandes Deutschland geschlagen hatte, waren tief; und das deutsche Bürgertum, als Stand, fiel schwer zurück. Der neue Wohlfahrts- und Polizeistaat hat es langsam wieder heraufgezogen, aber er hat es auch — fast überall — an das Regiertwerden, an die Leitung erleuchteterer oberer Gewalten gewöhnt; und zunächst verlor es durch den Verfall seiner alten Hauptorte, der Reichsstädte, an Lebensfülle und -frische unendlich viel. Es wurde arm und philisterhaft. Die geistige Führung, die diese Reichsstädte besessen, ging über an die neuen Mächte: Fürstentum, Hof, Adel wurden im siebzehnten Jahrhundert die Träger der geistigen, der künstlerischen, der wissenschaftlichen, der persönlichen Kultur, das alte bürgerliche Bildungs- und Menschenideal wich einem höfisch-weltmännischen jener Schichten, die alten Universitäten versandeten, trübe floß in ihnen und in den Städten ein lebloser Strom überlieferter und erstarrender Gelehrsamkeit dahin.

Es ist eine altgepriesene Wahrheit, daß diese Erstarrung des bürgerlichen Lebens Hamburg erspart geblieben ist. Daß es sich durch die Macht seiner Wälle über die Gefahren des 30jährigen Krieges hinweghob, ist doch nur das Äußerlichste daran; ich wies auf die Verbindungen hin, die es mit England einging, auf seine Einfügung in die Kette des neueren großen Wirtschaftslebens, in die niederländisch-englische Handelswelt. Es ist bekannt: Hamburg wurde für die zwei führenden See- und Handelsvölker die Pforte zu Deutschland, es wurde eine allgemein-deutsche Handelsstadt. Daß es sich beizeiten von der niedergehenden Hanse trennte, war eine Tat gesunder und heilsamer Selbstsucht. Es sorgte für

sich selber: nur dadurch hat es für die Nation etwas zu leisten vermocht. Der neue Territorialstaat hob damals seine Handelsstädte, wie Leipzig, Berlin, Stettin, Breslau; manche von ihnen begünstigte der natürliche Verkehr, und sie schützte zudem die Macht des Landesfürsten. Danzig und Hamburg blieben auf sich allein angewiesen: Hinterland, Strom und See kamen ihnen zu Hilfe, im übrigen hatten sie sich selber zu helfen. Wie schwer das war und wie es dennoch geleistet wurde, davon berichtet die hamburgische und die deutsche Geschichte. Hier sei nur das eine bemerkt: indem Hamburg sich kühl und kühn auf sich selber stellte, tat es nicht nur das einzig Mögliche, dasselbe, was jeder lebendige Sonderstaat im zerfallenden Reiche tun mußte, wenn er dauern und gedeihen wollte, was Baiern und was Brandenburg-Preußen tat; es blieb zugleich in seiner Art ein getreues und auch ein nützliches Glied des deutschen Reiches. Adolf Wohlwill hat es mannigfach aus den Quellen geschildert, wie mühselig die Einzelstadt sich zwischen den Elbufermächten, Schweden, Dänemark, Brandenburg, zwischen den Großstaaten Europas, Kaiser und Reich und Preußen, Frankreich und England hindurchwinden mußte mit Opfern und Beugungen, und wie sie sich doch behauptet hat; er hat zugleich mit gutem Rechte betont, daß sie dennoch so gut kaiserlich und reichisch blieb, als sie eben konnte, und daß die Gesamtheit doch immer eine Art Schutzwehr auch für Hamburg blieb; und vor allem betont, daß auch dieser Einzelstaat, indem er seinen Interessen entschlossen und lebensvoll nachging, der Gesamtheit diente: in sehr anderer Weise, aber ebenso sicher wie das machtgestaltende Königtum der Hohenzollern. Denn Hamburgs wirtschaftliche Mittlertätigkeit half die Öde und Armut der Gegenwart überwinden und hielt die Wege für eine bessere Zukunft frei. Hier gilt es noch stärker ein Anderes zu unterstreichen, was man ja seit langem weiß: Hamburg hat am allerbesten dem Ganzen der Nation dadurch gedient, daß es seinen eigenen Organismus gesund und frisch erhielt. Die Verfaulung, der das städtische Wesen, das reichsstädtische, beinahe überall unterlag, drang hier nicht durch: neben wenigen anderen deutschen Städten und vor ihnen wahrte sich Hamburg seine innerliche Lebendigkeit. Hier flutete schöpferischer Verkehr und wehte die Luft der See; hier strömte fremdes Blut heilsam ein; hier spürte man den Atem der westlichen, der holländisch-englisch-französischen Bil-

dung; hier stritten in lebendigem Wetteifer, inmitten einer lebendig fortwachsenden Verfassung, die aristokratische Tendenz des Rates und die demokratische der erbgesessenen Bürgerschaft miteinander; hier blühte neben dem herrschenden Handel neues Gewerbe auf; hier war an Stelle der Stockung historischer Fluß, und stieg mit dem Reichtum des Wollens und des Besitzes zugleich der Reichtum bürgerlicher Geisteskultur. Überaus Wertvolles hatte die Reformation dem neuen Hamburg vermacht, wie in der Verfassung und im religiösen Leben so auch in der wissenschaftlichen Bildung. Ich nannte das Akademische Gymnasium von 1613: 270 Jahre lang hat es bestanden und gewirkt, eine Zwischenstufe zwischen Gelehrtenschule und Universität, eine Lehrstätte der allgemeinen, wissenschaftlichen Bildung. Der Keim der Hochschule, der in ihm steckte, ist nicht zur Entwicklung gediehen, aber es war selber in seinen guten Zeiten ein Stück Hochschule, eine Art philosophischer und zugleich theologischer Fakultät, und immer wieder haben seine Lehrer und Gelehrten in Hamburgs und Deutschlands Bildungswesen ihre stattliche Rolle gespielt. Seine Glanzzeiten stehen immer mit den Zeiten kräftigen wirtschaftlichen Aufschwunges der Stadt im Zusammenhang. 1613 war das Gynasium geschaffen worden, 1623 die Admiralität, 1665 die Kommerzdeputation: in diese selben Jahrzehnte (1629—1657) fällt am Gymnasium die Wirksamkeit des Joachim Jungius, des Gießen-Rostockischen Universitätsprofessors, der in Hamburg Rektor ward, des Mathematikers und Naturforschers, Philosophen und Schulmannes, dessen Spuren der alte Goethe erstaunt und bewundernd nachgegangen ist. Ein Jahrhundert später haben Reimarus und dann Büsch, wieder ein Jahrhundert danach Wurm und Aegidi dem Gymnasium hellen Glanz verliehen. Geschichte, klassische und biblische Philologie und Philosophie, Physik und Chemie, Naturgeschichte, Mathematik wurden gelehrt; hier floß ein stetiger Quell von geistiger Anregung und gelehrtem Streben. Seit 1648 stand die Stadtbibliothek daneben, ein Mittelpunkt gleicher Bewegung auch sie. Und schon die Namen von Jungius, Reimarus, Büsch deuten weiter hinaus. Die Wissenschaft der Aufklärung drang in Hamburg ein, der Geist der Aufklärung, der neue weltliche Geist, der die westlichen Völker erfüllte und vorwärtsführte, brach sich in Hamburg seine Pforte, gleichwie der Handel und das Wirtschaftsleben derselben Völker. Lernend, nach-

ahmend, widerstreitend hat sich Hamburg mit ihrer neuen Geistes-kultur auseinandergesetzt; in der weltoffenen Hafenstadt erwuchs ein neues Leben, das auch auf geistigem Gebiete der deutschen Gesamtheit wichtig wurde: auch von einer geistigen Mission Hamburgs innerhalb der Nation kann man für das Jahrhundert der Aufklärung und der langsam wieder aufsteigenden deutschen Bildung sprechen. Die deutsche Nationaloper wurde in Hamburg 1678, das deutsche Nationaltheater in den Tagen Lessings begründet, und in beiden Richtungen ist die Bedeutung Hamburgs groß und tief. Es war ja kein Zufall, daß Lessing und Klopstock in Hamburg heimisch werden wollten, daß Herder die Stadt besuchte, von der man frühe gesagt hat, sie sei damals die geistige Hauptstadt des deutschen Nordens, ja ganz Deutschlands gewesen — ein Wort, das etwas zu viel behauptet und doch die Erinnerung an ein bewegtes und fruchtbares Treiben zu gutem Rechte emporruft. Eine führende Einwirkung übte Hamburg wohl eine Weile lang in den Vorbereitungszeiten unserer großen Literatur; als diese auf ihre Höhe kam, wirkte Hamburg nur noch mit. Aber wie bunt und reich war auch damals noch das Bild der Kreise, in die Lessing hineintrat, mit ihren Gelehrten und Literaten, Musikern und Schauspielern, ihren Geistlichen und ihren Kaufherren, mit ihren kriegerisch getrennten Lagern von Freunden und Feinden der Bühne und der Aufklärung, mit dem streitbaren Hauptpastor und seinen Gegnern in Kirche und Literatur! Als Hintergrund eine oft geschilderte, saftige Geselligkeit, reich an behäbigem, materiellem Genuß, aber zugleich an prickelnder Würze des neuen Geistes — des Geistes, der jenen Überfluß heilsam und notwendig ergänzte; und in dem wohlhabenden Bürgerhause die Überlieferungen einer eingesessenen Malerei, die seit einem Jahrhundert, auch sie vom Auslande mannigfach geleitet, doch Eigenes und Wertvolles geschaffen hatte, deren Bildniskunst das Beste der bürgerlich-persönlichen hamburgischen Welt ebenso charakteristisch festhielt wie der bürgerlich stolze Bau der Michaeliskirche das Gesamtbild dieser Stadt des mittleren achtzehnten Jahrhunderts. Ihr vollster persönlicher Ausdruck aber, der doch wohl hamburgischeste unter den geistigen Führern von 1770, besitzt neben den Künstlern und Literaten noch durchaus ein besonderes Gesicht und eine besondere Wirkungssphäre: das war der Professor Johann Georg Büsch, der Mathematiker und ausgezeichnete Volkswirt, der

Lehrer vom Akademischen Gymnasium, der als erster den Kreis der Vorlesungen über die Schüler der Anstalt hinaus dehnte, öffentliche Vorträge einführte, der dann daneben seine Handlungsakademie begründete und geistig versorgte und dessen weitbekannter Name über den ersten Jahrzehnten der „Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Manufakturen, Künste und nützlichen Gewerbe", der „Patriotischen Gesellschaft" von 1765 strahlt. Unendlich vielseitig und reich ward deren Tätigkeit: sie hat ein Jahrhundert lang in allen Zweigen des wirtschaftlichen und vielen des sozialen Lebens durch Preisaufgaben, durch wissenschaftliche und praktische Anregung und Unterstützung neuernd, bessernd, schaffend gewirkt, die Tätigkeit des Staates belebend, aneifernd, vertretend, sie hat in Schul- und Armenwesen, in Naturwissenschaft und Kunst neue Einrichtungen gegründet oder mitgegründet und sie weitergeführt, bis sie reif waren für die Übernahme durch den Staat. Nirgends hat sich der bürgerliche Geist dieser Stadt selbständiger und bezeichnender betätigt als in dieser Vereinsbildung, die die großen Aufgaben für die Gesamtheit aufgriff und vorbereitete und löste. Aber auch Büsch und die Seinen standen mitten in den Einflüssen des zeitgenössischen Geisteslebens drinnen: Allgemeines und Städtisch-Besonderes war hier innig miteinander durchdrungen. Das, was von den niederländischen Städten des siebzehnten Jahrhunderts gesagt worden ist, gilt auch, und noch unmittelbarer und andauernder beinahe, für das Hamburg des siebzehnten und achtzehnten: die Entwicklung der alten deutschen Stadt, die im inneren Deutschland abgebrochen worden war, setzte sich hier ungebrochen fort, ein deutsches Bürgertum blühte hier frei und ungefesselt, selbständig und selbstbewußt, in allseitiger Arbeit weiter, über die Zeiten unbürgerlicher deutscher Kultur hinweg, und führte der wiedererstarkenden deutschen Gesamtheit zuletzt auch ein gut Teil der geistigen Kräfte wieder zu, die hier lebendig geblieben waren und die nun anderwärts in Deutschland ihr Höchstes leisten sollten.

Denn schon waren Leipzig und Zürich neben Hamburg getreten, und was in ihnen vorbereitet worden, gipfelte nicht in ihnen, sondern in Königsberg, in Jena, in Weimar.

Es ist hier nicht von dem Aufstieg des deutschen Geistes zu handeln, der sich in unserer großen Dichtung und unserer großen Philosophie vollendete, auch nicht von jener allmählichen Wieder-

erhebung deutschen städtischen Wohlstandes und deutscher städtischer Bildung, die das achtzehnte Jahrhundert begleitete, von der rückkehrenden Kraft des Bürgertums, das nach allem Niedergange langsam wieder anfing, sich zu fühlen und einer Zukunft zuzustreben. Das Revolutionszeitalter schien sie zu bringen: auch Hamburg schien noch höher empor zu sollen. Die nordamerikanische Revolution gab seinem Handel den folgenreichsten Anstoß; die französische weckte die bürgerliche Freiheitsbegeisterung auch hier und enttäuschte sie dann. Aber sie belebte durch den englisch-französischen Weltkrieg, durch die Lähmung des französischen und holländischen Handels für eine Weile den hamburgischen in ungeahnter Weise, bis schließlich Napoleons ungeheurer Eingriff das Band zwischen Hamburg und England, das Band zwischen Hamburg und der See zerriß und die freie Reichsstadt knebelte und französisch machte. Sie hat dem Befreiungskampfe, wie der Fremdherrschaft zuvor, unendliche Opfer an Wohlstand und nun auch an Leben dargebracht; als eine Märtyrerstadt der nationalen Erhebung ging sie in das neugeordnete Deutschland von 1815 über, und man muß es rühmen, daß diesem Deutschland, aus dem die alten reichsstädtischen Gewalten inzwischen überall verschwunden waren, die freie bürgerliche Kraft seiner hansischen Seestädte auch jetzt wieder selbständig erhalten blieb: ein Quell der Lebendigkeit in wieder getrübten Tagen. Freilich auch für die hamburgische Kultur blieben sie in vielem getrübt: im neuen Jahrhundert verlor sie ihre alte große Stellung. Andere, binnenländische Mittelpunkte des deutschen geistigen Lebens wurden wichtiger: neben die Universitäten, die im achtzehnten Jahrhundert auch wieder zu nationaler Bedeutung emporgestiegen waren, neben die kleinen Fürstensitze, in denen der deutsche Sonderstaat und seine höhere Gesellschaft ihre Bildungskraft bewährt hatten, traten nun die Hauptstädte der großen Bundesländer, die Sitze politischer Macht, zugleich als geistige, künstlerische Zentren. Hamburg verschwand neben ihnen; seine ausstrahlende Kraft war erlahmt, seine Malerei hatte sich zuerst stolz erhoben, aber sein größter Maler sank früh ins Grab; es behielt wohl eine weiterschaffende eigene Kunst, aber es hörte auf zu führen und begann allmählich geführt zu werden. Und gleichzeitig traten neue gewaltige Aufgaben in das deutsche Dasein hinein. Das deutsche Bürgertum wurde, langsam, aber weit über die Vorbereitungszeit im achtzehnten Jahrhundert

hinaus, wieder groß und rang sich jetzt wirklich in den Vordergrund des nationalen Lebens durch: es wurde geistig und wirtschaftlich stark und einheitlich, es entwickelte ein schöpferisches Selbstgefühl als Stand, als nationale Gewalt, es wurde politisch zu einer Macht, es forderte Verfassung und Einheit. Es kamen die großen Einigungskämpfe heran, die Zeiten von 1848, 1866 und 1870, getragen vor allem von diesem Bürgertum. Der deutsche bürgerliche Liberalismus durchdrang die Nation, ihren Geist, ihre Wirtschaft, ihren Staat; auch Hamburg hat an seinem Ringen, daheim und innerhalb des Ganzen, teilgenommen. Aber es hat auch in diesem Ringen nicht führen können: es hatte zu sehr seine Stellung und sein Arbeitsgebiet für sich. Und schließlich ist es ja auch nicht das Bürgertum und nicht der Liberalismus gewesen, die die Einheit schufen. Andere Mächte griffen ein und erwiesen sich politisch stärker: der Sonderstaat Preußen mit seiner Monarchie und seinem Adel, seinem Heer, seinem Beamtentum, seinem staatlichen Ehrgeiz großen Stils; ein ungeheurer Staatsmann verkörperte diese Kräfte, führte sie zum Siege, gestaltete herrscherhaft das neue Reich. Und wenn er sich mit dem vorwärtsdrängenden nationalen Bürgertume verbündete, so blieb doch er in der neuen Epoche, in dem Menschenalter von 1860—1890, der Herr; er durchtränkte Deutschland mit seinem Willen, seiner Schärfe, seinem Wirklichkeitsgeiste; er führte so auch den Realismus des vorschreitenden Jahrhunderts zur Vollendung; er drückte einem heroisch starken, harten, gewaltigen Zeitalter, schöpferisch wenn je ein Deutscher, einem national-politischen, einem politischen Zeitalter den tiefen und mächtigen Stempel seiner Persönlichkeit und seines Wesens gebieterisch in die Stirne. Er hat auch diese Stadt, die, ihren altreichischen Überlieferungen getreu, der stetig wachsenden Vorherrschaft des nachbarlichen Preußens seit zwei Jahrhunderten aus mancherlei natürlichen Gründen abhold, ihm gleich dem übrigen städtischen Deutschland widerstrebte, anfangs in seine Bahnen gewaltsam hineingezwungen. Später hat der große Feind der Bürokratie die Selbständigkeit des bürgerlichen und freien Hamburgs mehr als einmal von Herzen gerühmt und wohl gemeint, sechs freie Städte im Reiche statt der drei würden ein Segen für das Ganze sein; noch später ist er, der zum nationalen Helden, zum Ausdruck der Nation geworden war, zugleich der persönliche Nachbar, der persönliche Freund Hamburgs ge-

worden und ward diese Stadt zu einer Hochburg der Liebe und der Treue gegen ihn. Längst war sie eine deutsche Stadt auch im Sinne des neuen kleindeutschen Reiches und all ihr Leben durchdrungen von neuem Leben der Nation. Aber sicherlich: in dem Werke der Bismarckzeit, dem großen politischen Werke, das das vergangene Jahrhundert vor allem bezeichnete, war Hamburg, wie im geistig-künstlerischen Dasein der gleichen Epoche, eine mitgehende, mitwirkende, aber nicht eine führende Gewalt.

Es hatte in diesen Menschenaltern wieder seine Aufgabe für sich, auch wieder im Sinne der Nation. In den armen Jahrzehnten nach 1815, in denen das binnenländische Deutschland wirtschaftlich allgemach erstarkte und zusammenwuchs, gingen die hamburgischen Kaufherren hinaus auf die Meere. Sie erwarben in hartem, opferreichem Ringen den alten Wohlstand zurück und übertrafen ihn dann: sie traten, mit den Bremern zusammen, entschlossen wieder zwischen die großen Handelsvölker, sie griffen nach Amerika hinüber, in den Norden und den Süden des Weltteils, sie machten Hamburg von neuem zum Welthafen Deutschlands, sie errangen und bewahrten unter tausend Schwierigkeiten der zersplitterten Nation ihr Stück Anteil am Weltverkehr. Sie haben auch diesmal sich selber behauptet, und für sich selber gearbeitet; es ist bekannt, daß das Binnenland manchmal meinte, sie täten es zum Schaden der Gesamtheit. Sicherlich in allen Hauptsachen mit Unrecht: denn auch diesmal erfüllten die Hanseaten, indem sie ihrem Sterne folgten, zugleich im letzten Sinne ihre Mission für das gesamte Deutschland. Preußische Zolleinigung und hansischer Freihandel, sooft sie sich auch stießen, solange auch das Suchen nach einer gemeinsamen deutschen Schiffahrtspolitik erfolglos blieb, haben doch zuletzt dem gleichen Werke gedient, und nach den abschließenden Kämpfen von 1880, in der glücklichen Lösung, die für Hamberg Versmanns Namen mit dem Bismarcks zusammenfügt, trat Hamberg, ohne Verlust des Wesens seiner Freiheit, ganz in die Gesamtheit ein, deren Aufstiege seine Arbeit immer unentbehrlich gewesen war, deren künftigen Zielen es vorgearbeitet hatte in dumpfen Jahrzehnten, deren Weltstellung damals und vollends heute undenkbar wäre ohne diese Stadt.

Auf diesem Gebiete lag, das neunzehnte Jahrhundert hindurch, Hamburgs eigentliche Aufgabe und Arbeit. Es war zugleich, so

sahen wir, hineingewachsen in die national-politische Zeit; es war nun äußerlich und innerlich ein Teilstaat des Deutschen Reiches. Es wurde hineingezogen in den politischen Wandel der deutschen Verhältnisse um 1878; es sah, von Bismarck gelenkt, Deutschland die im engeren Sinne liberale Epoche verlassen, in ein neues Jahrzehnt monarchisch-konservativer Färbung, in eine Zeit gesteigerter Staatsmacht und Staatswirksamkeit hinübertreten; es sah Bismarck fallen — ich sprach davon, mit welchen persönlichen Gefühlen; es sah ein neues Geschlecht neue Wege suchen daheim und draußen in der Welt. Ich brauche nicht auszuführen, wie diese Wendung nach außen Hamburg, vom ersten Beginn einer deutschen Kolonialpolitik an und später immer stärker, mitten in den Strom der deutschen Weltbestrebungen hineinriß, und was es diesen Bestrebungen bedeutet. Mit stets erneutem Staunen und zugleich mit stets wachsendem Verständnis hat das Binnenland auf den ungeheuren Aufschwung des Hamburgischen Verkehrs in diesen letzten Jahrzehnten geblickt, hat es das Wachstum der Häfen, der Tonnenzahlen, der Größe und der Leistungsfähigkeit der Werften, den Ausbau neuer Verbindungen, neuer Schiffahrtslinien beobachtet, hat es vernommen, wie etwa die größte Schiffahrtsgesellschaft der Elbstadt und der Erde in ihrer neuesten Entwickelung rastlos Glied an Glied in der Kette ihrer die Welt umspannenden Unternehmungen fügt, wie sie dem nordamerikanischen Verkehr den mittel- und südamerikanischen, dem atlantischen den pazifischen hinzugewinnt, wie sie Ostasien und wie sie Afrika ergreift, wie sie die Richtungen des Betriebes vervielfältigt, wie sie durch die Schwankungen der Jahre, der Wirtschaftslage, der Politik, durch die Kämpfe der Weltkonkurrenz überlegen hindurchsteuert, behutsam und großartig zugleich. Und doch ist sie nur die erste in einer stattlichen Zahl. In alledem ist Hamburg das unentbehrliche Organ der Nation und hat die Einheit und Macht der Nation auch Hamburg gehoben, gesichert, vorwärts geführt. Das alles wissen Sie so vielmals besser als ich. Aber im Zusammenhange mit dieser riesigen Erhebung der Wirtschaftsgröße, mit dieser arbeitsamen Eroberung einer Stellung, wie sie das alte Hamburg in seinen großen Tagen doch niemals besaß, mit dieser Entfaltung eines stolzen Kaufherrntums, mit diesen wirtschaftlichen Siegen eines großen Bürgertums, eines ganzen, sich stetig dehnenden, stetig reicher werdenden Gemeinwesens, steht doch

auch das andere, wovon ich hier auszugehen hatte und auf dessen Schicksale ich stets zurücklenkte: der neue Aufschwung auch der geistigen Kultur dieser Stadt; und auch dieser Aufschwung steht wiederum im gesamtdeutschen Zusammenhange, im Zusammenhange mit den Bewegungen des deutschen Städtetumes überhaupt.

Das deutsche Bürgertum hatte von 1866 bis 1871 mit dem ihm gegnerischen und verbündeten Hause Hohenzollern zugleich gesiegt; es wurde als politische Gewalt durch den Gegenstoß, der 1878 einsetzte, durch die Mächte von links und rechts her wohl ein Stück zurückgedrängt, aber nichts weniger als beseitigt; es wuchs in seinem Reichtum unter dem breiten Schutze des neuen Reichs, wie Hamburg es tat; es erlebte seit 1880, zuerst unter dem Zwange Bismarcks, die gewaltige Ausdehnung der sozialen Fürsorgetätigkeit des Staates; nachher erhob sich in ihm, als das reichsgründende Zeitalter zur Rüste ging, als der politische Genius vom Kampfplatze abtrat, gegen die natürliche Einseitigkeit der endenden politischen Epoche ein innerer Rückschlag, der stetig stärker geworden ist. Das Deutschland der beiden letzten Jahrzehnte hat, nachdem die erste und größte der politischen Aufgaben gelöst war, sich mit steigender Sehnsucht den Kulturaufgaben, dem Leben auch des Geistes wieder zugekehrt, so sehr, daß, wer die junge Generation nahe vor Augen hatte, oft genug Anlaß fand, sie vor neuer Einseitigkeit, vor dem Abfalle von den wahrlich noch immer mahnenden politischen Pflichten unserer Welt zu warnen. Das aber sehen wir, daß über die einzelnen Bundesstaaten, die berufenen Pfleger der geistigen Kulturinteressen im Getriebe unseres Reichsorganismus, der Drang nach stärkerer Pflege des Geistigen längst hinübergegriffen hat auf die großen Städte. Der Staat hat neue Universitäten seit Straßburg — abgesehen von dem Ausbau Münsters — nicht mehr gegründet; um neue Hochschulen anderer Art, die ihnen neues deutsches Leben zuführen sollten, haben sich im Osten die Provinzialhauptstädte von Westpreußen und Posen beworben. Aber um Erweiterung des Bildungswesens in allen seinen Stufen hat man sich in vielen unserer größeren, an Kraft und Masse und an Bedürfnissen so mächtig zunehmenden Städte bemüht; man hat das Volkshochschulwesen eingepflanzt und gepflegt, man hat Fachhochschulen ins Leben gerufen, man hat Fortbildungskurse, man hat Akademien, die das Lehrwerk der Universitäten ergänzen oder weiterführen

wollten, geschaffen. Die großen rheinischen Städte streben mit deutlichem Ehrgeize danach, das geistige Leben zu organisieren, in ihren Mauern neue Bildungszentren zu errichten; Entwickelungen, deren Ziele noch nicht fest bestimmbar sind, in denen unverkennbar, neben jenen allgemeinen Antrieben neuen Kulturstrebens, Selbstgefühl und Schaffenslust unseres blühenden Städtetums wirksam sind — am charakteristischsten wohl in Frankfurt a. M., das sich als den Mittelpunkt eines südwestdeutschen Kulturkreises empfindet und in dem die Erinnerungen alter reichsstädtischer Selbständigkeit sich mit jenen Ansprüchen und Neigungen neuer Tage verbinden. Dabei ist Frankfurt von einem Kranze alter und lebensfrischer Universitäten umgeben und hat zu seiner Seite hier Mannheim, dort die starken Kommunen des Niederrheins.

Das ist die Bewegung, in der auch Hamburg heute steht.

Auch Hamburg — Sie kennen die packende Darlegung — hat sein natürliches Einflußgebiet: den niedersächsischen Nordwesten; dessen große Stadt ist es; der ist, Berlin gegenüber, Hamburgs stammverwandtes und innerlich eigenartiges, geistiges Hinterland. Es ist die Nordseeküste und ein Teil der Ostseeküste; es ist die Küste, die See. An geistigen Zentren ist dieses Gebiet arm; das befreundete Bremen steht neben, aber doch hinter Hamburg; an Universitäten liegt hier, seit Helmstedt erloschen ist, nur Kiel und entfernter Rostock. Ist nicht Hamburg dazu bestimmt, seine alte Vormachtstellung, die Stellung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, geistig wieder zurückzugewinnen — in seinem Sinne, im Sinne Niederdeutschlands, im Sinne der Nation? Es hat gegenüber den rheinischen Großstädten einen doppelten, bedeutungsvollen Vorzug: der eine ist das Meer. Die größte Seehandelsstadt des Reiches hat ihre Aufgaben auch gegenüber der deutschen Gesamtbildung zu lösen, sie zu erfüllen mit Seeluft, mit Weltluft. Keine vermag es wie sie, und keine ist wie sie dazu verpflichtet. Der andere Vorzug aber ist: sie ist nicht nur Großstadt, sie ist Staat. Der alte Stadtstaat, der die deutsche Kultur, geistige und auch staatliche, einstmals so vorwärts getrieben hatte, ist längst verwelkt und überwunden — nur hier, an der See, ist er lebendig geblieben, nicht ein Nebenbuhler der Fürsten- und Flächenstaaten, aber ein Gliedstaat eines Ganzen, das ihn schirmt und dem er unvergleichliche Dienste leistet, eben weil er seine Besonderheit, die Freiheit seiner Bewegung behalten hat.

Überaus glänzend und anregungsreich hat Alfred Lichtwark die Individualität dieses Stadtstaates beschrieben, der seine Heimat ist; wie dürfte der eben Hinzukommende sich vermessen, sie ganz zu erfassen und ausdrücken zu können? Aber so viel springt auch dem Auge, das noch mehr von außen in sie hineinschaut, entgegen: es ist eine Individualität, von eigensten Zügen, die durch die Jahrhunderte hindurch in allem Wandel immer wiederkehren; eine Mischung von fester Heimatsliebe, die sich gern abschließt in der eigenen Stadt, im eigenen Haus, und von rastlosem Hinausstreben in alle Weiten der Welt; von niedersächsischer, hoher und zäher Stattlichkeit und von Einflüssen des Blutes und des Temperamentes aus dem deutschen Binnenlande und aus fernen Erdteilen, wobei doch immer der eingeborene nüchtern-starke Sinn die Übermacht behielt; von Wagemut und Vorsicht, von unerschrockenem Hineindrängen in die Zukunft, das alles Lebendige und Notwendige im Wettkampfe der Weltverhältnisse vorschauend und sicher packt, und von einem bewußten, schweren Festhalten an dem Ererbten und Bewährten daheim — eine Mischung, die mannigfach an das nachbarliche und verwandte England erinnert; auch im staatlichen Leben, bei allem Einströmen neuer Kräfte und Forderungen, durch all den uralten Streit der Bevölkerungsschichten hin, der die hamburgische Verfassungs- und Gesellschaftsgeschichte begleitet, durch all den Fortschritt der Formen und der Ideen hin, trotz allen Wechsels der Menschen, der Familien, ein überwiegender Zug von herrschgewohnter und herrschfähiger, die Geschicke der Vaterstadt ohne Bruch zusammenhaltender Aristokratie.

Dieser Staat aber ist ungebunden auch in der Pflege geistigen Lebens, sobald er sie ergreifen will, unvergleichbar freier, als die größte Provinzialstadt es sein kann. Und auf seinem Boden muß sich wohl ein solches Leben auch seinerseits mit besonderer Freiheit entfalten können: hinausgewiesen auf die weite Welt, erfüllt von jenem Meereshauche, gegen die Untugenden von Staatsfremdheit und Wirklichkeitsfremdheit, die dem deutschen Geiste so gern gefährlich werden, geschützt durch die starke Wirklichkeit, die hier einem jeden so nahe tritt, durch die alltägliche Deutlichkeit des Zusammenhanges von Wirtschaft und Staatsmacht, von kultureller Lebendigkeit und politischer Kraft, von Welt und Nation. Die Lehre Bismarcks wird hier nicht so leicht verloren gehen. Auf diesem Boden

muß doch wohl überdies der Bund weltmännischer und wissenschaftschaftlicher Bildung besonders gut gedeihen, weil er hier altheimisch ist, weil Bildung und Praxis sich in dieser Stadt die Hände reichten in Jahrhunderten, wo sie im übrigen deutschen Bürgertume sich, zu beider Schaden, trennten. Wenn jene neue Flut städtischer Bildungsorganisationen, von der ich sprach, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Hamburg eindrang, so kam sie in ein Bereich, auf dem wohl in den letzten Menschenaltern eine gewisse Ebbe geherrscht hatte, das aber doch seiner alten Vergangenheit nach ihr zugehörte.

Und es gab hier unmittelbare Erbschaft jener Vergangenheit genug: abgerissen war die Entwicklung doch nie.

Bis 1883 hatte das Akademische Gymnasium bestanden, immer wieder von bedeutenden Lehrern belebt und für ganz Hamburg fruchtbar gemacht; ich nannte aus der Zeit der Reichsgründungskämpfe die Historiker und Politiker Wurm und Aegidi. Von ihm strahlte ein wirksames, öffentliches Vorlesungswesen aus, das die Gesetzgebung 1837 bekräftigt hatte; auch Vorlesungen für bestimmte Berufskreise setzten sich (1854) bereits an; allerdings, die eigentliche Grundlage des Gymnasiums, seine Mittlerschaft zwischen Schule und Universität bröckelte ab, die regelmäßigen Gymnasiasten wurden spärlich. Man erwog längst, wie man das Institut umzubilden hätte, in den vielbewegten vierziger Jahren empfahlen bedeutende Geister die Umgestaltung zur Universität. In den Sechzigern begann die Beratung von neuem. Der Präses der Oberschulbehörde, der wissenschaftlich und politisch vielbewährte Bürgermeister Kirchenpauer, den der eine seiner Biographen mit den allseitig gebildeten reichsstädtischen Staatsmännern der Reformationszeit, einem Peutinger, Pirckheimer, Sturm verglichen hat, hat 1872 aus den Steinen des baufälligen alten Gebäudes eine wissenschaftliche Akademie errichten wollen; die Bürgerschaft wollte damals so weit nicht folgen, um die Mitte der Siebziger entschied sich, daß das Gymnasium aussterben sollte, und 1883 schied sein letzter Professor. Damals war bereits die Seewarte in Hamburg eingezogen; schon standen neben dem Akademischen Gymnasium, ihm angegliedert, naturwissenschaftliche Anstalten und wuchsen, für Natur und Kultur, neue Museen herauf. Das alles wurde nun selbständig und wurde unablässig ausgebaut und vermehrt; ich habe die reiche Zahl der

Staatsinstitute, der naturwissenschaftlichen, medizinischen, kunst- und gewerbegeschichtlichen nicht aufzureihen; sie alle blühten auf, bildeten eine eigene Welt für sich, in der sich praktische und wissenschaftliche Ziele untrennbar vereinten; sie wurden auch draußen in Deutschland und darüber hinaus bekannt und anerkannt; geniale Organisatoren haben aus mehreren von ihnen Musteranstalten gemacht, die ihresgleichen suchen weithin. Und welch ein Strom von erweckender Anregung floß aus Brinckmanns Kunstgewerbemuseum, aus Lichtwarks Kunsthalle auf das geistige Dasein, auf das Schaffen Hamburgs zurück! Die Sammlungen und ihre Schöpfer knüpften mit unabweisbar lauter Mahnung an die Vergangenheit an und forderten aus deren Sinne heraus neue Weiterbildung. An ihrer Gründung waren Privatvereine entscheidend beteiligt gewesen, der Kunstverein, der Naturwissenschaftliche Verein, die Patriotische Gesellschaft; in den stillen Zeiten, da Hamburgs Kraft sich in sich selber, in die wirtschaftliche Aufgabe zurückgezogen hatte, hatte die Initiative einzelner Bürger, engerer Kreise dem Neuen vorgearbeitet, wie in den ruhmvollen Tagen Büschs, und aus der Hand dieser Einzelnen und ihrer Genossenschaften wuchsen die Institute dem Staate zu. Seine Verwaltung umschloß nun, in den 70er, 80er Jahren, den ganzen Kranz dieser neuen Bildungs- und Forschungsstätten. Er setzte 1883 die populäre Wirksamkeit des Akademischen Gymnasiums provisorisch durch Vorlesungen, in denen zunächst die Naturwissenschaft — denn sie allein blieb organisiert — stark überwog; doch blieben auch Geschichte und Literatur unter ihnen erhalten, und die Persönlichkeit Adolf Wohlwills verknüpfte das alte Gymnasium mit dem neuen Vorlesungswesen. Erst 1895 ist dieses einheitlich und umfassend geregelt worden; in der Sektion der Oberschulbehörde für die wissenschaftlichen Anstalten entstand eine Vorlesungskommission, und diese hat seither durch einheimische und fremde Dozenten, in immer vollerem, gleichmäßigerem Ausbau, mit immer reicherem Erfolge, in öffentlichen Vorlesungen und in beruflich geschlossenen Kursen und Übungen zu der Allgemeinheit der Gebildeten Hamburgs und seiner Umgebung und zu den einzelnen Kreisen seiner fachwissenschaftlich weiterstrebenden Bevölkerung gesprochen, zu Theologen und Juristen, zu Medizinern und Lehrern. Das alles wurde durch den allgemeinen Drang der Gruppen, das lebendige Bedürfnis der weiteren und engeren

Gruppen getragen, vom Staate geführt, durch persönlichste Liebe und persönlichste Schaffenslust und Weisheit höchst eigen und wertvoll beseelt und immer fortgestaltet: es zog auch den Anteil und die Liebe der Bevölkerung, die freie Mitwirkung hochstehender Bürger allgemach und unwiderstehlich in sich hinein. Die Fragen der geistigen Organisation wurden von neuem und immer allgemeiner in der Öffentlichkeit verhandelt — die Fragen von Hochschulen, Fachschulen, Universität. Inzwischen setzte der wachsende Baum still Ring um Ring an: stets neue Institute sind begründet worden neben den alten, aus den alten heraus, immer reicher hat die private Mitarbeit, die Freigebigkeit der Einzelnen geholfen, bis zuletzt aus der Gärung der Ansichten und Absichten als erste große allgemeine Schöpfung die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung dieses Jahres 1907 an das Licht trat, überraschend und überzeugend zugleich, ein Schwergewicht, das die Wucht dieser Bestrebungen und Bedürfnisse greifbar vertritt und weiterwirken muß durch sein werbendes Dasein und durch seine Taten. Zuletzt hat Edmund Siemers' hochherzige Schenkung dem Neuen sein eigenes Haus gesichert: die Dinge sind in freudigem, zukunftsfrohem Werden. Wohin sie sich wenden, wieweit sie greifen, welche Formen sie sich schaffen, das — so hörten wir soeben wieder — steht dahin, und nicht mir liegt es ob, diese Fragen zu erörtern. Genug, der Strom ist da und fließt: wir vertrauen, daß er das Schiff hamburgischen Geisteslebens siegreich vorwärtstragen soll.

Das Eine aber darf der Historiker zurückblickend wiederholen: lebendige und zwingende Forderungen der Gegenwart knüpfen hier an ein unvergeßliches und unvergessenes Vergangenheitserbe an. Wie früher in der Patriotischen Gesellschaft, so betätigt sich hier in neuen Erscheinungen von neuem die opferbereite Mitarbeit und Vorarbeit der Einzelnen, um dereinst dem Staate die ausgereifte Gestaltung zu überreichen, nur daß heute der Staat von vornherein diesen Entwicklungen mit erleuchtender Teilnahme nach-, ja vorangeht. Und wie in den besten Zeiten hamburgischer Vergangenheit, bürgerlich-deutscher Vergangenheit, wie in allen großen Zeiten gesunden städtischen Daseins überhaupt und überall, verbündet sich auch jetzt mit einer zweifellosen Wirtschaftsgröße der Stadt die geistige Bewegung — die deren Blüte und Frucht und zugleich die unentbehrliche Ergänzung ihrer natürlichen Einseitig-

keiten ist: die geistige Bewegung, ohne die es auf die Dauer keine haltbare Stärke der wirtschaftlichen Kräfte gibt, ohne deren stille tiefe Wirksamkeit auch die Wurzeln des wirtschaftlichen, gerade wie die des staatlichen, Lebens verdorren: nirgend so gewiß wie im Boden einer einzelnen, auf sich selber gestellten Stadt. Aber wir sehen es ja auch: überall sprießen aus dem Erdreich Hamburgs und seines geistigen Weichbilds die neuen Keime hervor, in redender und bildender Kunst ebenso wie in der Wissenschaft: in der Kunst seit Jahrzehnten verständnisvoll gepflegt, in den Wissenschaften nunmehr auch einheitlich organisiert, mit reicher Hilfe und erwärmender Sorge gefördert. Ein geistiges Leben Hamburgs hat es stets gegeben, aber es hatte seine Einheit verloren: es möchte sich wieder zusammenfassen und eine Eigenart und eine Macht sein — und diese Stadt weiß, was Lebendigkeit, was Macht bedeuten, und trägt den schöpferischen Ehrgeiz in sich, ihr Wesen und ihre Kräfte ganz darzustellen und wirksam zu machen, in sich und in der niederdeutschen, der deutschen, der allgemeinen Welt. Sie hat den neidenswerten Stolz der Heimatsliebe, den Stolz auf ihre Geschichte und auf ihre Leistungsfähigkeit, den altbürgerlichen Stolz, der jetzt wieder einmünden darf in eine bürgerliche Kraftregung der Nation. Hamburg will sich behaupten und ausformen mit der berechtigten Selbständigkeit, die unser Deutschland innerlich so reich macht: es wird auch diesmal wieder, indem es sich selber schmückt und betätigt, dem Ganzen nützen; und auch der neu — freilich nicht fremd — in diese Lebenskreise Hineintretende darf danken und rühmen, was er da geworden und werden sieht, und darf der Gegenwart huldigen und ihr Sonne und Zukunft wünschen und erhoffen, der Gegenwart, von der ihm seine Wissenschaft mit ermutigender Sicherheit verkündet, daß ihre besten Wurzeln tief hinunterreichen in den Nährboden ungebrochener historischer Zusammenhänge und einer ungebrochenen staatlich-kulturellen Stadtpersönlichkeit.

* * *

Historische und akademische Eindrücke aus Nordamerika

Rede, gehalten beim Abschied von Hamburg am 11. Juli 1913; zugleich eine Werberede für die Hamburger Universität

Der verehrte Leiter der Oberschulbehörde und der Wissenschaftlichen Stiftung hat mit der gütigen und feinfühligen Fürsorge, an die er mich seit nun fünfzehn Jahren gewöhnt hat, mir die Gelegenheit dargeboten, nach diesen fünfzehn Jahren ununterbrochenen Zusammenhanges mit Hamburg, von denen die letzten sechs dem dauernden Aufenthalt in Hamburg gehört haben, in diesem Saale, der nun auch seit zwei Jahren die Heimat meiner öffentlichen Wirksamkeit gewesen ist, Abschied zu nehmen von dem Hamburg, zu dem ich so lange und so oft von den Gegenständen meiner wissenschaftlichen Beschäftigung reden durfte. Ich habe die Anregung dankbar ergriffen. Ich möchte mein Lebewohl sagen, indem ich auch heute aus meinem Berufe heraus zu Ihnen spreche, die dieser Sommerabend noch einmal an der alten Stätte zu meiner wehmütigen Freude mit mir zusammengeführt hat. Aber freilich, in dieser Ferienzeit, nicht mit eigentlich wissenschaftlichem Vortrage wie sonst; ich bitte darum, Ihnen heute eine leichtere Kost vorsetzen zu dürfen — eine Art, sofern ich es vermag, von Plauderei: Eindrücke einer Amerikafahrt. Ich bin, vom Februar bis zum April 1913, zwölf Wochen lang in den Vereinigten Staaten gewesen, eingeladen zu einer akademischen Vorlesungsreihe, zur Eröffnung der von Jakob Schiff gestifteten Gastprofessur „zur Pflege deutscher Kultur" an der Cornell-Universität zu Ithaca im Binnenlande des Staates New York; ich habe dort die größere Hälfte jener Zeit verbracht, fünf Wochen daneben in Städten und Universitäten an der Ostküste, von Boston in Massachusetts bis Richmond in Virginien, und in den mittleren Westen hinein bis Chicago und bis Madison in Wisconsin. Es war nur eine kurze Spanne Zeit; es war ein kleiner Ausschnitt aus dem Riesengebiet dieses Reiches. Ich war drüben um zu arbeiten, nicht zumeist um zu beobachten; natürlich habe ich getrachtet, auch zu sehen und zu hören. Die großen Erscheinungen und die großen Probleme der amerikanischen Gegenwart drängen sich ja dem Gaste auf, in Wirtschaft und Gesellschaft, in Weltanschauung und Kultur, in Verwaltung und Politik, in Einwanderung und Rassenzukunft. Aber ich habe mir nie eingebildet, in diesen großen und schweren Dingen mehr als ein wenig Anschauung, Anregung, Farbe, als eine Reihe allgemeiner Fragen und dazu allerlei Einzelheiten mit mir zu nehmen. Etwas mehr vielleicht auf dem Gebiete meiner persönlichen

und beruflichen Interessen — so sehr ich auch da mir bewußt bin, doch nur dies und das gesehen und nichts vertieft oder gar ausgeschöpft zu haben. Aus zwanzigjährigen, breiten und eindringenden Erfahrungen hat Hugo Münsterberg sein Buch über die Amerikaner geschrieben, das ja auch diese Gegenstände der historischen und akademischen Kultur stoffreich und geistreich erörtert. Ich spreche zu Ihnen, meiner Grenzen bewußt, von den raschen Eindrücken, die sich da eben doch dem Fachmanne in mir geboten haben: dem Historiker, dem Professor, insbesondere — davon am Schlusse — auch dem hamburgischen Professor.

Dem Historiker? Was kann er denn in Nordamerika an Historischem sehen? Sie kennen das alte Wort von der Geschichtslosigkeit des Amerikanertums. Du fährst in den weiten Hafen von New York ein und wirst von der Gegenwärtigkeit dieses Lebens überwältigt. Da liegt zur Linken das grausame Einwandererspital auf Ellis Island, da ragen rechts die Riesenhäuser von Manhattan in den Himmel hinauf, wahrlich geschichtslos, noch immer ein ästhetisch ungelöstes Formproblem, wie so viel Schmalheit der Grundlage mit so viel Höhe dieser 20, 30, 50 Stockwerke sich versöhnen lassen solle, aber kühn, selbstverständlich, großartig in ihrem rastlos willkürlichen Emporsteigen in die hohe Luft, stolz und eigen in der bizarr gewaltigen Linie, die sie dem Profile dieser Stadt der Arbeit und des schrankenlosen Strebens verleihen. Du stehst auf dem Turme der Lebensversicherung am Madison-Square, 700 Fuß hoch über den Millionen von Menschen und den hunderttausenden Gebäuden, die sich unabsehbar dehnen, und blickst über hohe Häuser und niedere Kirchen, über das Meer der Straßen, über die Ströme rechts und links, über Hafen und See in eine endlose Fülle von bewegtem Menschenleben, und das Gewoge ihrer Arbeit grüßt, wimmelt, hämmert, läutet, braust von unten wundersam herauf — ein Anblick und ein Eindruck, den größten vergleichbar, die ein Mensch heute erleben kann. Du fährst, von einem gefälligen Wirte kundig gesteuert, im Auto durch eine Welt von Straßen — Villenstraßen, Stadtstraßen, Verkehrsstraßen, Straßen mit Riesenhäusern und Straßen mit dreckigen Holzhütten, durch beackerte Felder, durch rauchende, riechende Fabrikorte, durch große grüne Parke und endlose breite Avenuen, an denen noch niemand wohnt, durch höchsten Reichtum und bitterste Armut, durch rasende Arbeit und

Dunst und Lärm, durch tiefsten Schmutz und Elend und weite Stille — durch dieses Großherzogtum, das sich Chicago nennt und eine Stadt zu sein behauptet: eine Fahrt von Stunden; und bei Ankunft und Abreise führt dich der Zug lange, lange durch die Dürftigkeit der Vororte: Alles unfertig, unausgeglichen, auch für den Blick eines Besuchers, der es nicht für europäische Anstandspflicht hält, diesem Wesen gegenüber in Hysterien des Entsetzens und der Mißbilligung zu verfallen, erschreckend und doch hinreißend zugleich, ordnungslos und vorwärtsdrängend, großartig und fremd. Gewiß sind dies die stärksten Eindrücke von Amerikanertum und schließlich die echtesten, weil sie die bezeichnendsten sind für die Neuheit und wilde Kraft dieser Welt. Dem eigentlichen Westen ist freilich auch Chicago nicht mehr das Neue — wie, Sie nennen Chicago Westen? so haben mich so manchesmal in Ithaca die Studenten aus den fernen Weststaaten lächelnd gefragt: „Chicago ist für uns eine Stadt des äußersten Ostens!" Und ein Großfarmer, ein Grundbesitzer aus Idaho hat mir am Kamine der östlichen Universitätsstadt, in der er sich ausruhte, mit höflichen aber entschiedenen Worten in solchem Sinne von seinem Westen erzählt, seinen Gütern, seinem Betriebe, seinem Verkehre dort. Er sprach vom Unterrichtswesen dort hinten: wir lernen viel zu viel, man lehrt uns alles mögliche, man lehrt uns deutsch; wozu brauchen wir deutsch? wozu brauchen wir geistige Kultur? wenn wir gesellig zusammenkommen, so sprechen wir ja doch nur vom Geschäft! Wozu also so viele verlorene Zeit und Kraft? Kultur ist ein Luxus für den Osten, wir haben andere Dinge zu tun. Für die Hamburgische Universität wäre dieser Praktiker nicht zu haben gewesen. Er war wohl ein Typus des Neuesten aus dem Nordwesten: aber gewiß zugleich ein Wegweiser gerade darauf, daß es auch in Nordamerika Alt und Neu, ein Werden vom Osten zum Westen hin, daß es Vergangenheit, daß es Geschichte gibt, Geschichte, die sich unwiderstehlich auch den Geschichtslosen aufzwängt, so grimmig sie sich sträuben.

Und gewiß: die Vereinigten Staaten und ihr Volk sind überhaupt nicht geschichtslos. Sie sind nicht nur die Kinder von Jahrtausenden der Menschheit, aus denen auch sie hervorgegangen sind, auf deren Dasein ruht; auch in ihrem Lande haben sie schon drei Jahrhunderte gesehen. Sehr bald werden sie die Dreihundertjahrfeier der Mayflower begehen, der Fahrt der Pilgerväter an die Gestade

von Massachusetts; noch früher hatten sich, ein Stück südlicher an dieser Ostküste, die ersten englischen Siedler in Virginien niedergelassen. Und zwischen Massachusetts mit Neuengland hier und Virginien mit seinen Nachbarstaaten dort hat dann ein Vierteljahrtausend hindurch jener großartige Prozeß der Entwicklung und des Kampfes sich vollzogen, zwischen Nord und Süd, zwischen ländlich-städtischer Demokratie und ländlicher Aristokratie, zwischen Farmer und Pflanzer, zwischen Puritanertum und Gentry, der eine Weile lang zum Gegensatz zwischen Küste und Binnenland, zuletzt dann wieder zum Gegensatze wurde zwischen den Staaten der freien Arbeit und den Staaten der Negersklaverei. Es war ein langer Wetteifer, ein langes Werden verschiedener Menschenarten, Kulturen, Weltanschauungen, verschiedener politischer Formen und Gesinnungen, ein stets Miteinander von Nord und Süd und zugleich ein stetes Gegeneinander, während des Befreiungskrieges gegen England, während der Gründung der Union, nachher ein langes Auf und Ab, ein langes Übergewicht des Südens, bis dann von 1820—1860 die Abweichung dieser zwei im gleichen Gesamtstaat zusammengespannten, einander unablässig stoßenden Kulturen unwiderstehlich emporstieg, mühsam zurückgehalten wurde und schließlich im Bürgerkriege von 1861 furchtbar durchbrach. Es waren tragische Gegensätze, erschütternd groß, Recht gegen Recht, Art gegen Art, bis die stärkere Art und das stärkere Recht siegten. Und erst auf diesem Siege erstand, von den 70er Jahren ab, das neue Nordamerika mit seiner gesicherten Einheit, seiner gewaltigen Entfaltung unter dem Einflusse des Nordens, mit seinem allmählich fortschreitenden Ausgleiche zwischen Nord und Süd, mit dem allmählichen Vortreten einer neuen Gliederung und neuer Verschiedenheiten: wo dann der Westen, immer weiterflutend in frischer, starker Bewegung, sich immer lebendiger als Träger eines Neuen empfand, als eigentlichen Erben des alten Neuenglands, der alten Yankeedemokratie, des alten Hinterwäldlertums, als etwas anderes neben dem älter und fester werdenden Osten. Das ist, bis an die Gegenwart heran, der Lauf einer eigenen, eigenartigen und inhaltreichen Geschichte, die längst den historischen Blick auch der alten Welt auf sich gezwungen hat: und ihren Spuren aus drei Jahrhunderten wird der besuchende Historiker in Nordamerika mit besonderer Liebe nachgehen, wo er es nur vermag.

Man tritt aus dem modernen New York in das Tal des mächtigen Hudson hinaus, und die Namen, die volkstümlich grotesken Scherzgeschichten von den ersten altholländischen Besiedlern springen einem entgegen, aus den Tagen, da New York noch Neuamsterdam war. Weit stärker ist die Vergangenheit in Neuengland, in Massachusetts, in Boston. Da redet das arme nordische Land mit seinen Granitkuppen und Birken und Kiefern, das steinige Land, das seine Bewohner zur harten persönlichen Betätigung zwang. Da reden die alten Fischer- und Kaufmannsstädtchen am Rande des atlantischen Meeres, mit ihren Holzhäusern, ihren engen gebogenen Gassen, klein und erinnerungsreich wie Salem etwa. Vor allem, die Altstadt von Boston ist ebenso, winklig, eng, historisch, europäisch. Und in diesen alten Gassen, die das Leben der Neuzeit durchflutet und beinah sprengt, stehen die architektonischen Zeugen der 1770er Revolution, die geistlich-weltlichen Versammlungssäle, das alte Ständehaus des Staates Massachusetts: bescheidene, wenig ausgedehnte Räume des achtzehnten Jahrhunderts, in nüchterner Holzarchitektur, mit schmucklosen Säulen, Pfeilern und Emporen, alles einfach, klein und beinah ärmlich. Und doch haben in diesen Zimmern, diesen Hallen die Versammlungen getagt, die für die Losreißung von England entscheidend und klassisch wurden, Ober- und Unterhaus der Staatsvertretung, und vor allem das erregte Bostoner Volk. Dem Bostoner, aber dem Amerikaner überhaupt, redet hier jede Bank, jede Kanzel, jede Angabe von Personen und Ereignissen, die er von Kindheit her kennt und ehrt; diese Säle sind zu Museen geworden, in denen jeder Winkel mit den Erinnerungszeichen, mit den Reliquien dieser Heiligen der Nation aus den Geburtsstunden der Nation angefüllt ist. Nahe dem Stadtkern liegt der alte Stadtpark der Bostoner und an ihm entlang, von ihm ausgehend, die alten Patrizierstraßen, still, entlegen, mit den schmalen, roten Backsteinhäusern der bürgerlichen Aristokratie, die hier wohnte und hier wohnt, noch heute unverwandelt und vornehm.

Man kommt aus dem puritanischen Neuengland, aus dem Norden, in die Mittelstaaten, in die Quäkergründung Philadelphia: geradlinig und schachbrettförmig von Anfang her; regelmäßig und übersehbar, so mächtig es gewachsen ist, stellt sich das Stadtbild noch heute dem Besucher dar, der es vom hohen Rathausturme herunter mustert. Da sind, nahebei, die alten rechtwinkligen Hauptstraßen,

die alten stillen Plätze, und an dem einen von ihnen die Unabhängigkeitshalle, das pennsylvanische Staatenhaus, in dem der Kongreß der Freiheitskriege tagte, in dem am 4. Juli 1776 die Urkunde der Lossagung beschlossen ward, die große Prinzipienerklärung der neuen, freien, demokratischen Welt. In einfachem Backsteinhause auch hier wieder Räume von bescheidenem Umfang und der gleiche Stil des klassizistischen Zeitalters, gar nicht prunkvoll, aber freilich reicher als in Boston, feiner in den Formen, behaglicher im Schmuck. Hier wie dort die Bildnisse der Väter der amerikanischen Freiheit; aber im Norden sind sie ernster, strenger, nüchterner, auch dürftiger und härter in der Malerei: so hat der Bostoner Copley die puritanischen Bürger seiner Heimat gemalt, in einem ins Kleinbürgerlich-philiströse hinabgesunkenen englischen Bildnisstil. In Philadelphia, auf reicherem Boden, auf dem Wege zum aristokratischen Süden hin erscheinen Menschen und Bilder um ein Stück vornehmer und gelöster; es mag vor allem ein zeitlicher Fortschritt darin liegen, Maler wie Trumbull und Stuart waren um 20 Jahre jünger als Copley, aber auch die Gemalten gingen aus den engeren Zeiten der Vorbereitung in die stattlicheren und bewegteren der Erfüllung hinüber, und vor allem, die Redner und die Heerführer aus Virginien traten nun in den Vordergrund; ihre Erscheinung und ihre Kämpfe hielt man fest, und das englisch vornehme, ein wenig langweilige und so männlich-geschlossene Aristokratengesicht Georg Washingtons wurde zum höchsten Gegenstande dieser jüngeren Kunst. Ihm folgt man aus den Mittelstaaten zum Süden hin: in die geschichtsreiche Hauptstadt des Bundeslebens, in die Bundesstadt Washington zuerst, deren historisches Bild freilich nicht höher als 1820 hinaufreicht; aber ein Stück weiter, und durch ein virginisches Landstädtchen hindurch, das seiner Welt einst auch zugehörte, führt der Weg zu Georg Washingtons Wohnsitz hinauf. Da steht, auf dem Randhügel des Potomactales, über dem breiten stillen Flusse, von einem Gefolge kleinerer Gesinde- und Wirtschaftsbauten, den Sitzen seiner weißen und schwarzen Dienerschaft, gehorsam und bescheiden begleitet, Washingtons Herrenhaus Mount Vernon da, sehr vornehm in seiner Sonderstellung, mit der Einfachheit seiner Terrasse, seiner Aussichtshalle mit den acht hohen Holzpilastern, alles sehr schlicht und doch sehr herrenhaft: man denkt, bei aller Verschiedenheit ihrer Welt und ihres Wesens, an den Landedelmann Bismarck. Die

Zimmer prunklos, aber behäbig; eine Fülle von Gasträumen, in denen die Gesellschaft des Südens einkehrte, ehe sie, auf der Reise zum Norden hin, die Grenze Virginiens überschritt; und in Schlaf- und Arbeitszimmer und Grabgewölbe weht der Geist des festen klaren Edelmannes, ohne dessen unbeugsam selbsttreue und sachliche Sicherheit der Freiheitskrieg der 13 Kolonien nichts sein würde als eine große Niederlage.

Noch ein paar Bahnstunden südlich, und man ist in der Hauptstadt Virginiens seit den Befreiungskriegen, der Hauptstadt des Sonderbundes der Südstaaten im Bürgerkriege von 1861, Richmond: der Stadt, wo Präsident Jefferson Davis residierte und der Kongreß seines Bundesstaates tagte, wo General Robert Lee mit der Gentry des Südens sein Sondervaterland so heroisch-genial gegen die erdrückende Wucht und die stärkeren Lebenskräfte des Nordens verteidigte. Auch hier sind die Wohnhäuser in Gedächtnishallen verwandelt worden, aber des Gedächtnisses an 1861, nicht an 1775; tausend Zeichen der schmerzlichen Anhänglichkeit, Reliquien auch hier, füllen alle Zimmer des Davishauses an, aus der Stadt weit in die Landschaft hinaus streckt sich die Denkmalstraße für Stuart, Lee und Davis: eine lange geradlinige Anlagenkette mit den Standbildern der drei Führer als gliedernden Schmuckstücken. Neues industrielles Leben umflutet heute in Richmond diese Trotzburgen einer agrarisch-aristokratischen Vergangenheit. Aber deren Gedächtniszeichen ragen überall hoch hervor: keine Grafschaft des Südens, so sagte man mir, die nicht ihr Kriegerdenkmal aus dem Bürgerkriege besäße und hütete. Man ist stolz auf den Versuch von 1861—65, auf die Heldentaten des aussichtslosen Kampfes; die Bitterkeit stirbt wohl mit dem Geschlechte aus, das die Wunden noch selber gespürt hat, aber der Stolz vererbt sich auf den Nachwuchs. Keine Spur etwa von Scheu oder Scham der Geschlagenen: auch die Jungen spiegeln sich freudig in der Geschichte der gebrochenen Selbständigkeit ihres Lebens. Ich ging in das weltverlassene kleine Williamsburg, das in früheren Tagen Virginiens Hauptstadt gewesen war; ich fand auch da das Denkmal für den Bürgerkrieg, ich fand einen fachgenössischen, gelehrten Führer, aller südlichen Erinnerungen voll und noch voll Zornes über die Gewalttaten der Sieger von 1865. Und er wie seine Umgebung erzählten die Geschichte des älteren Virginiens. Hier liegen, inmitten

des grünen Universitätshofes, die kleinen Gebäude der zweitältesten amerikanischen Universität, des William und Mary-Colleges, in friedlicher Stille: die Tafeln an den Wänden des Hauptgebäudes rühmen, was alles von hier dereinst ausgegangen sei an bedeutenden Männern und an bedeutenden Gedanken. Und an weiten breiten Sandstraßen liegen hölzerne graue Landhäuser: da wohnten einst, im achtzehnten Jahrhundert, Gentry und Landvertreter der virginischen Legislatur, da hielten die reichen Grundbesitzer ländlich Hof, da warb Georg Washington um seine Gattin, da blühte in den Sitzungszeiten ein buntes und — als die Revolution emporstieg — ein politisch gewichtiges Leben. Heute ist alles das längst versunken, aber um Kirche und Wohnhaus webt unabweisbar mit tiefem, feierlichem Reize die Vergangenheit — kein Klang der Gegenwart hallt hinein; und im College werden die Söhne des alten Landes erzogen, im Angesicht und Abglanze dieser Geschichte, in einer beinahe verbissenen Pietät.

Und das ist Nordamerika? ja, auch das! Ich habe nicht einmal die charaktervollsten unter den historischen Städten gesehen, Charleston, des Hauptquartier der Pflanzergesellschaft von Südkarolina, oder die Orte französischen Ursprungs im Süden oder in Canada, oder gar altspanische Erinnerungsstätten. Jedoch schon was ich sah, lohnt dem Historiker den Besuch: er muß diese Dinge einmal geschaut und gefühlt haben, sie sind ihm unvergeßlich reich. Aber auch dem heutigen Amerika sind sie dies. Überall wendet sich ihnen pietätvolle Liebe zu, man wallfahrtet nach Boston, Philadelphia, Mount Vernon, die veränderte Welt huldigt diesen Ahnen mit warmer Verehrung. Nicht nur der Osten; ist doch vom Volke der Ostküste ein gutes Teil längst in den Westen weitergeflutet und daheim durch neue, fremde Massen abgelöst worden, die auch zu Amerikanern wurden oder werden; im Osten und im Westen ist dieses historische Gefühl lebendig, ein Gefühl der Kontinuität, ein Bewußtsein der Einheit mit dieser Vergangenheit. Immer wieder wendet sich, in Land und Stadt, die Vorliebe so vieler Bauenden zum alten „kolonialen Stil" zurück; vielerorts begegnen die Sammlungen historischer Bilder, historischer Akten, Madison rühmt sich seiner Aktenschätze für die Geschichte des Westens, Philadelphia für die des Ostens; längst gibt es eine lebensvolle amerikanische Geschichtschreibung; es gibt einen warmen, von Patriotismus, von National-

stolz durchglühten historischen Sinn. So stark ist dieser Zug, daß die verständnislose Überklugheit demokratisch gestimmter Besucher aus Europa gemeint hat, solche Romantik mit verwundertem Achselzucken verhöhnen zu müssen. Mir scheint das Streben nach historischer Verwurzelung bei dieser jungen Nation doppelt begreiflich. Romantik ist, sicherlich, nicht das für Nordamerika bezeichnende Wort; ich selber vergesse nicht, daß ich gewiß gerade diese Kreise historischer Richtung persönlicher kennen gelernt habe, und bilde mir nicht ein, daß sie alles wären. Ausschließlich-Gegenwärtiges, dem diese verfeinerten Stimmungen grundsätzlich fremd bleiben, Schärferes, Derberes, ja Grobes und Unreinliches genug sieht auch der Besucher; er sieht New York und Chicago. Indessen auch dieser historische Strom ist da und ist stark. Und die Beobachtung ist nicht neu, daß ein aristokratischer Zug die amerikanische Demokratie von heute durchziehe.

Von der Aristokratie des Großkapitals spreche ich dabei nicht: sie stammt aus den gegenwärtigsten Gegenwartskräften und steht in den heißesten Gegensätzen und Kämpfen des Tages und der Zukunft. Auch die Aristokratie der Geburt, die eher hierher gehört, erwähne ich nur: den Stolz der alten New Yorker Familien auf altholländische Abkunft — man denke der Roosevelts; den noch gewichtigeren Stolz der neuenglischen Altpuritaner auf die Abkunft von den Pilgervätern der Mayflower — von der bekanntlich halb Amerika herzustammen sich rühmt. Den Aristokratismus meine ich, der zur Geschichte mehr hinstrebt, als daß er sich von ihr herleitet: die neue aristokratische Bewegung der Bildung, des Bildungsdranges in den Vereinigten Staaten. Die hängt mit jenem innerlich historischen Empfinden, mit den historisch-geistigen Mächten zusammen, sie geht auf die alte englische geistige Überlieferung zurück und geht, nach Europa hin, noch über diese hinaus.

Von dieser Bewegung möchte ich hier noch handeln: sie führt in die Welt der Universitäten, in die ich hineintrat oder an die ich herantrat.

Ich habe die Universitäten von Cambridge-Boston (Harvard), von New Haven (Yale), von New York (Columbia), von Philadelphia (Pennsylvania), von Baltimore (Johns Hopkins), von Ithaca (Cornell), von Chicago und von Madison (Wisconsin) gesehen: eine Reihe, die in sich selber eine Entwicklung enthält. Ich erinnere

hier an die grundlegende eine Tatsache: der Ausgangspunkt der amerikanischen Hochschule ist die alte englische Form des College. Auf der Schule baut sich dieses College auf; es gliedert sich in vier Jahresklassen, deren untere im ganzen (denn genau durchführbar ist die Vergleichung nirgends) den obersten Klassen des Gymnasiums, deren obere im ganzen den ersten Semestern unserer Universitäten verglichen werden mögen. Stets aber ist das eigentliche Ziel des College die allgemeine Bildung, eine ursprünglich wesentlich klassische Bildung, die sich dann erweitert hat, eine Geistesbildung, bestimmt, im Verein mit dem Zusammenleben der jungen Männer, mit ihrer körperlichen, sportlichen, gesellschaftlichen Ausbildung, in dem Studenten den Gentleman zu erziehen. So hatte sich im neunzehnten Jahrhundert die alte Collegebildung ausgewachsen; wissenschaftlich war sie nicht, weder nach ihrer Lehrweise noch nach ihrer Absicht. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aber hat sich an diese alten Formen zweierlei Neues angeschlossen. Einmal die praktische Schulung für einen bestimmten Beruf. Fachschulen fügen sich den Colleges an: ältere, d. h. juristische und medizinische, dann auch neuere, d. h. technische und landwirtschaftliche; die Universitäten wuchsen sich allseitiger und praktisch aus. Als zweites aber kam, zumal seitdem die neugegründete John Hopkins-Universität in den siebziger Jahren das grundsätzliche Muster geboten hatte, die eigentlich wissenschaftliche Ausbildung hinzu, die dem College fremd war und die auch die Fachschule, auch das eingegliederte Polytechnikum nicht bringen wollte, die Erziehung zum Forscher. Die im College Fertigausgebildeten, mit dem „Grade" des Baccalaureus Gekrönten können sich seitdem rein wissenschaftlich weiterschulen lassen, in Abteilungen für die Graduierten, in Graduate Schools. Das ist ein deutscher Zusatz zum alten angelsächsischen Blute der amerikanischen Hochschule. Wie vieles Fremde ist dem Blute der amerikanischen Rasse, dem physischen wie dem kulturellen, seit nun schon langen Menschenaltern beigemischt worden! Wie drohend pochen heute die ganz Fremdartigen, die Wesensfremden, Romanen, Slawen, Orientalen an die Tore dieses Volkstums! Fremder als alle stehen die Neger daneben; noch weiß kein Sterblicher, wie diese ungeheuren Probleme sich lösen wollen. Ehedem hat, neben und vor den Iren und Skandinaviern, der Zustrom der Deutschen das meiste hinzugebracht. Aber die deutsche Einwirkung auf die Universität stammt

nicht aus der Einwanderung her; sie knüpft sich an Altdeutschland selber und unmittelbar. Es war der Wunsch des neuen Amerikas, auf die Höhe der alten Welt zu treten, deshalb wandte es sich an die deutsche Kultur; es war ein historischer Drang, aus der „ungeschichtlichen" Neuartigkeit der eigenen, wirtschaftlichen Kultur heraus, zur Wissenschaft der alten Welt hinüber. Den deutschen Universitätsunterricht hatten amerikanische Gäste seit langem kennen gelernt; in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts sind Hunderte und Tausende amerikanischer Studenten zu uns herübergekommen und haben bei uns gelernt und die Anregung heimgetragen. Die Neuerung, die sich in Johns-Hopkins verkörperte, hat sämtliche große amerikanische Universitäten berührt, die Ziele wissenschaftlich gesteigert, jene höheren Abteilungen hervorgetrieben, im College selber die Freiheit des Studenten in der Auswahl der Lehrgebiete, die er betreiben wollte, gefördert. Das angelsächsische College freilich blieb bestehen, und das zwanzigste Jahrhundert hat eine Reaktion gegen den deutschen Blutstropfen ausgelöst, eine Gegenströmung vor allem zugunsten des alten Zieles der amerikanischen Universitätserziehung, zugunsten des Gentleman, den nicht der Gelehrte verdrängen solle, zugunsten englischer, daneben wohl auch französischer Lehreinflüsse. Das nationale Erziehungsideal behauptete sich, aber das Neue behauptete sich auch. Und die Fäden der Verbindung mit Deutschland haben sich vermehrt und verstärkt: der Professorenaustausch kam hinzu, eine wahre Wanderung deutscher Gelehrter durch die Universitätsstädte der Union; die deutsche Bewegung im Lande kam hinzu, die Organisierung des Deutschamerikanertums, die Errichtung deutscher Gesellschaften (Germanistic Societies), in New York und vielerorts — immer noch neue Vereine dieser Art entstehen, mit dem Zwecke wissenschaftlicher Anregung, mit deutschem Kerne, angeschlossen an die Universitäten, mitgeleitet von deren Leitern. Das alles wirkt fort. Der innerste Sinn aber der gesamten Universitätsbewegung, die ich historisch nannte, ist geistige Überwindung der amerikanischen Einseitigkeit. Diesen weitesten Sinn hat ihr, von hoher Warte aus, vor dreißig Jahren einmal Andrew D. White vorgeschrieben, der Mitbegründer und erste Präsident der Cornelluniversität, deren vielverehrtes geistiges Haupt er bis heute blieb, der Staatsmann und Diplomat, der aller Verständigung Amerikas und Deutschlands so oft und

wirksam und freundschaftlich gedient hat. Er rief den alten Mitgliedern seiner Jugenduniversität Yale 1883 in einer glänzenden Ansprache die Losung zu, über das Deutsche hinaus, in das Allgemein-Ideale hinein. Die starke wirtschaftliche Bewegung, so legte er ihnen dar, ist für Amerika ein Segen gewesen; wie kann man verhindern, daß sie zum Fluche werde? Es ist die Frage und Aufgabe, die das neunzehnte Jahrhundert dem zwanzigsten stellt. Der „Merkantilismus" verlangt ein Gegengewicht; was für eines? Ein geistiges, ein ideelles! Das neue Jahrhundert wird eine Gedanken- und Gefühlsaristokratie zu schaffen haben, gegenüber der Aristokratie des Geldes; dafür haben die Universitäten zu sorgen. Das neue Amerika muß, in notwendigem Ausgleiche, in Religion, Philosophie, Literatur, Wissenschaft, Kunst und Politik zum Denken erzogen werden, zum Denken, Schreiben, Malen, Bilden, zu der „Kunst, etwas Besseres als Dollars auf die Nachwelt zu vererben", zu einer Wissenschaft, „die Höheres erstrebt als die Vermehrung der Eisen- und Baumwollproduktion". Andrew White selber ist Staats- und Geschäftsmann gewesen und geblieben, seine Schöpfung Cornell hat den wirtschaftlich-materiellen Unterricht stets sorglich gepflegt, er war weit entfernt, die materiellen Grundkräfte seines Landes zu mißachten, aber er wollte sie gesund erhalten durch Ergänzung, durch jene Durchtränkung des jugendlichen Nachwuchses mit einem geistigen, seelischen, menschheitlichen Ideal: so erhält auch das materielle Element der Zivilisation erst seinen richtigen Platz.

Man wird diesen Aufruf für die Entwicklungsrichtung der letzten Jahrzehnte typisch nennen dürfen. Es ist ein Aufruf nicht nur zur Forschung, sondern ebensosehr zur Bildung, vor allem aber doch zum Geistigen als Selbstzweck, zur Stärkung der Kräfte, die den Zusammenhang bedeuten mit dem Feinsten der alten Welt. Und nicht nur die Universitäten gingen diesen Weg. Mit ging eine neue Pflege der Musik — auch sie im engsten Zusammenhange mit Europa, zumeist mit Deutschland; mit ging eine neue Pflege der bildenden Kunst in eigener, vornehmlich von Paris aus beeinflußter Produktion und zugleich in umfassender Sammeltätigkeit: öffentliche und private Museen haben historisch die gesamte Bahn der Menschheit umspannt, von Mesopotamien und Ostasien herab, und haben nach dem künstlerisch Höchsten gegriffen, was die Kultur Europas in ihren großen Tagen geschaffen hat. Es kam die Jagd

nach den Rembrandts, es kamen die Sammler, die großen Mäzene: Männer des härtesten, eigensten Amerikanertums, mit dessen eigensten wirtschaftlichen Zügen — aber das Ergebnis war doch, für sie und für ihr Volk, die Annäherung an die europäische Vergangenheit und an deren wie äußerlichen so auch innerlichen Reichtum, an das Beste der europäischen Kultur. Es ist doch, trotz allem, ein Glück, wenn Amerika reich wurde an Rembrandtschen Bildern, denn zur Folge wird doch eine Befruchtung des Bodens, auf dem nun einmal die Hälfte der westländischen Menschheit wohnt und wächst; das ergibt, trotz unserem Verlust und unseren Klagen, einen menschheitlichen Gewinn. Und ein Gewinn sittlich-kultureller Art liegt auch in der Wendung der Großkapitalisten auf diese, wenn man will, Mode einer neuartigen Verwertung ihrer Millionen: es liegt doch eine Erziehung, eine Adelung, eine Vertiefung in dieser neuen Funktion, die der Besitz sich selber verliehen hat; seine Würde, sein Pflichtgefühl, seine Selbstrechtfertigung sind damit gewachsen. Und diese Männer haben auch die Bibliothekspaläste gebaut und gefüllt, sie haben auch Universitäten errichtet und ausgestattet.

In die Welt dieser neuen oder erneuerten amerikanischen Universität tritt der deutsche Gelehrte als Gast. Was kann er ihr bieten wollen? Natürlicher- und wirksamerweise nur rückhaltlos sich selber und seine Eigenart.

Sicherlich, er muß mit offenem Auge und offenem Herzen kommen. Wer diese Welt nicht verstehen und würdigen kann oder will, sei es aus falscher Vornehmheit oder aus einfacher Unfähigkeit, der bleibe hübsch zu Hause. In Amerika begrüßt den Kommenden eine erstaunlich freie, behagliche, offene, liebenswürdige Gastlichkeit; die Fülle des Neuen und Lebendigen überströmt ihn fast. Und er sieht ohne Zweifel eine Menge von Fremdartigem, von Eigen-Amerikanischem.

Ich habe die große Abweichung genannt und erklärt: die Grundlage ist überall das College geblieben, der Spender der allgemeinen Bildung. Das College entläßt seine ganz oder halb ausgebildeten Zöglinge, hier später, dort früher, hier nach vier, dort schon nach zwei Jahren, in die besonderen Wissenszweige hinein (Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Technik, auch in die Sonderfächer unserer philosophischen Fakultät, in der Graduate School), nach deren Gesichtspunkten sie schon im College sich ihre Vor-

lesungen zum Teil gewählt haben; oder es entläßt sie in das geschäftliche Leben. Fertig mit dieser altakademischen Vorbildung ist nur geworden, wer seinen „Grad" errungen hat: die Vereinigungen der Alten Herren (Alumni) und die Klubs der Graduierten fassen dann, durch das Land hin, diese Klasse der akademisch Gebildeten in sich zusammen. Auch die deutschen Universitäten sind ja seit Jahrzehnten mit der allgemeinen Durchbildung unserer Gebildeten in nähere Beziehung getreten; wieviele der späteren Praktiker in Industrie, Handel, Heer, wieviele der Führer unseres Wirtschaftslebens haben unsere Hochschulen, und neben den technischen Hochschulen auch unsere Universitäten, besucht! Unsere Universitäten haben getrachtet, den Ertrag der wissenschaftlichen Arbeit auch breiteren Kreisen weiterzugeben. In ihnen selbst sind die allgemeinen Wissenschaften, diejenigen, von denen alle innerlich zu lernen haben, über das berufliche Spezialstudium hinweg wieder zu verstärktem Leben und verstärkter Wirkung erwacht. Aber freilich, zwischen dem angelsächsischen College und der deutschen Universität bleibt trotzdem der Abstand groß. Wir können mancherlei von jenem lernen, und haben es getan, nachbilden können wir es nicht. Unübertragbar, so scheint es doch, bleibt uns die Art, wie dort die Studenten in großen Logierhäusern der Universität (Dormitories) oder in der Menge ihrer größeren oder kleineren Korporationshäuser (Fraternities) zusammenwohnen, unübertragbar ganz sicherlich die schulmäßige unablässige Aufsicht, die starke Kontrolle über den Fleiß, den Vorlesungsbesuch, ein Aufruf der Namen oder eine Aufzeichnung der Anwesenden bei Stundenbeginn oder -schluß, und die endlose Reihe der Prüfungen, die sich an jeden Kurs, an jedes Semester anheften und über Bleiben oder Ausstoßung des Einzelnen entscheiden. Wir empfinden das doch als eine Überlastung und Quälerei für Lernende und Lehrende zugleich. Daß diese Aufsicht ihre Vorzüge hat, liegt auf der Hand; der übergroßen Freiheit zum Nichtstun sucht man mit sehr viel Recht auch bei uns zu steuern. Aber das amerikanische Verfahren würde unsere Studentenschaft binnen einer Woche in die helle Revolution treiben: durch die Schulmäßigkeit seiner Formen nicht nur, sondern durch seinen Geist. Hier tritt die Verschiedenheit nicht nur des Alters- und Reifeniveaus, sondern der tiefgewurzelten Überlieferungen grell zutage, und der Deutsche wird urteilen, daß die nationale Überlieferung drüben, bei

allem Gesunden, das sie enthält, unzweifelhaft in diesem Stücke einer Revision bedarf: nicht zuletzt der Professoren halber. Und unübertragbar findet er auch die Verfassung des Lehrkörpers der amerikanischen Hochschule, den aufgeklärten Despotismus des leitenden Präsidenten, soviel sich für ihn sagen läßt und so vortrefflich er sich in der Hand maßvoller, sachlicher und wahrhaft aufgeklärter Universitätsherrscher bewähren kann: unser Professorentum würde ihn und würde die rein prekäre Stellung der Professorenkörperschaft in ihrer geistigen Selbstverwaltung nicht ertragen. Wir sind, oben und unten, in unserer Universitätsverfassung ungleich mehr Freiheit gewöhnt, als sie das Land der Freiheit — es soll nicht nur auf diesem Gebiete so stehen! — zu gewähren liebt.

Das alles empfindet der deutsche Besucher — vielleicht nicht immer völlig gerecht? denn es ist schwer, in den Geist und in die innere Notwendigkeit fremdartiger Einrichtungen wahrhaft einzudringen. Aber empfinden wird es jeder von uns. Er wird sich daneben der Eigenart, der Gewachsenheit, der Natürlichkeit des amerikanischen akademischen Daseins freuen, dieses lebendigen Treibens, dieser kräftigen Organisation der Jugend, ihrer Mitarbeit und Selbstverwaltung und Selbstbetätigung, wie sie in Dormitories und Fraternities, in Klubs und Lesehallen und akademischen Speisehallen, in den Turnhallen und auf freiem Felde und auf dem Wasser sich bunt und kräftig auswirkt und darstellt. Er wird sich an diesen Körperübungen freuen, auch wenn er den Klagen über ihre einseitige und geistig lähmende Übertreibung zuhört und glaubt; an dem bewegten Bilde der Übungsplätze im Universitätsgelände (dem Campus), mit ihrem Wettlauf und ihrem Ballspiel und mit dem Waffendienste, den, wo er einzureden hat, der Staat verlangt und den man ihm, weil er nicht freiwillig ist, seufzend leistet. Um so freiwilliger schwärmen dann, und sei es durch Schnee und Eis, die freshmen, die Füchse, in ihren Badekostümen aus, um Schnellauf und Dauerlauf zu üben; mit Heldenmut schlagen sie sich durch allerhand grobe Reste eines bei uns überwundenen Pennalismus hindurch, der Freude voll, für jede Derbheit, der sie sich unterziehen müssen, sich im folgenden Jahre an der nächsten Generation kräftig schadlos zu halten.

Wir werden auch manches an der Art des Unterrichts, des klassenhaft praktischen Einlernens und Abfragens, beobachten, ohne

es übertragen zu wollen. Und liegt nicht darin, liegt nicht im ganzen Betriebe des Colleges, in seinem begrenzten Lehrziel und Bildungsideal, etwas von derselben Gefahr, die Vorteil und Nachteil des amerikanischen Daseins überhaupt zu sein scheint, von der Gefahr der Durchschnittlichkeit, der Gefahr einer allzu gleichmäßigen Ausfüllung der Köpfe mit praktisch bemessenem geistigem Inhalt, der Gefahr einer ausschließlichen Ausbildung Aller auf eine mittlere Höhe hin? Das ist ja die Demokratie. Ein Raum für Alle im Eisenbahnwagen — es sei denn, daß du dir mit hoher Sonderzahlung das Sonderabteil erkaufst: aber die Gliederung in Kupees, die wir gewöhnt sind, gibt es nicht, weder bei Tage noch bei Nacht: ich weiß, daß es seine Vorzüge hat, aber ich liebe es nicht. Ein Rasen für Alle auf den Kirchhöfen, die ich sah, kein Sonderhügel für das einzelne Grab: ich ehre das, aber mich friert dabei. In den Predigten, die ich anhörte, die Durchschnittlichkeit einer ehrenwerten, nützlichen, aber dürren Moralität, die sich mit manchmal groben Mitteln wirksam empfahl. Wohin ich blicken konnte, auch unter den Studenten, mit denen ich lebte, eine Menge tüchtiger, ja ehrwürdiger Wohlfahrtsarbeit, praktischer Humanität, überall ein bodenständiger, hilfsbereiter demokratischer Idealismus, der Achtung und manchmal Neid erzwingt — aber die Feinheit der ganz-persönlichen Ausbildung, über die verständige Gleichmäßigkeit und die praktische Selbständigkeit des Durchschnittes hinaus? die Vertiefung und die Erhöhung? der Duft der Kultur und der Persönlichkeit? über aller Banalität und über der Fülle der Zwecke das Eigenleben feinerer freierer menschlicher Bildung? Muß das der alten Welt allein verbleiben, vermöge einer Arbeitsteilung zwischen den Kontinenten?

„Sie haben," so sagte mir, meinen Vorsatz bestätigend, bei meinem Eintritt in Amerika ein älterer amerikanischer Kollege, „Sie haben die Aufgabe, in Ihren Vorlesungen ganz deutsch zu sein: was in Deutschland eigener, älter, kultivierter, komplizierter ist, das Historische in Persönlichkeit, Gesellschaft, Staat, das sollen Sie vertreten und veranschaulichen, damit meine Landsleute merken, was sie nicht haben." Das war, in jenem Munde, das Wort eines neuen, historisch und kulturell gerichteten Amerikanertums, das Wort der Verwandtschaft über den Ozean hin. Ich habe es befolgt, schon weil ich gar nicht anders konnte. Ich habe in dieser fremden Umgebung, die ich beobachtete, die ich zu begreifen und von der ich zu lernen

suchte, und in der mir wohl war, die Besonderheit unserer Welt und die Werte unseres Volkstums freudiger gefühlt als vielleicht jemals daheim. Ich habe, als Historiker, der von dem Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts zu berichten hatte, unseren Staat mit seiner Wurzelkraft und seiner Stärke, die Verwachsenheit unseres Staates und Volkes mit unserem Heere, die zentrale Stellung des Heeres in unserem ganzen äußerlichen und innerlichen Dasein, den naturgegebenen, ungeheuer weiten und tiefen Einfluß der europäischen Lage, unserer Lage in Europa, auf unsere Geschichte, auf unsere Politik, unsere Verfassung, unsere Gesellschaft, auf unser persönlichstes Dasein zu betonen, zu erläutern, zu begründen, zu veranschaulichen gesucht. Ich hatte die Geschichte Bismarcks zu erzählen. Ich habe bei meinen Zuhörern wohl etwas wie ein Fragen und Zweifeln gespürt, aber stets ein offenes Entgegenkommen, den freundlichen Willen, das Fremde, als ein Fremdes, doch auch anzuerkennen und in sich zu würdigen und zu verstehen. Heerwesen und Krieg! Ich darf es hier vielleicht in einer Art von Anmerkung aussprechen, wie stark die Abweichung des Denkens und Empfindens natürlich gerade in diesen Lebensfragen herausspringt, wie eindrucksvoll es auch für den Deutschen ist, hier, in diesem Lande, das heute noch ohne Nachbarn ist, die Gesinnung von der unsrigen so tiefverschieden zu sehen, und wie sonderbar es ihn berührt, daß doch auf allen Straßen und Plätzen nicht nur der Bundeshauptstadt Washington die militärischen Denkmäler, die Reiterstandbilder der Kriegshelden stehen. In seinem Staatenhause zu Boston prunkt Massachusetts mit den Fahnen und Taten kriegerischer Vergangenheit. Trotz allem, was sie fühlen und fühlen wollen, steckt doch auch diesen Bürgern der neuen Welt die Geschichte und der kriegerische Trieb merkwürdig stark im Blute. Und ist nicht ihre eigene Geschichte in Wahrheit von Anbeginn an, und vollends seit anderthalb Jahrhunderten, eine Geschichte ununterbrochener Machterweiterung, rastlos vorwärts drängenden Machttriebes auch nach außen? Ist Theodore Roosevelt, der Imperialist, etwas anderes als der Fortsetzer aller großen Staatsmänner seiner Nation? Und wird sein Imperialismus wirklich auf lange begraben sein? Ist die Verschiedenheit der Überzeugungen, der Ideale, die der Fremde auf diesem Felde trotzdem unzweifelhaft an jedem Tage zu spüren bekommt, wirklich bestimmt, die Zukunft dauernd zu beherrschen? Genug: man

spürt sie stark, und ein jeder bekennt sich stark zu Seiner Welt. Die Boten, die herüber- und hinübergehen, wollen die Verständigung, das Verständnis befördern, bei sich selber, bei ihren Hörern in der Fremde und später bei ihren Landsleuten daheim. Ich hatte die Botschaft unserer historischen Daseinsbedingungen, die Botschaft des historischen Denkens weiterzugeben, und, so gut ich es vermochte, die unserer Kultur. Wirken wird drüben nur, wer unbefangen sein eigenes und seines Volkes Leben vertritt und erklärt: ohne Angriffslust, aber mit selbstverständlicher Liebe.

Ich habe soeben die Abweichungen betont; ich füge hinzu: nicht nur das willige Verständnis überbrückt diesen Spalt im Augenblicke der gegenseitigen Aussprache, sondern es sind doch eben allgemeine Kräfte tätig, die uns stetig zueinandertreiben. Dem deutschen Professor im besonderen wird es drüben überall bewußt, wie vieles im amerikanischen Universitätsleben uns heute grundsätzlich entgegenkommt. Ich hatte dort das Gefühl lebendigen Widerhalles und natürlicher Gemeinsamkeit; in den akademischen Kreisen, die ich kennen lernte, das unwillkürliche Gefühl der Gleichartigkeit des Strebens und der Arbeit. Der amerikanische Universitätsbetrieb hat sich doch bis zu einem gewissen Grade, bei aller Eigenart, die er festhält, europäisiert, verfeinert, verwissenschaftlicht. Ich habe ausgezeichnete Vorlesungen angehört und überall vortreffliche Gelehrte angetroffen. Ich erstaunte über die vielseitige Ausgestaltung etwa der historischen Lehrabteilungen mit ihren fein, manchmal zu fein differenzierten Professuren für amerikanische, europäische, englische, für alte, mittlere, neuere Geschichte, für die Geschichte begrenzter Epochen. Ich fand in den Graduate Schools die volle wissenschaftliche Handhabung unserer eigenen Arbeitsmethoden und sah ihre Schüler und Schülerinnen in den Seminaren, in den Bibliotheken auf ihrem besonderen Arbeitsplatz; ich hörte, daß in der Berufung der Professoren die Frage nach der wissenschaftlichen Leistung immer lauter überwiege. Ich fand auf diesen Universitäten, unbeschadet ihrer Eigenzwecke, die Richtung auf Europa, auf Deutschland stark.

Und was den — vielleicht verwöhnten! — deutschen akademischen Betrachter besonders zu beschäftigen vermag: auch die Resonanz dieser Universitäten, als Organe wie der Bildung so der Wissenschaft, ist in steter Zunahme. Es wächst ihre soziale Schätzung, es wächst ihre geistige Machtstellung.

Ich würde Ihnen gern anschaulicher von den verschiedenen Typen erzählen, die ich sah: von der höchst eigentümlichen, politisch-praktischen Einwirkung der Staatsuniversität Madison auf den gesamten Bauernstaat Wisconsin, in dessen Hauptstadt sie thront, dem Staatenhause, dem „Kapitol", gegenüber, Hügel neben Hügel und Macht neben Macht; sie durchtränkt ihr ganzes Land in erstaunlichem Maße mit einem beinah allgegenwärtigen täglichen Unterricht durch Schrift und Rede, und mit politisch-sozialer Reformarbeit, in der ein großes Stück deutscher, Bismarckischer Ideen steckt. Ich möchte Ihnen erzählen von der Gliederung der Arbeit und dem Leben der Cornell-Universität zu Ithaca, deren Bild in so manchem Zuge meiner Darstellung ohnehin hindurchscheinen wird: ich würde besonders gern von der mehr stillen und einsamen Spiegelung sprechen, die alle amerikanischen Kulturprobleme in diesem lieblich-ländlichen Musensitze finden, der friedenvoll und lächelnd über der Kleinstadt drunten im Tale und über seinem blauen langen See mit dem indianischen Namen ruht, wie eine deutsche Kleinstadtuniversität, und der wie diese alles Leben der Nation mitempfindet und mitlebt, aber mehr noch als Betrachter und Verarbeiter, denn als Mitkämpfer. Jedoch für den hamburgischen Hörer sind die Großstadt-Universitäten charakteristischer. Da ist das vornehme, geisterfüllte, allezeit triebkräftige Harvard in Cambridge, das engverwachsen ist mit der Nachbarstadt Boston, die älteste amerikanische Universität neben der ältesten Großstadt amerikanisch-englischer Bildung, die beiden historischen Hauptstätten der gesamten Union in dichtem Beieinander; auch dieses altenglische Harvard ist von dem neuen deutschen Zuge zur wissenschaftlichen Durchbildung früh und stark ergriffen und lebendig fortgestaltet worden: hier hat Präsident Eliot seine Universitätsreform betrieben, von hier aus betreibt Hugo Münsterberg seine amerikanisch-deutsche Kulturpolitik. Da ist, an historischer Stätte gleich Harvard, in Philadelphia die Pennsylvania-Universität: in einer alten Stadt, deren heutiges Leben den Besucher stärker und gegenwärtiger anmutet als das Bostons, eine alte, frisch bewegte Universität voll stattlicher wissenschaftlicher Arbeit. Da ist, ganz neu, zur Seite ihrer neuen hastenden Riesenstadt, die Universität Chicago: dereinst, vor 20 Jahren, außerhalb der Stadt begründet, jetzt längst von ihr eingeholt und umfaßt — ähnlich, wie es Columbia mit New York ergangen ist. Aber

noch immer liegt die Universität Chicago einigermaßen für sich, auf ihrem breiten Gelände, zwischen den großen Parken, dem meergleichen Michigansee benachbart; und eine Welt für sich stellt sie noch immer dar, befruchtet durch Rockefellers unvergleichlich üppigen Millionensegen, die Gebäude prächtig, ein wenig prahlend und überaus praktisch zugleich. Alle alten und alle neuen Aufgaben der amerikanischen Universität sind da lebendig nebeneinander entwickelt, auch das Reingeistige, das Reinwissenschaftliche: ich hatte das Glück, auch hier einem ganz besonders reichen und sympathischen Kreise schaffender Gelehrter zu begegnen.

Und überall fand ich Eins: überall genoß die Universität einer auffallend starken Liebe und Pflege durch ihre Umgebung. Ich habe mit Professoren, aber auch mit den Männern der akademischen Verwaltung, den Präsidenten, den Kuratoren (trustees), den Freunden der Universität gesprochen, mit Geschäftsleuten, Praktikern des wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens, Rechtsanwälten, Ärzten außerhalb der Universität. Da hat man mich (darf ich es hier erzählen?) immer nach Hamburg gefragt, und wenn ich dann über die Widerstände sprach, die der dort draußen und freudig und verständnisvoll begrüßte Universitätsantrag des Senats hier fand, wenn ich sprach von den Gegengründen, den Einwänden und den Abneigungen, von der Abneigung hamburgischer Körperschaften und Berufskreise, von den Befürchtungen unheilvoller Folgen dieser neuen Gründung für Hamburgs allgemeines Dasein, dann durfte ich die Gesichter meiner Unterredner nicht recht ansehen. Das erschien ihnen von ihrem Gesichtspunkte aus, und soweit ihre Höflichkeit sie sich äußern ließ, wie eine Summe schwer begreiflicher Bedenklichkeiten, ja vielleicht halb abergläubischer Vorurteile, die vor keiner Erfahrung stichhalten könnten; sie schüttelten den Kopf. Hatte nur ich ihnen falsch berichtet? Sie jedenfalls waren eins mit ihrer Universität. Gerade in diesen mit Hamburg unmittelbar vergleichbaren Handelsstädten ist mir das überall entgegengetreten, wie es ja auch für die verwandten großen englischen Handels- und Industriestädte gilt, die in den letzten 15 Jahren sich mit einem Kranze durch deutschen Geist nicht unbeeinflußter Universitäten geschmückt haben. Diese amerikanischen Großstädter, das erfuhr ich, wollen diesen Nebenstrom geistigen Daseins, diese Berührung mit geistigen, wissenschaftlichen Kräften. Sie gehen aus von der allgemeinen Er-

ziehung der gebildeten Schicht aller Berufe, der führenden Schicht der Nation, im College, aber sie wollen nicht minder die wissenschaftliche Lehre und die wissenschaftliche Forschung und die Verbindung beider nach deutscher Art. Sie sehen darin eine belebende und notwendige Kraft auch für das wirtschaftliche Dasein ihrer Kommunen und für die innere Vornehmheit und den inneren Reichtum des Daseins überhaupt. Sie sprechen davon mit Stolz und Freude und arbeiten daran mit. Alle Hände sind für diese Universitäten offen; die Pracht der Bauten überall im Osten und im Westen predigt davon, und mag es sein, daß der Reichtum des Inhalts noch nicht überall der Pracht der Schale völlig entspricht, so wächst doch der Inhalt unablässig nach und bereichert sich auch. Und es sind die Universitäten, nicht etwa isolierte Forschungsinstitute, an die diese Hoffnungen gesteigerten Lebens sich knüpfen. Ein kluger englischer Beobachter hat jüngst beschrieben, wie nutzlos und einflußlos die Fülle von staatlichen Forschungsinstituten für die allgemeine geistige Atmosphäre der Bundeshauptstadt bleibe, die in Washington arbeiten und nicht lehren und nicht miteinander verknüpft sind. —

Das also war die Summe meiner Eindrücke: ein Blühen und Vorwärtsstreben, andersartig als bei uns, aber angefüllt mit deutschen Anregungen, und, davon ging ich aus, historisch-aristokratisch, aristokratisch nicht im Klassensinne, aristokratisch durch Bildung, durch den Zusammenhang mit älteren Kulturen, durch den Zusammenhang eines neuen, allen geöffneten, geistig gehobenen Standes in sich selbst. Diese Schichten dringen ein in die amerikanische Politik, trotz aller Skepsis und allen Schmutzes, die an dieser Politik kleben. Theodore Roosevelt und Woodrow Wilson, beide stammen sie aus dieser Schicht, beide Universitätsleute und Schriftsteller, Wilson selber lange Professor und Präsident einer Universität. „Grüßen Sie meine Kollegen an den deutschen Universitäten!", so lauteten bei meinem Besuche im Weißen Hause seine letzten Worte.

Für Amerika entspringt, was ich eben geschildert habe, einer neuen Notwendigkeit vergeistigender Entwicklung. Deutschland hat im neunzehnten Jahrhundert die umgekehrte Entwicklung durchgemacht. Es ist aus weltfremder Geistigkeit in die Wirklichkeit eingetreten, und wir alle wollen diese Wirklichkeit festhalten. Aber seit

zwei Jahrzehnten spüren wir doch auch die steigende Sehnsucht, dieser Wirklichkeit die Pflege des Geistigen wieder stärker zu verbinden und neben den Namen, der uns die Welt bedeutet, neben Bismarck, dessen wir wahrlich jeden Tag bedürfen, in vollerem Maße auch wieder Goethe zu stellen. Wir sind amerikanischer geworden, Amerika ist europäischer, deutscher geworden, wir selber streben wieder zum Geistigen hin: wir Deutschen dürfen diesen Annäherungsprozeß der beiden Nationen und diesen Lebensprozeß des amerikanischen Volkes mit freudigem Anteil begrüßen. —

Ich habe Ihnen berichtet als Historiker und als Professor. Ich habe mich drüben, als Hamburger, — von dem Anlaß hörten Sie schon — auch nach Lehren für meine engere Heimat gefragt. Sie erlauben dieser Abschiedsrede ein kurzes Schlußwort unter dem Gesichtspunkte Hamburgs. Ich habe dabei nur die Folgerungen zu ziehen aus dem, was ich soeben sagte. Ich darf daran erinnern, daß ich im Jahre 1907 mit einer Antrittsrede vor Hamburg hingetreten bin, in der ich von der Durchdringung des deutschen Bürgertumes und Städtetumes der jüngsten Gegenwart mit geistigem Bedürfnis und akademischem Ehrgeiz sprach. Auch Hamburg sah ich auf diesem Wege; ich suchte die Verbindung Hamburgs und seiner wirtschaftlich größten Zeiten mit der geistigen Bewegung auch in der Vergangenheit auf, und ich fand und finde noch das wunderliche Dogma von Hamburgs natürlicher Geistesfremdheit, von der natürlichen gegenseitigen Ausschließung geistigen und wirtschaftlichen Lebens, von der angeblich „genialen Einseitigkeit" dieser Stadt, die sie zum Banausentum verdammen soll, ebenso ungeschichtlich wie unpraktisch: ein Dogma, das aus einer zeitweiligen Verengerung und geistigen Verarmung im neunzehnten Jahrhundert, die sich aus bestimmten historischen Gründen begreift, eine dauernde Eigenschaft und gar einen Vorzug machen will. Die deutsche Entwicklung der letzten Jahre gibt diesem Dogma nicht recht. Jener lebensstarke Ehrgeiz deutscher Städte auf geistige Bereicherung hat seine Bahnen weiter verfolgt. Frankfurt a. M., Mannheim, Düsseldorf haben Hochschulen ausgebildet, Dresden hat seine Ansprüche für die Zukunft angemeldet. Wir haben in diesen Jahren in Hamburg selber das Kolonialinstitut, wir haben die neuen Professuren erhalten: wir haben den gesamten wissenschaftlichen Betrieb sich erweitern gesehen. In diesem Gebäude hat er sich wachsend entfaltet und neigt nun

schon dazu, diese Mauern zu sprengen. Die Bürgerschaft hat die vereinigende Weiterentwicklung des gesondert Entstandenen, des Kolonialinstituts und des Vorlesungswesens, verlangt; der Senat hat seinen Unterstützungsantrag eingebracht. Ich wende, in diesem Vortrag, der keine Kampfrede ist, die Ergebnisse meiner amerikanischen Schilderungen auf die Kämpfe an, die uns heute in Hamburg umgeben. Ich spreche für mich allein — was das Herz voll ist, des darf der Mund ja wohl, zumal in einer Abschiedsstunde, übergehn. Ich wiederhole die Überzeugung, die ich beim Eintritt in diesen Kreis ausgesprochen habe, und ich glaube zu wissen, daß ich in ihr mit sehr vielen meiner bisherigen Mitbürger einig bin. Nur kurze Sätze reihe ich da auf. Ich brauche nicht zu sprechen von dem wirtschaftlichen Nutzen einer um das Kolonialinstitut herumgebauten, auf die weite Welt hinausblickenden Universität für den Hamburger Handel unmittelbar. Diese direkte Nützlichkeit hat meines Wissens niemand bezweifelt; sie braucht vielleicht auch nicht an eine Universität gefesselt zu sein. Ich überlasse es anderen, die selber aus dem Kaufmannstume herkommen, den Nutzen einer geistigen Schulung hohen Stiles für die gesamte Stellung des Kaufmannsstandes im nationalen Leben zu erhärten. Ich möchte, von meinem Standpunkt aus, noch stärker die allgemeine Förderung betonen, die dieser Stadt und diesem Staate, für ihr gesamtes Leben, die Einführung so vieler geistiger Quellen, wie nur eben möglich, bedeutet. Ich möchte betonen, wie sehr eine große Organisation, wie diese Stadt es ist, die Entfesselung aller ihrer Lebenskräfte und den Gewinn aller Anregungen, die sie nur erreichen kann, für ihre eigene innerliche Fortentwicklung braucht. Ich möchte noch ernster darauf hinweisen, wie sehr der Staat Hamburg Anlaß hat, seine Individualität, auch die kulturelle, so voll wie nur möglich auszubauen, sich selber zu kräftigen und zu behaupten als allseitiges Wesen in sich, in einer Zeit, wo eine soeben eindringende neue Finanzgesetzgebung des Reiches die Sonderstellung, die Selbständigkeit der einzelnen Staaten stärker, als wir es früher ahnten, zu bedrohen beginnt: er hat Anlaß, inmitten steigender unitarischer Flut alle produktiven, alle machtbildenden Kräfte seines eigenen Daseins zu entwickeln, neue Mittelpunkte in sich zu schaffen, von denen ihm Leben kommen kann, das ihn hält und trägt und seine nationale Stellung erhöht — Frankfurt, das ehedem freie, das auf seine Frei-

heit verzichten gemußt, weiß ganz genau, weshalb es seine Individualität durch eine Universität zu stärken trachtet! Und ich sehe überdies in der Hamburger Bevölkerung neben den allezeit mit gutem Rechte vorwaltenden kaufmännischen Bedürfnissen und Schichten andere Bedürfnisse und andere Schichten, die auch ihre Befriedigung fordern.

Vor allem betone ich das eigene Recht des geistigen Lebens. Die hamburgische Politik der verantwortlichen Gewalten in Senat und Bürgerschaft geht mit gutem Fug vom Greifbar-Tatsächlichen aus. Da ist der Weg ja bekannt: Das Kolonialinstitut, so lebendig es begonnen hat und so lebendig es werden kann, stirbt ohne jeden Zweifel hin, wenn es nicht entwickelt wird. Das Vorlesungswesen, das sich so zugkräftig ausgestaltet hat, wird notwendigerweise seine Schwungkraft verlieren, es muß verarmen, es muß subaltern werden, wenn es allein bleibt. Den akademischen Einstrom von wechselnden, lebendigen Kräften brauchen sie alle beide, sie brauchen das neue Blut wissenschaftlicher Hörer und Mitarbeiter. Der Weg allein kann vorwärts führen, der diese Daseinsbedürfnisse befriedigt. Ich sehe praktisch keinen andern als den der Universität. Das ist die, wie ich glaube, praktisch unausweichliche Folgerung der Lage; man wird keinen anderen Ausgang finden. Dem Professor aber, der diesen Weg der praktisch staatsmännischen Beweisführung anerkennt; dem Professor, der indessen innerlich doch seinen eigenen geistigen Bedürfnissen gehorcht, dem unbedingten Bedürfnis nach der regenerierenden Kraft eines lebendigen Austausches von Lehre und Forschung, von jung und alt, von Schüler und Lehrer, von Hall und Widerhall; dem Professor, der an seinen Beruf glauben und ihm folgen muß, wenn er überhaupt wert sein soll, zu existieren, und dem das Geistige oberstes Gebot und innerste Überzeugung ist: ihm wollen Sie erlauben, doch am stärksten den Glauben zu bekennen, daß auch gerade das Unausrechenbare seinen praktischen Wert besitzt, daß es nichts Unpraktischeres gibt als die Blindheit für den Wert des Unpraktischen, daß auch die praktischen, die wirtschaftlichen, die politischen Mächte verdorren, wenn nicht eine stete geistige Erneuerung sie speist, daß die Gefahr der geistigen Engigkeit, der wirtschaftlichen Einseitigkeit, der kulturellen Banalität eine wirkliche Gefahr ist für die persönlichen Lebenskräfte, aus denen alles Lebendige, alle Arbeit, aller Wohlstand sprießen muß. Der Drang

allgemeiner, menschlicher, gedanklicher, kultureller Bildung, allgemeinen Denkens, ist heute in Deutschland lebendiger als seit langem. Keine Fachschule kann diesen gegenwärtigen Bedürfnissen genugtun, keine Begrenzung auf das Nützliche ist wahrhaft nützlich. Nur die Universität im vollen geistigen Sinne ist wirklich modern. Und kein Stück Deutschlands, lebensvoll in sich, hat diese stete Lebenserneuerung, diese Pflege der verborgenen Triebkräfte des geistigen, persönlichen, schaffenden Lebens, aus dem alle große Wirkung aufsteigt, diese Pflege der verdeckten Wurzeln alles Daseins, diese Pflege des Geistigen nötiger als eine wirtschaftliche Großstadt. Ich schöpfe daraus den Glauben an die Notwendigkeit voller geistiger Organisation gerade für Hamburg.

Die Nordamerikaner sehen in Bildung Macht. Sie sind gewiß voll jugendlichen Stolzes auf alles, was sie besitzen und hegen. Aber sie waren bisher doch auch keine schlechten Rechner. Sie wollen die Entfaltung und Abrundung der Individualität ihrer Großstädte, sie wollen deren Verbindung mit der Bildung ihrer Nation und der Welt; sie wünschen, praktische Leute wie sie sind, die wirtschaftliche Einseitigkeit, die sie nicht für genial, nicht für einen Lebensquell, nicht für einen Ruhm erachten, in diesen ihren großen Kommunen zu überwinden. Sie strecken ihre Arme nach dem Geistigen draußen und wehren es nicht ab. Auch für Hamburg ist die Gesundheit seines Gesamtlebens in Frage, sein innerliches Leben mit der Nation, seine innerlichen Triebkräfte.

Meine Damen und Herren! Die Frage der Universität schwebt. Mich hat der Ruf an eine große und schöne, ältere Hochschule, der gewiß immer seinen mächtigen Reiz gehabt haben würde, getroffen, ehe jene Frage hier entschieden ist. Ich kann nicht mehr warten, ich kann, inmitten der erregenden Kämpfe, die hier begonnen haben, die Ungewißheit in Zeit und Art der Lösung nicht abwarten; ich muß gehen: nur dieses einen Grundes halber. Denn ich gehe schweren Herzens, aus lieb gewordener Umgebung, die mir eine Heimat zu werden versprach. Meine Hoffnung bleibt, daß die Sache, der auch mein hiesiges Dasein zu dienen hatte, daß die Universität Hamburg doch an ihr Ziel gelangt — weil ich überzeugt bin, daß es eine lebendige Lösung, eine Lösung im Sinne des Lebens und nicht des Todes, außer dieser einen nicht gibt. Und dies bleibt — auch der Gegner wird mir seine Aussprache verzeihen — in dieser Stunde mein uner-

stickbarer Abschiedswunsch, daß dieses Werk dennoch gelinge. Es ist, wie ich vor Ihnen bekannt habe, meinem Glauben nach für Hamburg ein Wunsch des Reichtums, der Lebendigkeit, des Verständnisses für die Antriebe und Gebote der Zeit. Es ist der Wunsch eines stets in dankbarer und herzlicher Gemeinschaft mit dieser Stadt Verbundenen, der Wunsch eines, der gern in Hamburg selber die Früchte dieses Werkes, an dem auch er bescheidentlich mitschuf, miterlebt haben würde. Die persönlich schönste Frucht dieser für mich reichen und unvergeßlichen Jahre nehme ich auch heute mit: dieses Gefühl des innerlichen Zusammenhanges mit dieser Stadt, mit meiner Hörerschaft durch so manchen Winter hin. Keiner wird sich heller über die Vollendung freuen, die ich für Hamburg ersehne, als ich. Innerlich ein Getreuer, obwohl ich heute scheiden muß, sage ich in diesem Saale denen, die mir für mich immer der Inbegriff Hamburgs gewesen sind, meinen Dank und meinen Gruß und aus bewegtem Herzen mein Lebewohl.

* * *

Alfred Lichtwark

Ein Nachruf. Geschrieben Anfang Februar 1914, drei Wochen nach Lichtwarks Tode (1852—1914)

Ich habe das Glück genossen, von 1907 ab sechs Jahre hindurch in einer stets wachsenden Lebensgemeinschaft mit Alfred Lichtwark zusammen sein zu dürfen. Das Jahrzehnt vorher war mir, so oft meine Lehrtätigkeit mich nach Hamburg führte, neben dem Hafen stets die Kunsthalle die Stätte, die mich am stärksten anzog, in der mir Hamburg am eigensten und lebendigsten entgegentrat.

In der Kunsthalle repräsentierte ihr Direktor mit weltmännischer Sicherheit und heller Freude. Er hatte für Gäste immer Zeit. Er kam, den Zylinder auf dem Kopfe, gehalten und liebenswürdig zugleich; er führte durch seine Lieblingssäle, zu seinen Lieblingsbildern, zu den neuen Erwerbungen, erläuterte, kürzer oder länger, je nach der Art des Besuchers. Er ließ durch seine Diener, mit denen er wundervoll stand, aus den überfüllten Oberlichtsälen mit ihrem schlechten Lichte einen Kalckreuth oder einen Liebermann in die kleinen Seitenkabinette, an das Fenster heran tragen und freute sich des Eindrucks, wie die Bilder da farbig aufblühten. Er machte alles, worauf sein Blick fiel, lebendig. Er erzählte, was ein dänischer, was ein französischer Kenner jüngst zu diesem oder jenem Stücke gesagt hatte; bei einem Runge der Franzose: das haben wir in unserer Kunst nicht gehabt; bei einem Kalckreuth: wie schlägt in dem Eigensten, was ihr Deutschen macht, doch immer ein Stück Holbein durch. Ein junger deutscher Künstler schalt, dicht neben uns, über einen neugeschenkten Meissonier: wer dem Bilde nicht ansähe, daß sein Maler innerlich ein schlechter Mensch gewesen sein müsse, dem sei nicht zu helfen. Lichtwark, den das Urteil nicht eigentlich traf und doch in seiner väterlichen Liebe für seine Pfleglinge verletzte, antwortete, zu uns gewandt, mit lauter Stimme: wenn Künstler einander befehden, so sind sie noch um einen Grad ungerechter und zügelloser als zankende Gelehrte. Er selber hatte zu allem ringsum sein festes, abgestuftes, persönliches Verhältnis; er lebte in allem dem farbigen Leben: er war die Seele seines Museums. Er hat an seines Lehrers Justus Brinckmann Kunstgewerbemuseum den ganzen persönlichen Charakter der Schöpfung gerühmt. Seine Kunsthalle besaß ihn auch. Sie verzichtete darauf, spät entstanden wie sie war, ihrer Zusammensetzung nach eine Weltgalerie sein zu wollen, sie verzichtete völlig auf italienische und spanische Kunst. Was aber war sie? Er selbst! Sie war Hamburg und Norddeutschland, ein Bild und eine Kraft der Gegenwart.

Als Lichtwark 1886 an ihre Spitze gestellt wurde, fand er eine kleine Sammlung ohne Charakter, erwachsen aus der Tätigkeit des Kunstvereins und verwandter Vereinigungen und einzelner Liebhaber, soeben bereichert, aber auch einigermaßen aufgeschwemmt durch die Schwabesche Schenkung einiger Säle voll wesentlich mittelmäßiger englischer Gemälde der letzten Generation. Was er hinzubrachte, war der Charakter. Der 35jährige Direktor war nicht der regelrechte Kunstgelehrte. Er war Hamburger vierländischen Ursprungs; er war viele Jahre lang an einer Privatschule seiner Heimatstadt Lehrer gewesen, ehe er es ermöglichen konnte, die Universität zu beziehen; er hatte dann, von Brinckmann angeregt und unterstützt, in Leipzig und Berlin Kunstgeschichte studiert, hatte früh in Berlin im Museumsdienste Anstellung gefunden, zuletzt als Bibliothekar; er war als Gelehrter, als Journalist hervorgetreten, der Leiter des gewerblichen Bildungswesens, W. Wehrenpfennig, dachte ihm eine Wirksamkeit an der Technischen Hochschule zu, eine glänzende Zukunft schien ihm in Preußen zu winken. Richard Muther hat den Eindruck beschrieben, den der schon 30jährige Student auf seine Leipziger Fachgenossen machte: er war nicht in Italien gewesen und schätzte das Fachwissen der andern nicht einmal hoch, er führte sie auf Friedhöfe und in die Kirchen und zeigte ihnen, was ihnen mangelte: Auge, Urteil, Geschmack, Kunstgefühl. „Ich kam mir plötzlich so dumm vor, als ob ich taub gewesen wäre und Musikgeschichte studiert hätte." Er traf Lichtwark ein paar Jahre danach in Berlin wieder, als eleganten, geselligkeitsfrohen Mann in einer Wohnung voll auserlesener Möbel, an den Wänden deutsche und niederländische Radierungen: wie einen Amateur, der seine Umgebung zum Kunstwerk gestalten muß; einen Gelehrten, den sinnliche Freude zu seinem Fache geführt hat; einen Kunstkritiker, der damals bereits die Losung der neunziger Jahre vortrug.

Als ihn Hamburg rief, mahnte Heinrich von Treitschke ihn, geographisch nicht eben unanfechtbar, ab: Wie, Sie wollen von Berlin nach Hamburg?! Da kommen Sie vom Wasser auf den Sand! Aber die Heimat zog, und das Wasser hat er sich alsbald gegraben. An Hamburg hing die Hoffnung seines Lebenswerkes. „Und was," so hat er später — von Brinckmann — geschrieben, „enthält so mächtige Triebkraft, wie der Traum einer starken jungen Seele?" Er

wollte aus der Hamburger Kunsthalle eine Macht des Hamburger Lebens machen. Hamburg war eine große Wirtschaftsstadt, es hatte sich seit 1815 mit eiserner Einseitigkeit aus tiefer Not emporgearbeitet, die Kultur war über diesem Kampfe und diesem Erfolge der letzten Generation zu kurz gekommen. Die hamburgische Wirtschaft zwang, so hat Lichtwark gern hervorgehoben, damals, im Jahrzehnt des Zollanschlusses, der große preußische Junker, in neue, weitere Bahnen hinein. Um neue Wege handelte es sich auch für Lichtwark. Er wünschte seiner Heimatstadt eine Kultur, er wünschte ihr die Kunst als eine Lebenskraft. Seine Kunsthalle sollte sie nach Hamburg bringen: nicht als einen Stoff zum Lernen, zum Wissen, sondern zum Lieben. Sie sollte keine Sammlung von Illustrationen zur allgemeinen Kunstgeschichte werden, sondern ein Verkünderin der Vergangenheit Hamburgs und eine Leiterin zur Zukunft. Beides war ihm untrennbar.

Sein Herz schlug für die Kunst seiner Gegenwart. Er hat in Berliner Aufsätzen von 1881 bis 1886 das Neue begrüßt, das da in ihr aufstieg: Böcklin, Klinger, Hildebrand, Thoma, den späten Menzel, den Einfluß Ostasiens, vor allem Hollands, Rembrandts. Von „dem Bedürfnis, mit der Kunst der eigenen Zeit zu leben", ging ihm das innerliche Verhältnis zur alten Kunst aus. Deshalb ging er auf Schongauer, Dürer, Rembrandt zurück. Er ersehnte seiner Heimat ein neues Leben, deshalb suchte er ihr altes auf. Er sah jede der großen deutschen Städte als Erzeugnis ihrer Geschichte, die „Königsstädte", Berlin, Dresden, München, Stuttgart, als Schöpfungen des Fürstentums, die jetzt das Bürgertum geerbt habe. Er aber war Hamburger, voll von Stolz und Liebe für seine Stadt. Er liebte die norddeutsche Landschaft mit ihren Hügelzügen und ihren weiten Ebenen, den breiten Strom, den Wasserdunst, die Wolken und das Beleuchtungsspiel des Elbtals, des Hafens; niederdeutsch, hansisch, hamburgisch war seine eigene Art, seine Weltanschauung und auch sein Streben. Er fand, daß Niedersachsen und Hamburg sich nicht „ausdrückten" innerhalb der neuen deutschen Bildung; er wollte ihnen zu seinem Teile dazu helfen. Sein Hamburg war von jeher eine Bürgerstadt gewesen; er wünschte diesem Bürgertum zu seiner kulturellen Entfaltung zu helfen. Wie er es pointierte: aus einer Bourgeoisie, die nur erwerbe und genieße, müsse erst ein Bürgertum werden. Er verachtete den unbeseelten Reichtum. Die

kaufmännische Unternehmungskraft seiner Landsleute schätzte er freudig hoch und verteidigte sie gegen ungerechte Kritik aus dem Binnenlande: aber ihre kulturelle Fähigkeit müsse nun erst entbunden werden. Er trat gesellschaftlich in den Kreis des hamburgischen Großbürgertums als Gleichberechtigter ein — er mußte es schon, um sich und sein Werk zur Geltung zu bringen. Aber der hamburgisch-aristokratische Zug stand ihm natürlich genug zu Gesicht, er pflegte sein Äußeres, ohne Übertreibung, mit bewußter Sorgfalt, ging hamburgisch-englisch gekleidet, er arbeitete auch im Äußerlichen an der Glättung und Schmeidigung der in sich selber ruhenden, wirkungskräftigen Persönlichkeit. Er forderte vom Bürger dieses Selbstgefühl und diese Selbstdarstellung als ein Mittel und eine Frucht der Selbsterziehung und Selbstbeherrschung. Und etwas Aristokratisches überwog auch in seinem Kulturideal: Durchbildung und Ausbildung des Einzelnen in allen seinen Kräften, und deshalb Durchdringung mit geistiger Bildung, mit Kunst. Hier aber griff er resolut über die Aristokratie hinaus: er ersehnte die Einheit der Bildung für sein Volk; er glaubte, daß die bildende Kunst den höheren und niederen Schichten, denen beiden sie bisher gleichmäßig fremd geblieben sei, leichter zu einem gemeinsamen Besitze werden könne als die Lehre und das Wissen in Schule und Universität, er wies dem Museum eine das Volk erfassende Wirksamkeit zu, die über die Sphären der älteren Bildungsstätten hinauszugreifen vermöchte. Die reichgewordene neudeutsche Stadt solle dafür gewonnen werden, „daß sie ihre ungeheuren, bisher vorwiegend auf äußeres Wohlleben verwendeten Mittel an künstlerischen Aufgaben betätige". Denn die Kunst lasse die Dinge, die Anschauung wirken; und von den Dingen lerne der Einfachste wie der Höchste, wie Goethe aus ihnen gelernt habe. Lichtwark eigenes Geheimnis war es, daß er anstatt der überkommenen Urteile die Dinge selbst, voraussetzungslos, mit scharfen Sinnen, mit gesunden Organen des Körpers und der Seele sah und fühlte. Sie wollte er seiner Heimat nahe bringen, in der Kunst, die ihr natürlich sei, früherer und gegenwärtiger. Das war der Zusammenhang, in den er sein Museum stellte; es sollte durch Anschauung von Überliefertem, Eigenem, Neuentstehendem das Kunstgefühl und das Kunstbedürfnis erziehen, es sollte Kunst und Künstler wieder möglich und mächtig machen in der kunstfremd gewordenen modernen Stadt.

Er ging vom ersten Anfang an auf drei Ziele los: hamburgische Kunst von ihrem Beginne bis zur Gegenwart; deutsche Kunst des letzten Jahrhunderts; deutsche Gegenwartskunst in unmittelbarem Bezuge auf Hamburg. Mit diesen drei Sammlungen sollte die Kunsthalle ausstrahlen auf Hamburg und Niedersachsen; die Rückstrahlung von dort sollte die Zukunft schaffen. Er stellte in den lebendigen Organismus seiner Stadt den lebendigen Organismus dieses wesensverwandten Museums hinein. Es sollte die hamburgische Welt in sich aufsaugen und aus sich beeinflussen. Der greifbare Ausdruck dieses Strebens und seiner eigenen geistigen Persönlichkeit wurde die Sammlung, die er nun schuf: er hat sie als etwas in sich Geschlossenes, Festgefügtes und nun durch die Logik seiner Gründung immer weiter Wachsendes hinterlassen.

Da ist die Sammlung „zur Geschichte der Malerei in Hamburg", vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis an das Ende des neunzehnten heran. Die Glanzleistung des Entdeckers Lichtwark liegt hier: er hat die beiden ältesten großen hamburgischen Meister Bertram und Francke (vor und nach 1400) in einer erstaunlich vollständigen, langen Reihe von Bildern und Schnitzwerken zusammengebracht und zu Individualitäten gemacht, er sah in ihnen Blüten einer alten hansischen Kunst. Das sechzehnte, das siebzehnte, das achtzehnte Jahrhundert, das erste Drittel des neunzehnten folgt in wertvollen Gruppen. Daß es in jenen Jahrzehnten von 1800 bis 1830 hier eine bodenständige Kunst gab, mit vielversprechenden Knospen, die dann erdrückt, verdorrt, abgestorben sind, das hat Lichtwark erst herausgearbeitet: diese Tragik unserer Kunstgeschichte im neunzehnten Jahrhundert. Er gehörte zu den ersten Wiederauffindern der reichen lokalen Malerei, die jammervollerweise vor der akademischen der großen Kunststädte verschwand und doch dem wertvollsten Besitze der deutschen Kunstentwicklung des Jahrhunderts zugehört; er grub sie aus, fügte sie zusammen, führte sie in die Geschichte ein.

Dicht damit zusammen gehört die Sammlung zur allgemeinen deutschen Kunstgeschichte dieses Jahrhunderts. Lichtwark hat sie mit unendlicher Liebe ausgebaut: von Graff bis zu Uhde, von den Anfängern der modernen Bildnis- und Landschaftsmalerei über Friedrich und Blechen zu Menzel, zu Spitzweg, zu Feuerbach, Marées, Lenbach, Böcklin und Klinger, zu Leibl, Trübner, Schuch, zu Thoma und Steinhausen. Die führenden Akademiker fehlen fast

ganz; die Kette derjenigen Entwicklung, die Lichtwark schätzte, ist mit unvergleichlicher Vielseitigkeit und Festigkeit, in einer verblüffenden Fülle von Meisterwerken hergestellt — nirgends ist Friedrich und Thoma und nur in der Nationalgalerie Menzel glänzender vertreten: und das alles dank Lichtwark allein.

Wie war das möglich? Die staatliche Dotation, mit der er arbeitete, ist lange Zeit hindurch wenigstens nicht sehr groß gewesen. Er hat sie durch eine erstaunliche Agitationskraft ergänzt: diese hat ihn auf seinem Sondergebiete zum Lehrer aller gemacht, die in Deutschland neben und nach ihm kamen. Er gründete Vereine, die ihm durch geistigen Anteil und materiellen Beistand halfen, er warb und warb bei den Besitzenden, bei den Privaten wie bei seinem Staate. Er ging auf die Suche, auf die Jagd nach seinen Bildern; er war unabläßig unterwegs, er spannte, als er den Meister Bertram aufbaute, alle Hilfsmittel an, Verbindungen, Diplomatie, Überredungskunst, die feinste und stärkste Fähigkeit des Unterhändlers. Er war überall. Das Werk seines Lieblings Runge hat er auf spürenden Reisen, in stets wiederholter Umwerbung zusammengebracht, in Hamburg, Pommern, der Schweiz. Er findet den Namen irgendwo, halb zufällig, im Adreßbuch, und forscht ihm nach, es sind Verwandte seines Meisters, die Bilder hängen heute in seinem Museum. Es war ein Genuß, ihn von der Taktik großer Auktionen erzählen zu hören, den Kunstgriffen, Strohmännern und Vertretern, mit denen gearbeitet wird, den Winken, die der Generalstabschef seinen Unterführern erteilt. Es war ergreifender, ihn erzählen zu hören, wie er die Werke, an denen sein Herz hing, durch offenen Angriff auf die Besitzer, und wenn es selbst Kunsthändler waren, gewann: durch den Appell an die Einsicht und die Notwendigkeit, durch die Leidenschaft und die Sachlichkeit seiner Liebe zu den Bildern. Und er kam immer wieder. Da hatte er einen alten Verwandten Kaspar Friedrichs entdeckt, dessen ganzes Zimmer voll Friedrichscher Bilder hing; der Besitzer wollte nicht von ihnen lassen. Lichtwark besuchte ihn von neuem; der alte Mann wich vor ihm zurück, zuletzt erfuhr er, daß ein Zimmerbrand alles vernichtet hatte. „Da haben wir beide gesessen und geschluchzt wie an einem Sarge. Aber ich nahm mir heilig vor, mich niemals wieder abweisen zu lassen.“ Er suchte und kaufte nur, was er für wertvoll hielt, niemals nach Namen, stets nur das, was er gut fand, nach Qualität

und Zusammenhang; aus fest umgrenzten Kreisen, die er sich bestimmte; immer sich selbst ganz treu.

Sein Eigenstes aber umschloß die Sammlung zeitgenössischer Kunst: durch sie vor allem wollte er wirken, in ihr vor allem konnte er selber Kunst schaffen. Sie brachte Hamburg und Deutschland in enge Fühlung: er lud aus dem Kreise der Schaffenden, die er hochhielt, hamburgische und deutsche Maler ein, Hamburg, die Stadt, die Umgebung, die Menschen zu malen. Er tat es auf eigene Gefahr: kein Pfennig staatlichen Geldes ist in diese Sammlung gesteckt worden, von der er wußte, daß sie Streitendes und Strittiges umfassen müsse, und daß sie das übliche Ärgernis reichlich erregen würde. Sie ruht völlig auf privaten Spenden: er aber hat aus Tausenden Millionenwerte gestaltet. In einem Vierteljahrhundert erwuchs hier eine reiche und starke Galerie moderner Kunst; heute füllt sie, aus dem Dachstock längst herniedergestiegen, den schönsten Saal der Kunsthalle an und sprengt ihn bereits. Aber Lichtwark mußte um sie kämpfen. Ein jedes neue Bild, das ich malen lasse, klagte er wohl, kostet mich einen Mäzen. Er trat vor seine Schöpfung und kämpfte gern. Ich war dabei, wie einmal vor dem umstrittensten dieser Gemälde eine Art Turnier stattfand. Ein Künstler übte Kritik. — „Sie müssen verzeihen," sagt er spitz, „ich bin nun doch einmal Maler." Und Lichtwark, mit vollendeter Höflichkeit: „Das soll Ihnen gern verziehen werden, wenn Sie nur etwas Vernünftiges sagen." Nach zwei Tagen wußte er von seinem Epigramm nichts mehr. Mit seinen Künstlern arbeitete er zusammen. Er setzte Ziele; er rühmte es, auch darin mit seinem zarteren, aber nicht minder durchglühten Mitkämpfer Carl Neumann einig, als einen Vorzug der alten Kunst, noch des achtzehnten Jahrhunderts, daß in ihr Besteller und Künstler ineinander wirkten. Gelegentlich hat sein festgehaltener Grundsatz, nur hamburgische Bilder malen lassen, Schaden gestiftet: ein bestelltes Bild blieb wohl einmal hinter den frei entstandenen desselben Meisters zurück. Gelegentlich hat sein zwingender realistischer Auftrag im Werke eines anders gerichteten Künstlers — wie etwa in Ludwig von Hofmanns schönheitsvoller Phantasiekunst — interessante Nebenrichtungen hervorgebracht, aber die Hauptstärken doch nicht treffen können. Oft aber gelangen ihm Treffer der allerpersönlichsten Art: ohne ihn wäre Corinths wundervolles Beleuchtungsbild des gegen das Licht gemalten Gelehrten im blauen

Talare niemals entstanden. Wie viele der schönsten Landschaften, der schönsten Bildnisse dieser drei Jahrzehnte sind ohne Lichtwarks anregenden Willen undenkbar! Zumal die Bildnisse: denn die Belebung der Bildniskunst erschien ihm von Anbeginn her als die höchste mögliche Aufgabe; eine Menge von Einzelnen, die zugleich Typen des Hamburger Daseins seiner Tage vertraten, hat er, historisch und künstlerisch zugleich, für sein Museum im Porträt festhalten lassen. Ich denke mir, nicht jeder seiner Künstler hat sich seinen Anregungen widerspruchslos gefügt, und von den Jüngeren zumal hat sich wohl mancher gegen den Eingriff des Erziehers gewehrt. Aber ich glaube sagen zu dürfen: unsere beiden ersten zeitgenössischen Bildnismaler, Liebermann und Kalckreuth, sind Bildnismaler geworden vornehmlich durch ihn. Er liebte diese Sammlung als sein eigenstes Kind. „Es gibt mir ein Gefühl von Glück, daß ich dies Werk entstehen sah, und daß wir es besitzen sollen," so schrieb er, aus dem Herzen heraus, von Liebermanns gewaltigem Selbstporträt. Seine ganze Generation ist hier tätig gewesen und war stolz darauf; die beiden Führer, die ich eben nannte, stehen voran, ihr ganzer Kreis, von Uhde bis Hofmann, ging mit: es ergab ein einzigartiges Denkmal dieses Menschenalters. Menzel und Leibl, Böcklin und Klinger hat er zu seinem Kummer nicht herbeizuziehen vermocht; seine letzten Pläne gingen auf Hodler. Er begrüßte den Aufstieg einer neuen Monumentalität; die heute Neuesten gab er sich — ich glaube, ohne innerliche Freude — Mühe zu verstehen, aber in sein Werk bezog er sie nicht ein: da müsse man warten. Er hat die großen Franzosen, Courbet wie die Impressionisten, ergänzend zu erwerben gesucht und war eben daran, sie jetzt wirklich heranzuholen, die letzten Bildnisse haben ihm zwei Pariser Meister gemalt. Aber sein Ausgang und Ziel war die deutsche Kunst, die norddeutsche zumeist, wenn auch nicht allein; im großen hat er sie nur durch alte Holländer ergänzt, die ihr wesensverwandt sind; er ersehnte der deutschen Kunst ein Wachstum aus eigener historischer und nationaler Wurzel heraus; er sah sie im neunzehnten Jahrhundert nur allzuoft durch fremde Überschwemmung verfälscht und ertränkt. Zuletzt aber glaubte er, die Grundlagen seines Museums sicher genug gelegt zu haben, und engherzig war er nie.

Was er geschaffen hat, ist ein Werk, eine Individualität. Es ist die schönste, weil in sich geschlossenste der deutschen modernen

Galerien, von treibender Eigenart, aus dem Boden heraus entwickelt, mit allen Kräften der weiteren Umwelt genährt: es ist das Abbild eben seiner selbst.

Ich habe darauf hingedeutet, wie sehr sie einer bestimmten Weltanschicht entspringt: sie verkörpert sein Kulturprogramm, das ich umschrieb. Aus seiner Persönlichkeit strömte die Fülle seiner Anregungen allseitig, zwanglos, sprühend, erfrischend und natürlich, jeglichen Tag heraus: die Freunde, die das hinnahmen wie eine Naturerscheinung, sind betroffen und erschüttert, in seinen Schriften bei neuer Nachprüfung auf eine strenge Einheitlichkeit zu stoßen, aus der dieses schöpferische Wollen logisch hervorging. Er war scharf und fein, liebenswürdig und kriegerisch, warm und geschliffen, unabläßig produktiv. Er trug den Drang des starken Menschen in sich, sich zu betätigen, und schlug mit Freuden drein. Gelegentlich brach die Derbheit des Niederdeutschen und der Waterkante mit aller Wucht, beinahe verblüffend, hindurch. Er war der Mensch der Unmittelbarkeit, des einfach gesunden Sinnes. Er wollte keine Systeme und keine Theorien; er wiederholte wohl mit dem Verständnis des Schaffenden den Satz: es gibt keine Kunst, es gibt nur Künstler. Und doch war er und sein Streben eine festgeschlossene Einheit. Er war der Deutsche auf Bismarckischer Basis: realistisch, mit wirtschaftlichem Blicke, geschult an der Beobachtung des Einzelnen, an der Natur, und der Naturwissenschaft entnahm er ein großes Stück seiner Weltanschicht. Ich habe die bürgerliche Kulturtendenz genannt, die er daneben, Bismarck gegenüber als Neues, in sich trug: sie war erst möglich im neuen Reiche; aber ihre Wurzeln wiederum gingen höher hinauf, bis zum Jahrhundertanfang. Wir sahen ihn der neuen deutschen Gesellschaft, der deutschen Stadt Inhalt, Haltung, Form und Seele erstreben; sein Mittel war die Kunst, aber im Tiefsten, so heiß er sie liebte, doch auch nur Mittel. Das letzte war ihm, der immer zu Goethe zurückkehrte, das Ideal der Persönlichkeit: ihre Selbstbehauptung und Selbstentwicklung — auch inmitten des Standes, dem sie sich einfügen solle, in künstlerischer Selbstgestaltung; vor allem in ihrem eigensten Selbst, das sie vertiefen und bereichern solle. Aus ihr allein zuletzt begriff er jedes Kunstwerk — sonst bleibe es tot; sie selber aber wollte er erziehen durch Kunst und tränken mit Künstlerschaft, als dem Grundtrieb alles harmonischen und alles schaffenden Wesens.

Er tat das von seiner Kunsthalle aus. Er lehrte von ihr aus; er sprach in ihr zu engeren und weiteren Hörerschaften: ein Künstler der zwanglos plaudernden Rede, wenn es je in Deutschland einen gegeben hat, voll leichter Anmut und Augenblicklichkeit, die entzückte, voll eines Reichtums blitzartig zusammenschießender Gedanken und Tatsachen, der anregte und belehrte. Er lehrte sehen und verknüpfen, er ging zu den Lehrern, deren Berufsgenoß er gewesen, und organisierte die Kunsterziehung als Grundlage lebendiger Bildung, er ging zu den Kindern und führte sie ein, er ging zu den Dilettanten, setzte ihnen Ziele, lehrte sie arbeiten und genießen, zog sie zu Kunstverständnis und reproduzierender, produzierender Freude heran, suchte auch sie menschlich zu befreien und stützte sich auf ihre Lust und Liebe und ihren Beistand. Er kämpfte, um die ganze Erscheinung und damit das Wesen seiner Stadt nach seinem Bildungsideale zu gestalten: er baute ein Ganzes städtischer Kulturpolitik auf, von seinem Boden her, er suchte ihr Einfachheit, Nützlichkeit, Schönheit, Stil zu verleihen. Er kämpfte mit zäher, vieljähriger Energie um Stadtanlage, Alsterufer, Stadtpark. Er stritt seit Jahrzehnten gegen den mißverstandenen englischen Garten und für den architektonischen Garten und Park: er stritt für die heimatlichen Blumen und gegen das Makartbukett und alle seine Verwandten. Er sprach hinein in das Bauwesen und die Innenausstattung, bei Rathaus und Bürgerhaus. Er führte die Fehde gegen die falsche Form, die der Süden in das deutsche Haus getragen habe, gegen Palastfenster und Flügeltür im Bürgerhause, gegen den Ungeschmack der Einrichtungen, er ging in alles Einzelne des Bildes ein, das uns täglich umgibt und täglich umspinnt und erzieht oder verdirbt. Er folgte daneben seinen Sonderzielen, er erarbeitete sich für den Museumsbau ein neues und eigenes Ideal, das aus dem genau erlebten Bedürfnis allein die Form ableitet. Und er kämpfte in alledem einen deutschen Kampf.

Er kannte Deutschland und dehnte seine Forderungen über Hamburg auf alles deutsche Städteleben aus; er forderte Städtekunde als ein Ganzes; und er selber wurde in Berlin und München gehört wie daheim, er sprach zu einer aufhorchenden Gemeinde weit hinaus. Er rang danach, den nationalen Typus des Deutschen, des „Deutschen der Zukunft", zu erhöhen. Und es ist erstaunlich, wie er überall um sich sah. Er ist viel gereist, in Deutschland, Skandina-

vien, England, Frankreich; den europäischen Süden hat er seit Jahrzehnten gemieden. Seine Beobachtungskunst war meisterhaft: man kann von keinem besser lernen, sich umzuschauen. Aus jedem Stadtplan las er Geschichte und Individualität ab, mit wundervoll historischem Blicke; er fühlte das Leben des Länder und Städte gestaltenden fürstlichen Absolutismus so bereitwillig nach, wie das Leben der Bürgerstadt. Das Typische sprang ihm sofort entgegen. Er hat in Briefen, die einmal zu den Meisterwerken deutscher Briefkunst zählen werden, seiner Kunsthallenkommission oder seinen Freunden von seinen Reisen erzählt, geistreich, einfach, sprühend von Leben. Er hat in Büchern erzählt, wie er gereist ist; er hat die Kette der Zeiten verfolgt: Eisenbahn, Dampfer, Segeljacht, Auto, Luftschiff; seine Eindrucksfähigkeit stieg bis zuletzt. Aber dieser europäische Weltmann lernte überall doch nur für sein Volk und seine Heimat; er hat gescholten, wo er uns kleinlich fand; aber sein letztes Wort war, auch über das von ihm hochverehrte England hinaus „von einer anders gearteten Lebensfreude unseres Volkes zu träumen, die unsern anders gearteten, ich möchte glauben, tieferen Ansprüchen genug tut".

Seine Heimatstadt hat ihm gelohnt, mit reichen Ehren und vielem Danke, in Formen hoher und feinfühliger Vornehmheit. Daß seine Kunsthalle ein Ruhm Hamburgs ist, hat Hamburg anerkannt. An Widerstand hat es ihm wahrlich nicht gefehlt; eine anders orientierte Bildung und die Halbbildung haben sich gegen seine starke Eigenart gesträubt. Seine besten Verbündeten fand er wohl in der Oberschicht und in der Unterschicht; die Mitte, das Philistertum, konnte nicht mit. Die Verwaltung seiner Kunsthalle ist, unter der Führung hochstehender hamburgischer Staatsmänner, immer wirksamer mit ihm Hand in Hand gegangen. Er hat, wie jeder leidenschaftlich Wirkende, vornehmlich gefühlt, was nicht gelungen sei. Er hat seinem Meister Brinckmann das seelische Gleichgewicht auch gegenüber Fehlschlägen nachgerühmt. Er selber hat es manchmal nur mühsam behauptet. Aber wo in unsrer Welt hätte er mehr wirken, voller, einheitlicher, ungehemmter gestalten können, als in Hamburg? Er hat die Fülle des Erreichten doch auch anerkannt, und sie war sein eigentlicher Lohn. Den Kampf der Hamburger Universitätsidee hat er, der kein Akademiker war, mit glühenden Wünschen und mit bitterem Zorne begleitet: es war sein eigener

Kampf. Was er verfocht, sah er in Hamburg und in Deutschland trotz allem aufwärtsgehen. Das Gefühl für Stil und Lebensgestaltung von innen heraus, wie er sie wollte, drang vor. Die Fortgestaltung des hamburgischen Stadtbildes sah er zuletzt, bei Fritz Schumacher, in treffliche Hände gelegt. Er sah den Neubau seiner Kunsthalle emporwachsen, ganz so wie er ihn gewollt.

Er lebte, reisend, organisierend, schreibend, in steter Bewegung, in einer Fülle von Lebenskreisen. Gesellschaftlich hielt er sich längst zurück; er fand in seiner Wohnung, die anspruchslos und ein Tempel seines Geschmackes war, bei seinen Nächsten, mit denen und für die er lebte, unendlich selbstlos, unendlich gütig, die regelmäßige und reinste Quelle seiner Kraft. Er wohnte im Sommer in seinem Häuschen in der Heide, nahe dem wunderreichen Wohnsitz des Malers, der sein nächster künstlerischer Freund war; er vereinigte da gern die Verwandten und Freunde um sich, Kaufleute, Künstler, Sammler, Gelehrte. Er erfaßte mit tiefer Güte und behaglicher Freude Kleines und Großes, die Kiefernhügel und die braune Heide und die weiten Blicke über sein Land, Blumen, Insekten, Vögel, bis in das einzelnste hinein; er liebte die Menschen, die ihm nahe gekommen, die Jugend, die Freunde, und seine Schätzung hob den anderen beglückend über sich selbst empor. Er lebte mit allen und machte sie reich. Die Besuche aus weiter Welt brachten ein unvergeßliches Leben in diese Stille hinein. Die Deutschen, hat Gustav Freytag gesagt, wissen gar nicht, welchen Reichtum an wohltuenden Kreisen gebildeter Menschen sie in dem vielgeteilten Vaterlande besitzen. Lichtwark war diesem Kreise Seele und Halt. Er hat wohl vielen solcher Gruppen angehört und sie belebt. Eine Reihe von Sammlern stand ihm nahe: er pries den sichernden und bildenden Segen ihrer Tätigkeit. Er selber liebte es, für kleine Kreise zu reden und zu schreiben, eine Menge seiner schönsten Schriften sind „als Manuskript" erschienen, sogar sein größtes und wissenschaftlich bedeutendstes Buch „Das Bildnis in Hamburg": er wollte kein zünftiger „Gelehrter" sein und streute seine Keime aus, wo es ihm gefiel. Sein Wort ist dennoch weit gedrungen; als Praeceptor Germaniae hat Max Liebermann ihn gefeiert. Es muß noch weiter dringen; es gibt keine Bücher, die bessere, feinere, reichere, geschmackvollere Reisegenossen sind als seine schöngedruckten kleinen Hefte — Hamburg, Die Königsstädte, Der Deutsche der Zukunft, die Blumen- und Hausbauschriften, die

Reisetagebücher. Man spricht mit ihm, streitet wohl auch, lernt, genießt; kein Deutscher unserer Tage hat ein reineres, leichteres, anmutigeres, durchsichtigeres Deutsch geschrieben, als dieser Schüler Englands und Frankreichs, Goethes und Lichtenbergs: Inhalt und Form in neidenswertem und entzückendem Gleichmaß. Gewiß, er war ein Künstler in sich selbst. Wesen und Leben war dasselbe in ihm, und alles war einheitlich und notwendig. Von seiner Schöpfung aber gilt, was er von Brinckmanns Museum schrieb: wer solch ein Werk hinterläßt, bleibt im Andenken wie ein großer Künstler, dessen Gemälde oder Bildwerke sein Volk als nationales Gut in Freude und Dankbarkeit aufbewahrt.

Er selbst hat in diesen Jahren einigemal auf sein Leben zurückgeblickt, und der Klang der Erinnerung dringt dem Freunde wehmütig ins Herz. Er hat einmal in einer seiner Ansprachen (1909) Max Klinger an alles gemahnt, was sie beide in dreißig Jahren an deutschen Werten gemeinsam erlebt und was Klinger diesen hinzugebracht hatte. Er hat 1912 („Mit der ‚Hansa' nach Braunschweig") von den ersten Welt- und Kunsteindrücken seiner Kindheit erzählt, von den ersten Gliedern der Kette, deren neuestes ihm die Fahrt im Luftschiff war, von dem unheimlich malenden Tonfall des Wortes Lokomotive für das Ohr des Knaben; er hatte stets mit weit aufgeschlossenen Sinnen gelebt. Er schwebt in der „Hansa" über dem Städtchen Buxtehude, aus dessen jetzt niedergebranntem Rathause er dereinst, vom Dachboden weg, den Bertram-Altar für die Zukunft gerettet hatte, und ein Hauch von Stolz weht durch sein Gedächtnis. Der Schluß aber ist der Stolz auf den erfüllten Märchentraum der heutigen Fahrt: „Nun haben wir Fausts Zaubermantel errafft und sausen über Land und Meer, wohin wir wollen." Er war voll Leben und glaubte an das Leben. Das seinige hat sich allzu früh erfüllt. Wir sahen ihn seit Jahren verfallen — Graf Kalckreuths ergreifendes Bildnis von 1912 hat nur noch einen müden Mann festhalten dürfen, aus dessen Augen die Vergänglichkeit spricht, nur wie von ferne her blickt durch den schweren Ernst sein altes Lächeln, gütig und kampfesfreudig zugleich, hindurch. Gewirkt und gestritten hat er bis zuletzt, und die Ernte der letzten Jahre war besonders reich. Aber sein Neubau klagt um den Leiter, der ihm die Seele einhauchen sollte; sein Lebenswerk weint nach der Krönung und dem Abschlusse, den das Schicksal ihm versagt hat.

Uns zittert heute, indem wir Alfred Lichtwarks gedenken, das Herz über der Qual alles Vergehens, über der schmerzenvollen Unbegreiflichkeit von Leben und Tod. Denen, die ihn liebten, ist diese Lücke unausfüllbar, lebenslang. Sie fragen bang, wie sie sich für Hamburg und auch für Deutschland schließen kann. Sie wissen, daß das Bleibende bleibt, für sie und für alle, daß es stärker wieder emportaucht, das Werk und die Wirkung, auch das Persönlichste, in dem seine seelische Arbeit gipfelte, seine Persönlichkeit selbst; auch sie wird einmal weiterleben als ein Bild aus unseren Tagen, und als eine Kraft im weiten Dasein unseres Volkstums.

* * *

Goethe und Bismarck

Festvortrag der Goethe-Gesellschaft, Weimar Pfingsten 1911. Am Vorabend war die Natürliche Tochter aufgeführt worden.

Es gibt keine lastendere Tragik als in den wenigen Briefen, die in den Zeiten, da seine Frau hinstarb und da sie ihn allein gelassen hatte, der achtzigjährige Bismarck an seine Vertrautesten schrieb. Es ist ein schmerzensreiches Verbrausen einer noch immer ungeheuren Kraft. „Ich verlerne die mühsam errungene Kunst des Schreibens und mein Tintfaß trocknet aus." „Die Leidenschaften des Menschen vertilgen sich gegenseitig, die Politik war die stärkste Forelle in meinem Fischteich, sie fraß alle andern und wurde mir schließlich dann selbst zum Ekel. Wollte ich sie heute beitreiben, so wäre es eine Landpartie in Regen und Schmutz." Er sah trübe in die Welt, die er bald verlassen werde: „aber ich wäre gern ohne düsteren Blick in die Zukunft meines Landes und unserer Kinder aus diesem Leben geschieden." „Ich bin nicht blasiert, aber traurig wie am Bett geliebter, aber hoffnungsloser Kranker, denen ich nicht helfen kann, auch wenn ich der geschickteste Arzt wäre." „Der Gedanke nagt mir am Herzen; ich lebe zu lange." Er sehnte sich nach Einsamkeit und litt unter ihr. Er sah „mit Überraschung", wie mit dem Spaliere, das ihn aufrecht gehalten hatte, der Pflicht und der Liebe zur Sache, auch die Lust an Wald und Feld und an deren Zukunft geschwunden sei und fand nach dem Tode seiner Gatin „alles öde und leer". Und überall, in diesen Briefen, in den Gesprächen, die ja ganz ebenso lauteten, immer wieder der leidenschaftliche Drang zur Politik und als das Letzte immer wieder die Frage und die Bitte an den Gott, den er glaubte.

Auch der achtzigjährige Goethe hat mit gespanntem Anteil in die weite Welt, die geistige zumal, aber auch die politische, hinausgespäht, beobachtend, mitdenkend, ordnend. Er las zu Anfang 1830 eifrig seine beiden französischen Zeitungen; dann brach er, für ein reichliches Vierteljahr erregter Bewegungen, „nach einer strengen schnellen Resolution" plötzlich ab und ließ sie in ihrem Kreuzbande ruhen. „Dieses, so heißt es an Zelter, ist von der größten Wichtigkeit: denn genau besehen ist es, von Privatleuten, doch nur eine Philisterei, wenn wir demjenigen zu viel Anteil schenken, was uns nichts angeht... Es ist unsäglich, was ich für Zeit gewann." Die Julirevolution kündigte sich an; er nahm die Zeitungen wieder auf, „es ist merkwürdig, sagt das Tagebuch am 4. August, den Vorabend großer Begebenheiten zu beachten"; er trieb die Fülle seiner Arbeiten weiter, „war auch, so sagt es am 14., der französischen Re-

gierungsveränderung im Stillen eingedenk." Aber der Streit der Pariser Naturforscher, den die Politik „jetzt so übertäubte", beschäftigte ihn doch ganz anders; es wird bei Sorets viel angezweifeltem Berichte von jenem „komischen Mißverständnisse" bleiben, wo sie beide, am 2. August, mit lebhaften Worten von dem Brande in Frankreich sprachen, der Genfer aber die Revolution meinte; und Goethe: „aber ich spreche ja nicht von dieser Gesellschaft, was liegt denn mir daran. Es handelt sich um den großen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy." Er überhörte nichts aus der Außenwelt, auch das Feindselige und Ärgerliche spritzte ihn wohl an, jedoch er schüttelte es ab und mochte auch gegen das Irrige nicht „reklamieren". „Ich benütze diese Tage, was an mir noch zu berichtigen möglich ist zu berichtigen, und glaube so der mir durch mein ganzes Leben höchst geneigten Vorsehung nach Absicht und Willen zu handeln." „Ich habe gar manchen hübschen Faden fortzuspinnen;" es gingen ihm Gedanken auf, die „einer Wiederholung des Lebens gar wohl wert" gewesen wären. Er vollendete den Faust und siegelte ihn auf den Rest seines Erdendaseins ein: „denn der Tag ist wirklich zu absurd und konfus", um ihm „dieses seltsame Gebäu" auszuliefern, so heißt es ja in schwereren Tönen in jenem letzten Briefe an Wilhelm von Humboldt, jenem letzten Briefe Goethes vom 17. März 1832. „Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über der Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu tun, als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, wo möglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kohobieren, wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen. G."

Die beiden Größten unseres Volkes aus seiner jüngeren Vergangenheit haben zu uns gesprochen — und ich dürfte nun wohl eigentlich schweigen und schließen. Was sie sind, hat jedes ihrer Worte selber gesagt. Zwei Jahrhunderte in ihrem typischen Gegensatze wurden laut. Oder doch am Ende nicht bloß in ihrem Gegensatze? In abweichendem Sinne redeten sie über verwandte Dinge. Die Abweichung ist klar: wir sprechen gerne von dem Wandel unseres Volkes „von Goethe zu Bismarck". Wie weit aber reicht da doch auch die Verwandtschaft, in Werk und Art der zwei Großen? Das Schlagwort, natürlich, reicht nicht aus; dem „politischen Historiker" werden Sie es nachfühlen, daß ihn in Weimar nichts so stark beschäftigt, wie das Feinere und Lebendigere eben dieser Frage.

Daß er, zu dieſem Kreiſe und über deſſen Heros, Neues und Eigenes zur Antwort zu ſagen hätte, iſt freilich ausgeſchloſſen; er hat ſtatt deſſen den wichtigen ſympathetiſchen Vorteil des Redners für ſich, der ſeinen Zuhörern nur ſagt, was ſie ſchon wiſſen. Er möchte Sie auf leichten Sohlen durch einige Gefilde wenigſtens der Welt führen, die dieſer Gegenſtand umſpannt: nicht durch das Werden oder die Tätigkeit der beiden Genien, ſondern nur durch einige Hauptrichtungen ihres Weſens in den Zeiten vornehmlich ihrer Reife.

* * *

Zuvor: was haben Goethe und Bismarck über einander geſagt? Bismarck hat in Jena die geiſtige Vorarbeit gerühmt, die unſere Klaſſiker von dieſem Thüringer Boden her ſeinem Lebenswerke, der Einigung Deutſchlands, geleiſtet haben. Goethe der Dichter aber hat auch ihn ſelber durchs Leben begleitet. In den Zitaten, die ihm zufloſſen, ſteht der Fauſt voran — der erſte Teil; er hat ihn noch 1891 als ſeine weltliche Bibel bezeichnet; und die Gedichte las er damals in ſchlafloſen Nächten im Bett. Er liebte den Götz; die übrigen Dramen und die Proſa weniger: die Männer Goethes fand er zu unmännlich und meinte, Goethe ſelber habe etwas davon gehabt; Schiller zog ihn unmittelbar an. Seinem Geheimrat Abeken, deſſen Enthuſiasmus ihn gelegentlich zum Widerſpruch ſtachelte, gab er am Verſailler Tiſche die bekannte Antwort: „Von Goethe ſchenke ich Ihnen auch drei Viertel. Das übrige freilich — mit ſieben oder acht Bänden von den vierzig wollte ich wohl eine Zeitlang auf einer wüſten Inſel leben.“ Das ſind gelegentliche Äußerungen eines Geſchäftsmannes, den die Arbeit hetzte; die Zeugen, die wir beſitzen, waren wohl auch nicht beſonders geneigt, gerade literariſche Geſpräche mit Bismarck hervorzurufen und zu buchen; ſo behalten ſeine Worte hier etwas Durchſchnittliches. Was ihn abſtieß, iſt deutlich und charakteriſtiſch; im Sinne dieſer Geſellſchaft iſt er Goethe nie nahegetreten; die Schätzung des Reſtes aber wollen wir nicht vergeſſen.

Es iſt in der Ordnung, daß Goethe der Betrachter den großen Staatsmann eingehender ins Auge gefaßt und begleitet hat. Zuerſt zögernd: ziemlich ſpät erſt und abwartend ſpricht er von der „herrlichen und herrſchenden Erſcheinung“ des aufſteigenden Sterns, von dem „außerordentlichen Manne, der durch ſeine Unter-

nehmungen, seine Taten, sein Glück die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt; dann rückt er ihm nahe und vergißt ihn niemals wieder. Er folgt ihm in die Kämpfe hinein: „er ist," sagt Goethe damals, „wie ein gehetzter Hirsch: das macht ihm aber Spaß"; er freut sich seines Bildes, seiner Erinnerung:

mir gefällt zu konversieren
mit Gescheidten, mit Tyrannen;

sein Timur protestiert:

hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
so hätt' er mich als Wurm geschaffen.

Zu dem Gestürzten, dem Vereinsamten und Verbannten, zu dem Gestorbenen wendet sich sein Anteil unablässig zurück; er liest, was Neues über den Gewaltigen erscheint, und will es so vielseitig, so real wie nur möglich; er nimmt seine Gleichnisse aus dessen Geschichte, auf die Frage nach seinem eigenen Ergehen lautet die Antwort: nicht ganz so schlecht, wie Napoleon auf seiner Insel. Und diesen Gestürzten, er versteht ihn allzu gut; „wer zu herrschen gewohnt ist ..., steigt vom Throne wie ins Grab": das weiß schon seine Margarete von Parma. Ein Großer reist durch Weimar: Eckermann muß ihn Goethe schildern und erhält das Lob: da haben Sie einen Helden mehr gesehen, und das will immer etwas heißen. Ein großer Minister hält eine Rede, die Leute nennen sie grob; aber in den Leuten liegt die Sucht, alles Große zu frondieren. „Er fühlt sehr gut den Umfang seiner Gewalt und die Größe seiner Stellung und er hat Recht, daß er spricht wie er sich empfindet." Ein Anderer ist als Premier zur Allmacht emporgestiegen: darüber zu schelten, fand Goethe absurd. Wer die höchste Gewalt besitze, habe Recht; gut, daß er endlich an seinen Platz gekommen. „Wer Indien und Napoleon und Napoleon besiegt habe, möge wohl mit Recht über eine lumpige Insel — (England!) — herrschen."

Er wurde nicht müde, dieses Recht des Wirkenden, des Genius zu verteidigen. „Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten und die ihre großen Pläne einsam durchführten." Er erfaßte sie in ihrer vollen Härte: das Regierungsgeschäft ist ein sehr großes Metier, das den ganzen Menschen verlangt, zur Kunstliebe etwa läßt es nicht viel Kraft übrig. Es zwingt den Politiker zur Gesetzlosigkeit: Kein König kann Wort halten, er muß den Umständen gehorchen, für die Mächtigen der Erde ist Pflicht,

was für uns arme Philister das Verbotene wäre. Daß Preußen von dem zerfallenden Polen auch sein Teil nahm, war recht. Noch mehr: die großen Außerordentlichen treten aus der Moralität heraus; sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser.

Wer ist denn der suveräne Mann?
Das ist bald gesagt:
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Bösem oder Gutem jagt.

Genie ist produktive Kraft: produktiv in Krieg und Staat so gut wie in Wissenschaft, Kunst, Religion. Es wird dämonisch, wo es ganz stark ist in sich und seiner Gewalt auf alle andern: „das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft." Und selbst in seiner Gesetzlosigkeit wirkt es bildend: „alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden."

Ich brauche den Namen dessen nicht noch einmal ausdrücklich auszusprechen, dem die Mehrzahl dieser Goetheworte galt. Gewiß, zu dem großen Kaiser zog ihn das Wohlgefallen des Künstlers, das Persönlichkeitsideal und das weltbürgerliche Ideal des achtzehnten Jahrhunderts hin, die Verwandtschaft des Genius mit dem Genius, des Suveräns mit dem Suverän. „In dem, was ich selber zu tun und zu treiben hatte," hat er 1824 zu Eckermann gesagt, „habe ich mich immer als Royalist behauptet" — d. h. als Regierer, dem es anstehe, zu handeln. „Die andern habe ich schwatzen lassen, und ich habe getan, was ich für gut fand." In alledem liegt zugleich ein gutes Stück praktischer Überzeugung: nicht nur ästhetischer Begeisterung. Er wollte den ungestört regieren sehen, der zum Regieren geboren sei. Und was er Napoleon, Wellington, Canning, dem politischen Genie überhaupt zubilligte, das durfte ich hier auf unsern Staatsmann des endenden neunzehnten Jahrhunderts überschreiben: beinahe verblüffend traf es auf ihn zu, Freude, Verständnis, Billigung, Charakteristik. Ja, „Seine Durchlaucht Fürst Goethe" — so taufte ihn ja einmal die Adresse eines naiven englischen Briefes — hätte in manchem fast näher noch gerade zum Fürsten Bismarck heran gehört. Er hatte von dem, „der alles wollen kann", 1812 den Willen zum Frieden erbeten: hierin zum mindesten hätte er bei Bismarck dem Sieger die große Mäßigung gefunden, die ihm doch sonst allezeit das Höchste war. Vor allem aber: sieht

man genauer zu, so eint ihn mit Bismarck ein weites Stück gemeinsamer politischer Überzeugungen, positiver Anschauungen.

* * *

Wie ist denn Goethes politischer Weg gelaufen? Der Frankfurter Patriziersohn schritt durch den heißen Blütenfrühling seines Sturmes und Dranges in die erste Epoche der Bescheidung, der Selbsteinordnung und Selbstbändigung hinüber: er wurde in dem ersten Weimarer Jahrzehnt zum Fachmann. Wir kennen seit Adolf Schöll, wenigstens aus seinen Briefen, den Verwaltungsbeamten Goethe mit seiner tiefeindringenden, Wirtschaft, Bevölkerung, Finanzen seines Herzogtumes eifrig umfassenden Arbeit. Wir kennen den etwas skeptischen Mithelfer an Karl Augusts kleinstaatlicher und dennoch so hochgerichteter Diplomatie. Wir sehen ihn, nach innen und außen hin, leitend oder doch tiefeingeweiht, im Kreise dieser altfürstlichen und altaristokratischen reichsständischen Welt, als Mitglied ihrer Geselligkeit und ihres Regiments. Halbenttäuscht hat er sich dann diesen Geschäften mehr und mehr entzogen, ohne sie doch ganz zu verlassen. Er blieb der Minister; daß er das zeitgenössische Staatsleben, an dem erneuernd fortzuschaffen seines Amtes nicht war, jemals ignoriert habe, darf man nicht sagen. Auch hier blieb alles bei ihm in lebenslanger Entwicklung. Die großen Neubildungen ringsum betrachtete er in beständiger Auseinandersetzung; wo fände sich die Kette seines politischen Anteils unterbrochen? Im Egmont und Tasso, in den Revolutionsstücken und Hermann und Dorothea, in der Natürlichen Tochter, im Divan und den Wanderjahren und im Faust, in Prosa und Vers, in Sprüchen und Briefen und Gesprächen — immer wieder auch diese Seite des zeitgenössischen Daseins; er las als Greis die Zeitungen, deutsche und ausländische, und hielt seinen Finger auch England und Frankreich am Pulse: auch hier lebendig, klar und weit wie überall. Auch mit dem Neuen rechnete er ab, obwohl er es auf diesem Gebiete nicht in sich selber trug und nicht aus sich selber zu fördern vermochte; er sah es, urteilte, erkannte doch auch neue Notwendigkeiten an: auch solche, die aus jener Revolution entflossen, deren bitterer Gegner er zu ihren Tagen gewesen war und deren Gegner nach Grundsatz und Temperament er blieb. Im letzten Grunde aber blieb seine persönliche Stellung zum Staate lebenslang ungefähr die gleiche. Sie hat ein Doppel-

gesicht: sie wünscht Staat und Gesellschaft ständisch organisiert, und sie betrachtet beide von oben her, mit dem Auge des Regierenden.

Die ständische Anschauung wuchs dem Sohne des alten Deutschlands schon von selber zu. Goethe hat sie dann ganz ausdrücklich und bewußt von dem tiefen und einfachen Denker der Wirklichkeit und der Überlieferungen empfangen, dessen Nachwirkung das neunzehnte Jahrhundert weithin durchzieht: er hat sich selber als Schüler Justus Mösers bekannt, und es ist nachgewiesen worden, wie sehr er es war. Ständisch nicht im Sinne etwa einseitiger Herrschaftsgewalt des Adels: auch dem Bauern wünschte er Erhaltung, ja Besserung seines Rechtes und Besitzes, und dem Bürger gehörte von Hause aus seine Zuneigung. Alle Stände, jeder für sich, in seinen Grenzen; jeder Einzelne aber ein Glied seines Standes; und alle diese natürlichen Lebens- und Rechtskreise in unbrochener, in organischer Entwicklung: das ist das Ideal; so dringt es immer wieder zutage, bis zuletzt. Den aufgeklärten Despotismus hat er bewundert, wo er in großen „Kerlen" hinreißend schuf, in Friedrich, dann, auf Grund der eingetretenen Umwälzung, in Napoleons blitzender Genialität; daß er Goethes Staatsideal gewesen wäre, ist nicht richtig. Ihm blieb jene Freiheit das Liebste, die ständisch umhegt war: „der Bürger so frei wie der Adlige, sagt er 1827, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er geboren, angewiesen". Wir haben gestern in der Weihe unvergleichlicher Verse die Klage Eugeniens gehört:

diesem Reich droht
Ein jäher Umsturz. Die zum großen Leben
Gefügten Elemente wollen sich
Nicht wechselseitig mehr in Liebeskraft
Zu stets erneuter Einigkeit umfangen.
Sie fliehen sich, und einzeln tritt nun jedes
Kalt in sich selbst zurück.

Hier blieb der Quell seiner Anschauungen.

Und dicht daneben der Mann der Regierung. Königliche Schwäche ist der Hebel der Revolution; Royalisten sollen handeln; den Regierer lasse man regieren, dem Mann des Berufes falle man nicht mit Dilettantenweisheit in den Arm. Ständische Mitwirkung wies er 1815 nicht ab, sie ist zu ertragen: aber sie bleibe „Aristokratismus

im eigentlichen Sinne!" Wie hat er sich gegen die Demokratie, gegen die Menschenrechte gewehrt; dabei verharrte er: „alles Große und Gescheite, so heißt es noch 1829, existiert in der Minorität", und ausländische Verfassungen wollte er nicht eingeführt sehen. Eine Nation kann (1824) nur ertragen, was aus ihrem Kern und ihrem eigenen Bedürfnis hervorgegangen ist, ohne Nachäffungen: die „sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält". Man folge mit eigenem, konservativem Fortschreiten dem ewigen Wechsel der Dinge: aber vorsichtig. Und immer wahre man den Zusammenhang mit dem lebendigen Leben: kein Formalismus! Der alte Minister wollte nichts wissen von einer theoretisch überbildeten Bürokratie, deren unnützer Lehrgang die jungen Leute geistig wie körperlich verderbe — kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend, der Energie beraubt, die alles ist. Er rühmte das Bauerntum als das ewig verjüngende Depot der Volkskraft; er wollte wachsen und gewähren lassen — kein Polizeistaat! keine Überspannung staatlicher Tätigkeit! Und als Gipfel immer zuletzt der herrschende Mensch: „Welches Recht wir zum Regiment haben, danach fragen wir nicht: wir regieren." Wie stolz war er noch 1830 auf den übermütigen Handstreich, mit dem er die medizinische Fakultät in Jena aus einem Zimmer herausgetrieben hatte, dessen er für die Bibliothek bedurfte; auf seinen Gewaltstreich des Abbrechens der feuchten Stadtmauer, die ihm seine Bücher dort verdarb. Die Stadt klagt beim Großherzog, der weist sie mit innerem Lächeln an Goethe, den Ressortchef — „wenn ihr die Courage habt!" „Es ließ sich aber niemand bei mir blicken."

Die Mischung ständischer und selbstherrlicher Anschauung, die vielleicht gewisse Widersprüche in sich schließt, erklärt sich, historisch-persönlich, sehr einfach aus der erlebten Wirklichkeit der alten deutschen ständisch-fürstlichen Staatspraxis der kleinen Territorien, in der Goethe groß geworden war und eben lebenslang wurzelte; daraus will er verstanden sein — nur daß aus diesem eng behaglichen Patriarchalismus, aus dieser ständisch gesicherten Gesellschaft unter einer wohlwollenden, erleuchteten, nicht allzu gebundenen, aber auch nicht allzu vieltätigen Regierung, die persönliche Höhe des Genius, so gern er sich einfügen mochte, doch immer halbfremd herausragte. Aber das haben Sie längst gespürt: in allen diesen Ansichten und Betätigungen war wieder ein großes Stück Bismarck

— derselbe ständische Grundgedanke, der dem Landedelmann nahe lag wie dem Reichsstädter, der von Möser her durch die Romantik hindurch in alles politische Denken der Konservativen des neunzehnten Jahrhunderts hinübergeströmt ist, der das System Julius Stahls erfüllt hat, und in Bismarcks Anschauungen sich weiterbildete und erhielt bis gegen sein eigenes Ende, materieller bereichert, berufsständisch umgestaltet, immer aber ein Drang auf die natürliche, organische Scheidung in Gruppen, immer, bei Bismarck wie bei Goethe, der tiefe Gegensatz gegen die bloße Zahl, gegen die Atomisierung des Volksganzen, gegen den Abbruch der inneren Gliederungen, gegen die konsequente Demokratie, die aus der französischen Aufklärung und der großen Revolution herüberkam. Und der gleiche Gegensatz gegen den Bürokratismus des modernen Staates, gegen Erdrückung und Doktrin; der gleiche Gegensatz des Handelnden, des Freien und Starken gegen alle Einengung von unten, von außen her, gegen die Einrede der Dilettanten. Sie wissen, wie das bei Bismarck klingt (15. Juli 1862, an Roon): „Wie sind wir Deutschen doch in den Ruf schüchterner Bescheidenheit gekommen? Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände, als sämtliche gelernte Fachmänner.“ Auch Exzellenz von Goethe hätte zu diesen vielleicht etwas drastischen Worten am Ende verständnisinnig gelächelt — gesagt hatte er 1812 genau das Gleiche. Noch zwingender als bei ihm natürlich gipfelt bei Bismarck alles in dem Bedürfnis des Genius der Tat. Wir hörten auch Goethe den großen Menschen als Quell alles Schaffens rühmen, in Kunst und Staat; und sich selber hat er gerühmt, sich lebenslang immer behauptet zu haben, am liebsten durch den Angriff. Bei Bismarck ist das alles wesentlich unreflektiert: der Landedelmann, der weiten Ellbogenraum gewöhnt ist, der Praktiker, elementar in seinen Antrieben, unerschöpflich an Herrscherlust. Ich brauche nicht anzuführen, wieviel dagegen bei Goethe zu diesem letzten, unbewußten Triebe der eigenen Kraft an Ideellem hinzutritt: der ganze bewußte Glaube des achtzehnten Jahrhunderts an das Recht und die Pflicht der Individualität, das ganze Persönlichkeits- und Menschlichkeitsideal der großen literarischen Epoche. Ich darf es nicht ausführen, wie sein Bildungsideal im Wilhelm Meister sich ausprägt und sich entwickelt, wie es aus dem Ganzpersönlichen und Menschlichfreien hinüberdringt zum beruflich Begrenzten, wie sich

die Ziele verengen, zusammenziehen, und doch auch sachlich und sittlich bereichern, wie der Einzelne in den Wanderjahren sich einordnet in den Gemeinschaftsgedanken, den Gedanken des aufsteigenden neuen Jahrhunderts — das Grundgefühl und der höchste Wille Goethes blieb doch auch da immer individualistisch, bis in das Halbdunkel des dritten Buches der Wanderjahre hinein und über sie hinaus. Auch in jene sozialisierenden Träume (ich vermesse mich hier keines endgültigen Urteils!) hallt doch immer die Idee der freien Persönlichkeit, das vielfältige Erbe von Goethes ganzem Dasein hinein; und wie rückhaltlos hat er 1831 Zelter gegenüber die „allmeinen Unverschämtheiten" des S. Simonismus abgelehnt: „die Narren bilden sich ein, die Vorsehung verständig spielen zu wollen", und vergewaltigen das Individuelle.

Vielleicht auch dabei wird man Bismarcks gedenken: der Mischung staatssozialistischer und antisozialistischer Gedanken in dem Reformwerke und dem Empfinden des 70jährigen Reichskanzlers. Weist doch so Vieles beim alten Goethe, in den 20er Jahren, in das kommende Zeitalter des Realismus hinüber, in den Wanderjahren, den Gesprächen, im zweiten Faust — die tiefen Ahnungen von einer Einigung Deutschlands durch die Wirtschaft, die Blicke auf innere Kolonisation und neue Welt, auf die Weltstraßen der Zukunft, die Kanäle von Panama, Suez, von der Donau zum Rhein: Blicke in Bismarcks Welt und schon über Bismarcks Welt hinaus. Auch da wirkt wohl bei Goethe manch Jugendantrieb, manche Erinnerung an das Fridericianische System mit, ebenso wie Bismarcks Sozial- und Wirtschaftspolitik in diese Vergangenheit ihre Wurzeln zurücktrieb; auch in Bismarck ist stets ein lebendiges Stück achtzehntes Jahrhundert wirksam geblieben. So viele Gemeinsamkeit stellt sich allmählich heraus! Freilich, Bismarcks Streben geht allemal aus von der Macht und mündet ein in die Macht: er ist stets im äußersten Sinne politisch gerichtet; Goethe lebte im Staate, er würdigte ihn, aber wo er in die Zukunft dringt, da sucht er mehr die Gesellschaft auf als den Staat, und Ausgangs- und Endpunkt blieb ihm doch die Entfaltung und Ausnützung und Freiheit des Persönlichen überall. Sie schauten von verschiedenen Punkten aus in die Welt — aber das ist gewiß: in den Elementen ihrer politischen Anschauung ist unendlich mehr Verwandtes als man leicht meinen könnte, sie haben eigentlich alle diese Elemente,

allgemeine wie persönliche, mit einander gemein, nur in verschiedener Mischung, mit verschiedenem Ziel: von seinem Ufer sah ein Jeder von ihnen in die politische Gedankenwelt, die der Andere bedeutet, hinein; sie wären dazu geschaffen gewesen, aneinander Wohlgefallen zu haben.

* * *

Und ist es nicht ebenso in ihrer gesamten Weltbetrachtung, über die staatliche, von der ich ausging, hinaus?

Auf den ersten Blick will es nicht so scheinen. Wir hörten Bismarck die Goethischen Männer tadeln, und damit meinte er ein gut Teil Goethe selbst; auch an dem Geheimrat hatte er keine rechte Freude. Er selber, so hat man es ausgesprochen, war ein Shakespearischer Mensch: bei aller Feinheit von ungebrochener Leidenschaft, durchaus dramatisch. Ich deutete auf seine Neigung zu Schiller; er hat nach seinem Sturze den Wallenstein in einem Zuge die Nacht hindurch wiedergelesen, in tiefer Erregung und Spannung, als sei der Stoff selbst ihm nicht altvertraut; denn mehr und berechtigter als mit dem verstoßenen alten Moor mußte er die Schicksalsverwandtschaft mit dem Herzog von Friedland empfinden, und es war seine feurige Art, alles ganz auf sich zu beziehen. Ihn packte der große heldenhafte Sinn, in dem dieser Dichter des Historischen und Staatlichen der Menschheit große Gegenstände, Herrschaft und Freiheit, erfaßte und gestaltete. Allerdings, das Pathos? Wer hat sich jemals schärfer als den Feind pathetischer Rede bekannt, wer jemals unbarmherziger den Superlativ gegeißelt? und neben diesem die abstrakte Spekulation? Auch Goethe mochte Schillers Stil lieber, wo er nicht philosophiert, und sagte — wieder einmal Bismarck wundervoll im voraus formulierend! — 1824 zu Eckermann: „diejenigen Deutschen, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am besten." Wir empfinden in Bismarcks Deutsch, wo es am reifsten ist, die Verwandtschaft mit Goethe, trotz Bismarck selber, und wenn das Epigramm eines katholischen Sprachgelehrten Recht hat, daß es nur drei deutsche Prosastile gebe: Luther, Goethe und Bismarck, so gehören die beiden letzten bei allem Wesensunterschiede näher zu einander. Ich meine natürlich: in der Gegenständlichkeit, der Anschaulichkeit, der Sachlichkeit des Sehens und Ausdrückens, in der Plastik der Phantasie, in der Ruhe, die über-

all im Einzelnen vom Greifbaren, Sinnlichen, Wirklichen ausgeht, wie im Persönlich-Ganzen vom Praktischen, Nahen, von der Aufgabe jedweden Tags. Sie stehen beide auf fester Erde; und wieviel von Goethes Erdfreundschaft war auch in Bismarck! Sie beobachten Natur und Menschenwelt und gehen in allem von ihren Beobachtungen aus. Ihr Beruf führt sie beide, den Staatsmann wie den Dichter, auf das gleiche Material: sie studieren das Menschliche. Aber vor allem erleben sie es ganz von selbst; sie schauen es, weil sie müssen. In beiden wirkt höchst unmittelbar der absichtslose Trieb allgegenwärtiger Künstlerschaft. Künstlerhafte Erregbarkeit war in Bismarck lebenslang so groß wie in — mindestens dem früheren — Goethe: eine argwöhnisch aufbrausende, zart und leidenschaftlich reagierende Empfindlichkeit wie nur immer im Tasso. Künstlerhaft gestaltend arbeitete ihr Wesen an sich selbst, in der Anmut und Würde des persönlichen Auftretens, die bei Goethe nicht feiner und herzbezwingender sein konnte als bei Bismarck; in der Art und Form jeder persönlichen, brieflichen, schriftlichen Äußerung; künstlerisch ist ja am Ende — dem darf ich nicht nachgehen — jede gestaltende menschliche Tätigkeit, jede höchste menschliche Schöpferkraft, künstlerisch-unbewußt. Aber folgen wir ihnen in die beiden Hauptgebiete ihres Lebens nach: Geschichte und Natur.

In der Geschichte des historischen Sinnes und der historischen Leistungen in Deutschland wird Goethes Stellung immer bedeutend sein; Historiker jedoch war er nicht und wollte er nicht sein. Er hat prachtvoll beobachtet und formuliert und prachtvoll historisch erzählt und gedichtet, aus seinem Leben und seiner Welt; es lag in seiner Art, daß er allem Konstruktiven und unhistorisch Revolutionären gegenüber historisch empfand. Aber fachmäßig streng wollte er der Geschichte nicht nähertreten: ihrer wissenschaftlichen Behandlung setzte er gern seine Skepsis entgegen. Und als Lernstoff für seinen Beruf und seine Weltansicht nahm er sie nicht eigentlich auf. Für Schiller und vollends für Bismarck bedeutete sie da ganz etwas Anderes. Goethe reizte das Reinmenschliche an ihr, Menschen als Erscheinungen, Menschen in ihren gesellschaftlichen Zusammenhängen, gelegentlich in weiten Kultur- und weiteren Natur-Zusammenhängen. Die beiden Andern suchten die histrische Organisation und die historische Tat innerhalb des Staates; Goethe begriff sie wohl auch da, aber sie war nicht seine Liebe. „Ich bin, so fuhr er

1828 seinen liberalen und politischen Gegenpart und Freund, den Kanzler von Müller kriegslustig an, nicht so alt geworden, um mich um die Weltgeschichte zu bekümmern, die das Absurdeste ist, was es gibt; ob dieser oder jener stirbt, dieses oder jenes Volk untergeht, ist mir einerlei." „Die unselige Weltgeschichte" hatte er ein Jahr vorher das große Kriegszeitalter gescholten, das er miterlebt hatte. Gerade in dem, was Goethe so nannte, hat Bismarck von Kindheit auf gelebt und gewebt, es war sein Arbeitsstoff, den er durchdrang, befragte, gestaltete.

Bei Goethe war es, wie man weiß, die Natur: da strebte er zur Wissenschaft auf.

Ich habe die Erdfreundschaft Goethes auf Bismarck angewandt. Wieweit gingen die beiden hier zusammen? Äußerlich gewiß eine tüchtige Strecke. Auch Bismarck lebte mit offenen Augen in Wald und Feld. Er kam wohl von einer anderen Seite her als Goethe; er beobachtete von Hause aus als Gutsherr, als Förster und Jäger, mit einem Einschlage von Aktivität. Aber er liebte diese Welt, die er besaß und beherrschte; er sah sie als Künstler an, mit künstlerischer Freude, mit einem Hauche der Romantik, die seine Jugend in sich aufgenommen hatte. Er führte eine junge Freundin zu schönen Durchblicken, die er forstmännisch pflegen ließ; sie scherzte: er treibe die Landwirtschaft vom ästhetischen Gesichtspunkte, und er, sehr ernsthaft: gewiß, und das müsse man bei allen Dingen tun. Aber er erzählte auch einmal, daß er ganz ungetrübt sich nur des ersten Vorfrühlings freue: alle spätere Entfaltung zeige doch schon auf den Gang zum Tode hin; er sprach angesichts eines Mückenschwarmes von jener Lebensverschwendung der überreichen Natur, die auch Goethe oft erwähnt hat, mit tiefer Melancholie: Abends wird all das hin sein; so nichtig sei das Leben! Er sah bis in das Kleinste hinein, überraschend vielseitig und scharf, und knüpfte seine sehr eigenen Gedanken daran. Man hat den großen Realisten der realistischen Naturforschung seiner Zeit zugesellen, in ihm — wie in Goethe — den naturwissenschaftlichen Zug wiederfinden, ja entscheidend finden wollen: auch ein geistreicher Mann seiner engeren Umgebung wollte den alternden Bismarck von da aus konstruieren. Ich glaube bestimmt: mit Unrecht. Der Geschichte gegenüber kann man bei ihm, weit mehr als bei Goethe, von fachlichem Anteil reden, wenngleich auch da nicht von eigentlich wissenschaftlichem: der Natur-

wissenschaft gegenüber durchaus nicht. Hier war er der Skeptiker. Er sprach 1887 ungläubig von den großen Naturforschern des Tags, die so tun, als wenn sie alles wüßten, und doch sogar in ihrer Wissenschaft im letzten Grunde nichts wissen. Es wurde ihm von Sonnensystemen und unermeßlichen Fernen der Gestirne erzählt; er lächelte: „ist das alles so gewiß?" Ein Begleiter unterhielt ihn bei Varzin von der Herkunft der Findlingsblöcke; Bismarck zuckte die Achseln: „das kann ja sein; wenn's aber nicht wahr ist, ist's auch noch so."

Gerade hier ist der Abstand von Goethe unermeßlich. Sie standen auf gleicher Erde, sie bauten in gleicher Weise auf Einzelheiten auf, aber das Entscheidende fehlte Bismarck hier ganz und gar: der Drang nach wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt. Goethe strebte sein reiches Leben hindurch nach einem geistigen Ganzen, einem wissenschaftlichen System: Bismarck spürte das Bedürfnis überhaupt gar nicht. Er wollte kein System: die verwandten Genien haben hier ihren charakteristischen Trennpunkt. Auch Goethe wollte ja nicht spekulieren; er hat die strenge Philosophie von sich abgelehnt und immer wieder bedauert, daß Schiller es nicht auch getan habe; er hat sich als Eklektiker bezeichnet, von Spinoza, Leibniz, Kant aufgenommen, was seiner Art paßte; er wies vieles Systematische fast so entschlossen von sich wie Bismarck — vielleicht wirkte diese gemeinschaftliche Abneigung, die in des Reichserbauers unsystematischem Schaffen von 1866 und 1870 so glorreich triumphiert hat, auch in Goethes künstlerischem Schaffen, das so wenige völlig einheitliche Kunstbauten abgeschlossen hat, bedeutsam ein. Auch in der Stellung zum Dunklen, Geheimnisvollen, dem Hange, der bei Bismarck fast wie bei Napoleon bis in den Aberglauben hinüber gleitet, reichen sie sich wohl die Hand. Aber über Allem ging doch Goethes Sehnsucht lebenslang nach dem einheitlichen Weltbilde, das er auf seiner Naturanschauung errichtete: nach dem Zusammenschlusse des Natur- und Menschendaseins in einem großen belebten Gesetze, in einem strömenden Zusammenhange. Wir wissen, wie das seine Arbeit und seine Seligkeit ausgemacht hat. Bei Bismarck wendet sich der Pfad frühe anders. Er hat den Kampf um seine Stellung zur Welt durchgestritten wie jeder große Mensch; er hat auf seine Weise mit den Gedanken der Vorzeit und Gegenwart gerungen, von Spinoza auch er bis auf Hegel und dessen

Schule, auch er hat von je nur herausgenommen, was er brauchen konnte; aber seine Sehnsucht suchte im Grunde niemals Erkenntnis, sondern für sein klaffendes Gefühl eine lebendige Ausfüllung und für seinen ungeheuren Willen einen Halt, der nicht wankte: den persönlichen Gott, zu dem er persönlich sprach und auf den er die Last seiner Kraft und seiner Taten mit ablud, hat er, nachdem er ihn für sich gefunden hatte, festgehalten bis an den Tod. Vielleicht konvergierten die Bahnen der beiden Männer mit den Jahren nicht unerheblich. In Bewegung blieben sie ja beide bis zuletzt, und die Linien des fast kirchlich positiven Glaubens, den er nach 1847 angenommen, haben sich dem alternden Bismarck wohl mannigfach verwischt, er stellte Manches dahin, sinnierte an Manchem anthropomorphisch weiterdichtend herum, er war von jeher lässiger als der Forscher Goethe. Die Grundlage aber war ihm die praktische Tat und der persönliche Gott: Dinge und Mächte, die seine Hand greifen konnte; Drang und Ideal des Anderen blieben ihm hier fremd.

* * *

Das ist natürlich immer das Ergebnis: in Allem bei dem Jüngeren, unmittelbar und beinahe derb, der unbedingte Primat des Willens. Nach Staat und Welt ein Drittes, Letztes, wohin wir ihnen noch nachgehen mögen: das tägliche Dasein, und in diesem die Gestaltung der Persönlichkeit.

Auf den Höhen der Menschheit wandelten sie beide, und die Pilger wallfahrteten wie in ein Heiligtum zu ihrem Hause; man lauschte und buchte, und beide glichen sie, nach Goethes leuchtendem Ausdrucke, „dem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt". In hundert Bildern sind sie uns lebendig, auf der Wagenfahrt, schauend, denkend und plaudernd, im Kranz der Familie und der Freunde, in der Einfachheit ihres Arbeitszimmers am Frauenplan oder in Friedrichsruh, schreitend, diktierend; in der klassischen Würde der Empfangsräume seines Museums der Eine, der Andere in dem Eßsaal, oben am langen Tische, im Sessel, um ihn der Berg der Zeitungen, rechts und links die Doggen; im Sonnenscheine der beiden Gärten der Eine; der Andere tritt eben aus dem feuchten Dunste des Sachsenwaldes heraus, zwischen triefenden Bäumen, riesengroß, umwittert von

nordischer Göttlichkeit und tragischer Schwere — unvergeßlich ein jeder. Der Patrizier, der Landedelmann, beide von feinster Kultur des Geselligen und des Geistigen, der Geste und des Worts; Kenner und Freunde aller guten Dinge, die ihre Tafel trägt. Nicht gering ist bei beiden die Rolle eines edlen Weins; auch Goethe, so sind wir wohl belehrt worden, würde ohne ihn nicht schon im 83. Jahre eines vorzeitigen Todes verblichen sein. Sie liebten es beide, die Hemmungen, von denen die anschauliche Mystik der Medizinersprache uns berichtet, gelegentlich auszuschalten:

Trinkt sich das Alter wieder zu Jugend,
So ist es wundervolle Tugend;

der Dichter bestätigte seinem guten Eckermann mündlich die andere Weisheit aus dem Schenkenbuche:

Wie man getrunken hat,
Weiß man das Rechte;

Bismarckisch ausgedrückt, im Jahre 54: „Majestät müssen durchaus darauf halten, daß Allerhöchst Ihre Minister mehr Sekt trinken; ohne eine halbe Flasche Crémant im Leibe dürfte mir keiner von diesen Herren ins Conseil kommen. Dann wird unsre Politik bald eine respektablere Farbe annehmen." Wir bleiben beim Hausvater, beim Wirt: ein heiteres, vornehmes Geltenlassen hier wie dort. Und wir hören die Gespräche: zwanglos und doch von natürlicher geschliffener Form, und oft genug wie gegossen in Erz. Wir haben das Glück, den vier größten Deutschen der neueren Zeiten derart zu lauschen; da reicht sich doch in so Manchem das mittlere Paar unmittelbarer die Hände, die beiden Söhne des achtzehnten Jahrhunderts, der Städter und der König, Goethe wie Friedrich II. von einem starken literarischen, einem romanisch-antiken Kulturstrome genährt und gefärbt; das volkstümlich Deutsche, das ungebrochen Elementare bringt, in tiefer allgemeiner Verwandtschaft, die Helden des sechzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts dicht zueinander, den Bauernenkel mit dem Gutsherrn. Deutsch waren sie alle in den Eigentümlichkeiten ihres Wesens, und alle vier durchzittert sie eine tiefe Erregung, durchglüht die Gründe ihres Wesens ein nie erloschener, trauernder Zorn. Er schimmert bei allen durch, am Tische zu Wittenberg, wie in den Nöten des Feldlagers, in der feinen Stimme Friedrichs und Bismarcks, wie in der machtvollen

Wolfgang Goethes: Klage und Anklage überall, der erschütternde Kampf des Menschen, und vollends des großen, mit sich selber und mit seiner Welt. Aus der unendlichen Fülle Goethischer Gespräche, die alles Dasein umfassen, frei und liebenswürdig, gütig und groß, in tausendfältigem Reichtum der Anschauung und der Reflexion, in Heiterkeit und straffer Majestät — auch aus ihr leuchten die Blitze heraus. Der Kanzler von Müller hat es an einer berühmten Stelle, vom Jahre 1828, geschildert: „Wie ein Gewitter bei heiterem Himmel suchte er sich seiner Kraftfülle durch geistige Blitze und Donnerschläge zu entledigen", und Beispiele haben wir genug. Welch „Buch des Unmuts", wie in den Schriften, so im Wort! Worüber hat er nicht geklagt und gescholten! Mißverstehen und Feindseligkeit haben sein Leben begleitet, das hören wir immer wieder; wie grollt er den Naturforschern, die ihm nicht glauben wollen! wie fährt er selbst auf Eckermann los, als der Getreueste der Getreuen Ketzereien zur Farbenlehre wagt; wie sprüht er „mephistophelisch" gegen Soret, kampflustig gegen Luden, gegen Müller! Auch gegen Eckermann wird die Klage laut — gedämpfter als anderwärts, und eben deshalb doppelt beweisend: denn hier erscheint er ja so, wie er angesehen werden wollte. Und wir hören die schmerzliche Frage nach dem Glück; wer ist denn glücklich? „Im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt." Und Müller hatte (1823) einmal den Eindruck „eines unbefriedigenden großartigen Strebens". Das alles geht weiter, bis in jenen letzten seiner Briefe hinein. Ich führe die Ausbrüche des alternden Luther, des Preußenkönigs, der seine Jugend dem Vater hatte hinopfern müssen, seine Manneszeit dem Vaterlande, nicht an; vom Glück hat Bismarck genau ebenso wie Goethe gesprochen, auf der Höhe seiner Macht wie nach seinem Sturze; Melancholie und Groll — der Flammenkern der Leidenschaft, ohne den es keine Größe gibt, treibt sie in Stößen hervor. Mit der ungetrübten Seelenheiterkeit des optimistischen Weisen, das weiß man längst, ist es auch bei Goethe nichts. Aber gerade an diesem Punkte der starken Annäherung springt wieder der tiefe Gegensatz der beiden, denen wir nachfragen, frappant zutage. „Wenn ich mit Grundsätzen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte und müßte eine

lange Stange im Munde halten", sagt Bismarck 1891. Goethe erwidert 1830: „Die Hauptsache ist, daß man lerne, sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten." Das Irrationale und die Überkraft des Genius spürte auch er in sich: er setzte ihnen sein Menschlichkeits- und sein Persönlichkeitsideal des Gleichmaßes entgegen. Hinter dem Humanisten stand auch bei ihm der Kämpfer; als Kämpfer und Befreier stellte er sich stolz dem Fürsten Blücher gleich, sein Selbstgefühl war unermeßlich, wie es mußte, und die Gluten schlugen noch dem 73jährigen in seiner letzten Leidenschaft unwiderstehlich durch alle Formen hindurch — aber das Eigenste an ihm, so wie er sich wollte, war, wir wissen es alle, nicht dies natürlich Allgemeine, sondern das Ringen darwider: die lange Kette der Selbstbezwingungen von 1780 an, der Entsagungen, die er lebt und predigt, die seine Dichtung durchkühlen: „Entsagung der Entsagenden!"; der demütige Halt vor den Grenzen der Menschheit, die ewige Erziehung seiner selbst, die bewußte Beherrschung und zugleich Ausweitung der eigenen Kraft; in Tat und Ausspruch bis an das Ende das Mühen der Selbstentfaltung und Selbstberichtigung, unablässiger Aufnahme und Verarbeitung, des Niederhaltens der Eigenheit, der Rundung und Entwicklung der Eigenschaften zur höchsten Höhe. Das Feindselige, das Quälende *will* der Greis zurückdämmen, damit es seine produktive Kraft nicht störe; bei Todesnachrichten eine gewaltsame Selbstbändigung, bis auf den Rückschlag des Körpers im Blutsturz; in allem doch der eigentlich oberste Zug seines Wesens, wie er sein wollte und immer wieder wurde: der Zug zur Harmonie. In *diesem* Kunstwerk Goethes gipfelt ja seine Arbeit und seine Epoche. Er stilisiert sich selber wie seine Dichtung, und das „bewegte Herz" spricht sich, wie Eugeniens Sonett, „in gemessnen Worten" aus; er betrachtet sich selber wie von außen her, seine Vergangenheit, seinen Werdegang, er betrachtet das mitfühlend und überlegen, er wird nach seinem Briefworte vom Dezember 1831 sich selber geschichtlich; er redet von seinem Leben in Jahrtausenden, und die Gegenwart versinkt, er schwebt über den Völkern und den Zeiten, der „hohen wahren menschlichen Bildung" mit seinen letzten Trieben zugewandt, persönlich und beinah unpersönlich zugleich, der Weise, der über allen Streit der Leiden-

schaften hinaus in die Welt und sich selber zuletzt bezwungen hat: „ein vollkommener Mensch in großer Schönheit".

Und gerade dieses letzte höchste Menschentum des alten Goethe, diese Verklärung und Überwindung, genauer: dieses Streben Goethes zur Verklärung hat Otto von Bismarck mit Ungeduld und Mißbehagen scharf beiseite gestoßen. Es gibt gar keinen packenderen Gegensatz. Die Abrechnung mit sich selber vollzog Bismarck, er hat es öfter abwehrend ausgesprochen, vor seinem Gotte allein; er ließ niemanden hineinsehen und niemanden daran teilnehmen, und sich zum Kunstwerke auszugestalten war ihm nicht Aufgabe. Ein Gegenstand der Betrachtung, der wissenschaftlich-künstlerischen, entwickelnden Darstellung ist er sich nie geworden: wie unendlich weit stehen Ziele und Mittel seiner Gedanken und Erinnerungen von denen in Dichtung und Wahrheit ab: hier die rückschauend begreifende Biographie, dort der erregend fortdauernde politische Kampf. Bismarck wurde sich niemals historisch. Nach seiner Entlassung mahnte ihn sein philosophischer Jugendfreund Alexander Keyserling zur Harmonie; er antwortete widerspenstig, mit naiver Großartigkeit, mit einem persönlichen, ja selbst einem sachlichen Rechte, das sehr ernsthaft erwogen sein will: wozu soll ich harmonisch sein? und von dem Freunde urteilte er, als ein Dritter ihn als Weisen rühmte: ja wohl, weise aber weich. Den, der sich vor der Welt ohne Haß verschließen wollte, hat er einmal noch viel härter angelassen. Und doch blieb dies ein halbes Jahrhundert lang Goethes Ziel. Wir sahen Goethe die „Berichtigung" von Angriffen ablehnen: nur sich selber wollte er berichtigen. „Ich hatte mit mir selber genug zu tun, was kümmerten mich andere?" Er erinnerte sich 1831, daß Schiller von dieser seiner „allgemeinen Toleranz" nichts hatte wissen wollen. Er blieb dabei: das Tun der Freunde erleben wir, es geht in unsere Persönlichkeit ein, „was Feinde gegen uns unternehmen, erleben wir nicht, wir erfahren's nur, lehnen's ab und schützen uns dagegen wie gegen Frost ... oder sonst äußere Übel". Und Bismarck entgegnet auf die Frage nach seiner Nachtruhe: schlecht — ich habe die ganze Nacht gehaßt. Auch er pries es 1897 als Vorteil des Altwerdens, daß man gegen Haß und Beleidigung gleichgültig werde. Auch er hatte auf dem Gipfel seiner Tatkraft, 40 Jahre zuvor, in Hamletischen Bildern, mit tiefer Resignation vom Unwerte des politischen Kampfes gesprochen, mit etwas, das wie ein bitterer Trost,

wie ein Trost an der Vergänglichkeit alles Einzellebens klingt, aber bei ihm ist Resignation immer nur der Ausdruck titanischen Grolles darüber, daß er nicht handeln darf. Er hat sich nie beschieden. Wohl in seinem eigensten Berufe selbst, als auswärtiger Staatsmann: da beherrschte er sich ganz im strengen Dienst seiner Pflicht; und auch er ist ein Kunstwerk geworden, auch bei ihm schließt sich Wesen und Leben zu einer wundervollen Einheit der Gesamterscheinung zusammen, dank der aufbauenden Energie seiner Stärke, dank der ausgestaltenden Arbeit der feinen Kräfte, die diese ergänzten. Aber von einer künstlerischen Selbstgestaltung aus bewußtem ästhetisch-sittlichem Wollen wie bei Goethe ist gar nicht die Rede. Er hat dergleicher weder gekonnt noch auch gewollt. Er hatte seiner Braut zu Byronschen Versen von dem Reize geschrieben, in einer Sturmnacht auf durchgehendem Pferde die Klippen hinab in das Brausen des Rheinfalls zu stürzen. Goethe hat den Byron, den er reichlich in sich trug, gebändigt: in Bismarck blieb lebenslang Etwas davon bestehen. Er hat die klassische Schönheit als Lebensideal nicht gesucht, in keinem Sinne: er hätte nie wie Goethe die Sehnsucht „aus düstern kimmerischen Träumen in jenes heitere Licht- und Tagland" des Südens bekannt: er brauchte sich, wie er war, er brauchte die vulkanischen Gluten seines wogenden Innern, um Eisen zu schmelzen und Siege zu erzwingen, und seine Stärke war stärker als er. Er blieb der Prometheus, solange er atmete.

Ich meine bescheidentlich: es ist die gleiche Erhabenheit hier wie dort. Bei so viel Gemeinsamem die eine große Verschiedenheit in der Richtung der Anlage und deshalb der Tätigkeit: aber auch im Ideal. Zwei Ausprägungen des Menschlichen: die eine will subjektiv bleiben, die andere typisch werden, die eine, so könnte man es halbwahr ausdrücken, naturalistisch, die andere stilistisch; zwei Zeitalter stehen dahinter. Die Neigung des Einzelnen mag zwischen ihnen wählen wollen; aber gewiß, jeder war, was er war, und beide heischen sie das gleiche Verständnis.

* * *

Zwei Zeitalter stehen dahinter. Ich habe die Personen nebeneinandergestellt, Staatsansicht, Denkweise, Selbstgestaltung. Den Fortgang der Zeiten zu schildern, geht hier und heute nicht an:

Heinrich von Treitschke hat in fünf Bänden erzählt, wie aus dem alten Deutschland das neue herauszuwachsen begann, in Wirtschaft, Gesellschaft, Staat und Geist, ein neues Verhältnis zur großen Welt, ein neues Verhältnis zu sich selbst. Von diesen weiten Gegensätzen darf ich hier nur in einer Schlußbetrachtung andeutend handeln.

Es ist ganz wahr: innerhalb des neuen Deutschlands bezeichnet Bismarck, unmittelbar genommen, zu Goethe den Gegenpol. Alles, was Goethe nicht war und nicht wollte, trat hier schöpferisch vor. Der Nordosten gegen den Südwesten: Viktor Hehns Gegenüberstellung der beiden Hälften Deutschlands ward hier, auf beiden Seiten, zu Fleisch und Blut. Neben dem Reich, dem Reichsstädter, dem Türinger Minister, dem Poeten und Weisen, Preußen, Berlin, der Mann des Staates und der Macht; in dem klaren prosaischen Berlin, in dem Goethe keinen Raum für dämonische Kraft gesehen hatte, in lebenslangem Kampfe mit dem „verwegenen Menschenschlage", der Goethe der östlichen Hauptstadt zuschrieb, ein dämonischer Mensch, den doch diese östlichen Kräfte selber ganz durchdrangen. Der eingeborene Staatsmann erhob sich, setzte sich durch, mit seinem Triebe zu schaffen, er wuchs vom adligen auf den staatlichen Boden hinüber: er diente sich und dem Drange der politischen Macht. Beides, wir hörten es, wußte Goethe zu verstehen und zu würdigen; aber aus seinen deutschen Lebenskreisen wies er beides weg. Hier ward es herrschende Wirklichkeit. Hätte doch Goethe die Frankfurter Briefe lesen können, in denen, in den 1850er Jahren, in der Auseinandersetzung mit Leopold von Gerlach, dem Sohne der Romantik, der 40jährige Bismarck sich selbst und sein staatlich-sittliches Programm, die unbedingte Hingabe unheurer Kräfte an das Bedürfnis seiner Volksgesamtheit, genauer gesprochen: an den Ehrgeiz seines Heimatstaates, so siegreich herrscherhaft entwickelt! Er hätte — wenn er 1855 so hätte sein können, wie er sein Lebensjahrhundert hindurch geworden und gewesen war! — er hätte diesen neuen Typus des deutschen Menschen, der aus seiner eigenen Vaterstadt, mit den Zügen des stärksten Genius, voll tiefer und weiter, sachlicher Zusammenhänge, in hohem Aufschwunge emporstieg, mit weitgeöffnetem Auge betrachtet. Aber dem historischen Goethe würde dieser kommende Bismarck wohl packend, aber fremd geblieben sein. Hier war etwas Anderes und Neues. Ich darf es nicht darlegen, wie

Goethe sich von 1806—15 verhielt: es ist ja gar kein Zweifel, daß er an dem Zorne und der Erhebung der preußisch-deutschen Patrioten nicht, aber auch gar nicht teilgenommen hat; daß auch sein Herz beim Sturze unserer alten Staaten nicht geblutet hat, daß er da nur persönlich, kulturell, weltbürgerlich empfand; daß er sein Lebtage, auch wenn er dann und wann den Mangel eines deutschen Staates als Mangel beklagte, doch in der Wirklichkeit lebte, die ihn umgab, und niemals in der Sehnsucht des Einheitsstrebens, daß „Kultur und Barbarei", aber nicht die Staatsnationen den Gegensatz bedeuteten, der ihm wichtig war, und daß er über den politischen Nationalitätsgedanken hinwegflog in das Unermeßliche hinauf. Es ist eine vergangene Torheit, ihm das vorwerfen oder auch nur darüber klagen zu wollen: schon 1833 hat Dahlmann, der Wortführer der nachgefolgten Generation, in abschließendem Verständnis ihn begriffen, wie er sein mußte. Aber daß hier ein breiter sachlicher Spalt der Generationen klafft, ist einfach wahr. In die realistische Zukunft sahen wir Goethe hinüberspähen: in die des neuen nationalen Staates nicht. Über die Dezentralisation, die in dem zusammenwachsenden Deutschland aufrecht bleiben müßte, wenn nicht das Beste der deutschen Kultur zerdrückt werden sollte, hätte er sich mit Bismarck, mindestens der Sache nach, verstanden. Und als den Vorarbeiter der politischen Einigung begriff den geistigen Einiger Deutschlands auch jener; jedoch die eiserne Zeit, die er heraufführte, war Goethes Zeit nicht. Daran ist nichts zu verschleiern. Das Wesen der beiden Gipfelmenschen führte uns überall von tiefverwandtem Grunde zu weitgetrennten Höhen; ihr praktisches Lebenswerk aber ist in gewissem Sinne völlig gegensätzlich, nach Bestrebung und Material und Erfolg. Der Weg „von Goethe zu Bismarck" bedeutet wirklich einen innerlichen Wandel.

Und doch, wie überall in den Personen die Gemeinsamkeit uns entgegensprang: auch dieser historische Weg der Generationen ist, trotz alledem, der Gemeinsamkeiten voll. Es führen doch überall unaustilgbare Spuren von Weimar nach Berlin und selbst nach Friedrichsruh. Sie nachzuweisen ist hier meine letzte Pflicht.

Ja, auch das ist wirklich wahr: der Geist unserer klassischen Bildung hat nicht nur in den Führern der preußischen Reform und des Befreiungskrieges Früchte staatlicher Taten getragen, er blieb an allem politischen Werke auch der Zeiten beteiligt, die sich dann

langsam hinüberwandten zur derberen Wirklichkeit. Auf allen Lebensgebieten ging es sehr langsam zum Neuen hinüber; in allen bedeutenden Vorkämpfern der neuen Wirtschaft und zumal des neuen Staates wirkte die große Philosophie und dann mehr noch die große Dichtung von 1800 gestaltend und lebenschaffend mit: nicht nur die Predigt Schillers, auch der Wirklichkeitssinn und das Persönlichkeitsideal Goethes. Die haben überall die Persönlichkeiten erziehen und befruchten und stärker geholfen; auch in dem trotzig unabhängigsten von allen den Neuen, dessen Riesenkraft sich einsam in sich selber auswuchs, auch in Bismarck gehört diese Kultur — mehr wohl Goethes Poesie als Goethes Weisheit, aber sicherlich doch auch Goethes Persönlichkeitslehre, zu den stillen halbbewußten Kräften der Tiefe, zu denen die seelischen Wurzeln hinunterreichen und aus denen gerade der größte unserer Tatenmenschen so viele stärkende Nahrung zog. Ich denke mir, daß die Nachwelt der führenden Erscheinung Bismarcks, dem Bismarckzeitalter im charakteristischen Sinne, auf dem Felde der großen Kunst von der einen Seite her Richard Wagner und Heinrich von Treitschke, von der andern her unsere großen Realisten als historische Verwandte, als Träger der gleichen Lebensfarbe zuordnen wird, von Adolf Menzel über Leibl bis hinüber zu Uhde, zu Max Liebermann und Leopold von Kalckreuth. Aber Bismarck selber und seine Mitstreiter haben bewußt und persönlich vielmehr zu den Lehrern ihrer Jugend geschworen, zu Beethoven und Goethe-Schiller. Kontinuierlich wallt der Lebensstrom von jenen zu ihnen weiter: wir wissen, er kann nicht abgeteilt und zerschnitten werden; wir spüren den Wandel der Epochen und suchen sie in ihrer Besonderheit zu fassen, wir müssen es tun; aber wir töten das Lebendige, wenn wir jemals vergessen, daß es über die Grenzen dieser Epochen immer herüber- und hinüberrinnt und schließlich alles Leben untrennbar in Eins gehört.

Daß es Epochen und Gegensätze gibt, haben wir dann ja freilich selbst erlebt. Weimar hat mitgeholfen, in jedem Sinne, an Kaiser und Reich; dann aber brach die natürliche Einseitigkeit der neuen Zeit rauher hervor; sie hat sich in Wirtschaft und Macht gewaltig und gewaltsam entfaltet und ausgelebt; die Weihe der großen Kultur schien zu erkalten. Wir stehen heute in der Gegenströmung auch gegen diese Einseitigkeit. Wir spüren mit Schmerz und Schrecken die Verluste, die der Gewinn unseres Stärker- und

Reicherwerdens mit sich geführt hat, und sehnen uns nach der Ergänzung. Wir dürfen wohl sagen: sie ist im Gange; ihr Name aber wie immer sie weiterstrebe, heißt wiederum Goethe, und der Gegenname Bismarck. „Um Epoche in der Welt zu machen," hat jener gesagt, bedürfe es zweier Dinge: eines guten Kopfes, und einer Aufgabe, einer Gegnerschaft, um ihn zu betätigen. Und ein andermal: „Als ich 18 Jahre alt war, war Deutschland auch erst 18, da ließ sich noch etwas machen." Es ist, so dürfen wir fortfahren, das Glück ja das Wesen des höchsten Genius, daß er immer gleich alt ist mit seiner Zeit: daß er auftritt, wo es große Dinge zu tun gibt, und deren Inbegriff wird. Das sind uns, für die zwei großen Hälften unserer neueren Entwicklung, diese beiden. Geheimnisvoll, so hat wieder Goethe es ausgesprochen, bringt die Gesamtheit eines Volkes und einer Zeit die Helden hervor, „die gleich Halbgöttern zu Schutz und Heil an der Spitze stehen". Wir brauchen diese beiden, — man verzeihe das Glaubensbekenntnis! — wir brauchen sie alle beide: als Lehrer, im Werke der gleichen Ausbildung, zu Zielen und in Zeiten, die neu werden: sie beide werden mitgehen. Der Generation, die heute auf der Höhe steht, hat, so möchte ich glauben, Bismarck ihr Weltbild gegeben, das politische wie das allgemeine, den ganzen Klang ihrer Weltansicht. Aber schon in ihr, wie einst in Bismarck selber, und seither wieder wachsend und steigend in ihrer Mächtigkeit, wirken tausend Zuflüsse Goethischen Erbes mit. Noch immer, wie er 1827 schalt, sind wir Deutschen „von gestern". Wir können keinen der beiden Meister und Führer entbehren. Sie sind beide unser und beide deutsch; weder im Einen noch im Anderen allein und ihren Epochen erschöpft sich, was wir als deutsch verkünden möchten: erst in einer längeren Folge von Geschlechtern enthüllt sich ja, wie erst in der Reihe der Entwicklungsstadien des Einzelmenschen, die Individualität eines Volkes, und das große Vergangene muß sich immer wieder emporheben zum Licht. Die beiden, von denen ich sprach, stoßen einander mannigfach, ich habe die Kanten nicht abgestumpft; mögen sie in uns und unseren Kindern miteinander ringen, Stärke und Schönheit, Tat und Betrachtung sich miteinander streiten und durchdringen! Sie stoßen sich und gehören doch zusammen; und: beide sind sie lebendig. Wir fassen sie — ich habe es hier auch getan — als die Verkörperungen einer Lebensrichtung; vergessen wir daneben das Beste nicht: zu allerletzt und zu

allerhöchst sind sie doch mehr: sie sind nicht Epochen und nicht Abstraktionen, sondern sie sind sie selbst.

Du bist kein Traumbild, wie ich dich erblicke;
Du warst, du bist.

Denn das eigentlich Wirkliche, wirklicher als alle Typen, die wir konstruieren, ist allemal doch das lebendig Einzelmenschliche selbst. Wehe der Auffassung menschlicher Dinge, die das vergißt! Wir schauen sie selber, und das Menschlich-Große, das sie, in Abweichung und Verwandtschaft, in sich tragen, spricht körperhaft zu uns und flutet zuletzt in eins: ein ewiges Ringen und Werden und Wachsen, unerschöpflich an Kräften, unerschöpflich in Selbstbehauptung und Selbstbetätigung der Persönlichkeit, die jeden ihrer Kreise ausfüllt und über jedem doch sich selber bewahrt; das Weiterschreiten lebenslang ihnen Qual und Glück, ein Drängen, das nie zur Ruhe kommt, schaffend und im Schaffen jeden Augenblick unbefriedigt, verschieden die Formen, die Schranken, die Tragödie, die Frucht, gleich diese Größe des Lebendigen, das uns unsterblich bleibt. Wirklichkeit, die sie waren, Unvergänglichkeit, die sie uns geworden sind: möchten sie es unserm Volke wahrhaft werden; ein jeder für sich und beide in höherer Einheit ein Born, der quillt und tränkt, ein Gebirge zugleich, das den Born zu Tale schickt und selber über unserm Tale aufragt, als ein Stolz und eine Schönheit, in den ewigen Himmel unserer Welt. Das darf der höchste Sinn sein, den der Doppelname unserer beiden Größten einem Deutschen unserer Tage bedeutet; setze der alte Zauberer von Weimar das Schlußwort seiner Briefe als ein Siegel darunter: „und so fortan"!

* * *

Bismarck als Künstler

Nach einem Vortrag, in der Hamburgischen Kunstgesellschaft, von 1907

Von dem Künstler in Bismarck hat man gewußt, seit, kurz vor 1870, die ersten seiner vertrauten Briefe an die Öffentlichkeit gekommen waren. Doch hallten diese leiseren und feineren Klänge im Ohre der Zeitgenossen die ersten Jahrzehnte hindurch nur eben mit; die brausende Fanfare seiner Taten und Kämpfe übertönte sie lange. Man hat sie dann immer deutlicher gehört, je tiefer die zunehmende Kenntnis und die Verfeinerung des eigenen Gefühles in die Persönlichkeit des großen Kämpfers hinabführten, je näher man späterhin den aus dem Amte Geschiedenen menschlich betrachten und begreifen durfte, je weiter zuletzt seine Gestalt und seine Zeit in die Geschichte hinübergeglitten sind. Vielleicht neigt die Auffassung des nachgewachsenen Geschlechtes bereits zu einer Übertreibung, einer Überspritzung des Zarten und des Erregten, des Nervenlebens in Bismarck. Das ist in jedem Falle gewiß: das Führende in ihm war und bleibt immer die starke Einseitigkeit und die einseitige Stärke eines großen, in sich gesammelten politischen Zeitalters. So hat ihn die charakteristische Kunst seiner eigenen Tage aufgefaßt und dargestellt. Und wie hat er selber zur Kunst gestanden? Er war — das wird ihm mancher danken — weder Dilettant noch Mäzen. Er war Genießer der Kunst: d. h. der Musik und der Dichtung. Eine liebevolle Überlieferung und eine feinsinnige Analyse hat uns das innere Verhältnis, das ihn mit der Musik verband, anschaulich gemacht. Ihr vor allem neigte er sich zu, wie sein Zeitalter in Deutschland überhaupt, mit starker Anteilnahme seines gesamten Empfindungslebens. Sein eigener musikalischer Sinn war sicherlich durchgebildet; ob man von eigentlicher Kennerschaft sprechen darf, darüber mag man streiten; die Hauptsache war ihm ohne Zweifel die Befriedigung seines Gemütsbedürfnisses: er sog aus der Musik Weichheit, Frieden, vor allem aber Bewegung und Kraft, sie wirkte am stärksten, und zwar bestärkend, auf den Helden in ihm. Von frühe auf ist auch die Dichtung in vielerlei Zuflüssen in sein Innenleben eingeströmt. Da standen die Weimarer Klassiker und Shakespeare von jeher voran — von der Bibel, die ihm frühe nahetrat und etwa von 1846 an in neuem Sinne lebenslang in ihm mächtig wurde, ist hier nicht zu sprechen. Noch vorher war die Romantik ihm nahegerückt, die heroisch schmerzliche und skeptische Lord Byrons und seiner Nachfolger, und die lyrisch-schwärmerische der Deutschen: auch aus ihr hat, in den Jahren seinen innerlichen Gä-

rung, Bismarck mancherlei herausgenommen, dessen er bedurfte, vornehmlich doch, hier wie in der Musik, das Tiefe und das Starke; und schließlich überwand er sie fast ganz. Seine Begleiter blieben Goethe — aber doch nur, wie er gesagt hat, sieben bis acht Bände von den vierzig der Werke, und unmittelbarer Schiller und Shakespeare. Seine Empfindung war auch durch das Zartere hindurchgegangen und von ihm befriedigt und bereichert worden. Aber dann wählte er aus, stets nach den Geboten seiner Entwickelung, weit mehr nach praktischen als nach künstlerischen Geboten, und schob auch die Weisheit und Beschaulichkeit Goethes, dessen Wirklichkeitssinn ihm so verwandt war, hinter die beiden Dramatiker zurück, deren Temperamente er sich näher fühlte, und die ihm von der Menschheit großen Gegenständen, von den Gegenständen seines eigenen politischen Lebens erzählten. Noch auf dem letzten Blatt der „Gedanken und Erinnerungen" steht ein Zorneswort des Shakespearischen Coriolan wider den Parteigeist. Bismarck suchte in der Dichtung wie in aller Kunst (ich könnte hinzusetzen: wie im wesentlichen auch in seiner Religion) Ausdruck und Nährstoff für sein Ich und seinen Kampf. Das alles mußte ihm dienen, es war ihm Mittel und nicht Zweck. Er zog das heraus und an sich, was er verwenden konnte. Zu einem nachgiebig einlebenden, beschaulichen Genusse war er, auf die Dauer, zu stark.

Aber diese Haltung des Gewaltigen zur Kunst sollte hier nur angedeutet werden. Sie bildet nur den Hintergrund für das Größere worauf ich hier ausgehe. Es handelt sich nicht um den Genießer der Kunst und den Einfluß, den sie auf ihn geübt haben kann; sondern — in vorläufiger, Vielfältiges kurz zusammenfassender Betrachtung — um den Künstler, der in ihm selber war. Ich sprach davon, daß man diesem längst nachgespürt hat. Und Eines drängt sich ja bereits ganz äußerlich auf: in langer, unablässig wachsender Bändereihe stehen die Ereignisse seines Wortes und seiner Feder da. Bismarck ist Schriftsteller und Redner gewesen: man hat es oft gesagt, daß er zu den Klassikern deutschen Schrifttums gehört. Aber war er, wenn er sprach und schrieb, wirklich auch Künstler?

Am wenigsten ist er es, im unmittelbaren Sinne, als Redner gewesen. Seine Reden waren unvergleichlich eindrucksvoll: aber nicht als Erzeugnisse bewußter Kraft. Die hat am ehesten in seinen Anfängen an ihnen mitgearbeitet. Der Abgeordnete von Bismarck, in

den Jahren 1847—52, hat den Blick am meisten durch die furchtlose und verblüffende Energie auf sich gezogen, mit der er allen herrschenden Urteilen und Neigungen der Zeit entgegentrat; er tat es mit blitzenden und geistreichen Worten, und seine Epigramme waren schon damals meisterhaft geformt. Er bereitete die früheren Reden sorgfältig vor; seine Entwürfe gingen bis in das einzelne des Ausdrucks hinein, und der Aufbau war sicher und überlegt. Später ist er im Sachlichen unablässig aufgestiegen, höher und höher, bis zu den Bergen großen Herrschertums, aber den künstlerischen Bau hat er immer stärker vernachlässigt. Den Stoff ließ er sich von seinen Beamten genau durcharbeiten und zurechtlegen; was er sagen wollte, erwog er tagelang zuvor in angespannter seelischer Sammlung. Zumal die großen Auslandsreden, bei denen sich an das entscheidende Wort eine weite Verantwortung heften konnte, waren alles andere eher als Kinder des Augenblicks; auch die innerpolitischen Reden waren im Sachlichen genau vorbereitet. Auch die Schlagworte, die dann die Welt durchhallten, waren es wohl oft; die eigentliche Form war es nicht. Dazu fehlte dem Minister, dem Kanzler nicht nur die Zeit; er wollte grundsätzlich nichts von der „Beredsamkeit" wissen, der er ja vorwarf, sie sei nutzlos und lediglich schädlich. Die Hauptsachen baute er auch jetzt noch in vollkommener Klarheit auf: wie wundervoll luftig und weit, wie wohlgegliedert und wie mächtig im Ausdruck ist noch die letzte und bedeutendste seiner europäischen Reden, die große Rede vom 6. Februar 1888 mit ihrem majestätischen Überblick über die Weltlage und über die diplomatische Geschichte seiner ganzen Epoche. Aber die Form ließ er sich bilden, wie sie eben mochte. Man weiß, wie er sprach, mit ringendem Körper, mühselig, nervös, schleppend, herausstoßend; dazwischen dann wieder, wie der Augenblick es ihm brachte, prachtvolle Sätze, die von selber hervorquollen; sie schlugen durch, und die Polemik seiner Antworten war von blitzender Kraft. Aber dazwischen Abschweifungen und Ausbrüche, Ausbrüche des Zornes und der Persönlichkeit. Seine Persönlichkeit war von der Sache unabtrennbar geworden, für Freund und Feind, auch für ihn selbst; so sprach der alte Reichskanzler so manchmal von sich selbst, von seinem Leben, seinen Erfahrungen, seinen Gefühlen, seinen Feinden. Es waren Monologe von ganz außerordentlicher Art: ein packendes Schauspiel, ein lebendes Drama; ein gewolltes Kunstwerk war es nicht. Die Sätze kamen zer-

hackt heraus, nicht selten als Anakoluthe: daran lag ihm gar nichts. Die Wirkung war und bleibt, auch im Sprachlichen, groß. Die gelesene Rede ist immer Bismarckisch: d. h. kraftvoll, mitreißend, im Einzelnen Ausdruck und Wortklang von ganz persönlicher und starker Form, schlagend und schöpferisch, klassisch die lange Reihe der geprägten, gemeißelten Sätze, die volkstümlich wurden und bis heute weiterhallten und weiterkämpften. Das Ganze wird stets zusammengehalten durch die Wucht des politischen Willens, die Sicherheit und Fülle der politischen Gedanken: diese Reden wollten nichts sein als Mittel, nichts als der Ausdruck jenes Willens, ihre Sprache nur der zwanglose Ausdruck der Persönlichkeit, die durch sie wirkte. Gerade dadurch haben sie eine eigene Art moderner, realistischer, sachlicher Beredsamkeit vertreten und fast geschaffen, die dem Zeitalter Bismarcks und ihm selber entspricht: alles nur auf das Ziel gerichtet, die Hauptsache der Mann, dem dieses rednerische Gewand das natürliche war, und der gewaltige Ernst der Taten, die diese Worte bedeuteten. Bismarck stand in ihnen vor seinen Zeitgenossen und steht in ihnen vor der Nachwelt: großartig und immer neu; es sind Handlungen und es sind absichtslose Selbstbildnisse zugleich; das macht sie unvergeßlich und unvergleichlich. Aber alle Kunst wich hier wirklich weit hinter den praktischen Zweck zurück; das Gegenteil wäre ihm Unwahrhaftigkeit und Eitelkeit gewesen. Literarisch angesehen, sind alle diese seine Reden Improvisationen.

Ebenso mag man die „Gedanken und Erinnerungen" nennen, Bismarcks einziges, im eigentlichen Sinne literarisches Werk. Man weiß, wie sie entstanden sind, als ein Erzeugnis der kummerschweren Jahre nach 1890, dem einsam und tatenlos Gewordenen durch die Seinen abgerungen, in Vorbereitung und Disposition von seiner Umgebung, von Lothar Bucher mitbestimmt. Bucher sammelt und fragt, Bismarck antwortet und erzählt, der andere stellt die Äußerungen zusammen, und mancher Abschnitt zeigt alle Spuren dieser zufälligen und schrittweisen, stückweisen Entstehung. Der Fürst hat dann das Aufgeschriebene durchgearbeitet und weitergestaltet, und schließlich entstand das Werk, dessen Hauptteile wir besitzen. Der Inhalt ist durchaus mächtig: ihn zu entwickeln ist hier nicht der Ort. Die gewaltige Persönlichkeit, wie sie lebenslang war, wie sie dachte und wie sie lehrt, und daneben die Tragik ihres Alters erfüllen ihn mit stärkster Eindruckskraft; es ist eines der großen Bücher unserer

Literatur. Aber ein Kunstwerk ist es nicht. Mindestens nicht als Ganzes. Es denkt gar nicht daran, ein Ganzes sein zu wollen; es setzt sich gar nicht das Ziel, Persönlichkeit und Zeit entwickelnd aufzubauen; es verfolgt keine wissenschaftlich einheitliche, keine ästhetisch einheitliche Absicht, es erstrebt als Ganzes keine feste Form, seine Absicht ist politische Wirkung, die Art seiner Entstehung macht es zersplittert und ungleichmäßig. Im einzelnen freilich schafft eine künstlerische Hand. Eine Anzahl von Kapiteln ist in sich wohlaufgebaut, eine Anzahl von Darstellungen ist meisterhaft. Da sind die Einzelauftritte, wie das Gespräch zu Babelsberg, der Weinkrampf zu Nikolsburg, die Entstehung der Emser Depesche und manche sonst. Da ist das wundervolle Bildnis Kaiser Wilhelms I.: die Eigenart seines „alten Herrn" aus lauter Einzelzügen, ohne jede Glättung, wahrhaftig und herbe, zusammengesetzt, ganz realistisch und doch ganz ohne Kleinlichkeit, vielfältig und doch einheitlich, bei rückhaltlos kritischem Urteil von lebensvollem und im Grunde liebevollem Verständnis, anschaulich und tief, ein Meisterstück moderner Porträtkunst. Da ist eine Fülle einzelner Skizzen, geistreich, knapp, schlagend wie Lenbachsche Kohlezeichnungen. Da sind Einzelhergänge, Einzelbilder, rasch und scharf und unvergeßbar eingerissen: wie er es wagt, die Kaiserin in den achtziger Jahren um eine schonendere politische Behandlung ihres Gemahls und seiner Gesundheit zu ersuchen, und wie diese Inkorrektheit wirkt. „Ich habe die Kaiserin Augusta in dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens nie so schön gesehen wie in diesem Augenblicke; ihre Haltung richtete sich auf, ihr Auge belebt sich zu einem Feuer, wie ich es weder vorher noch nachher erlebt habe. Sie brach ab, ließ mich stehn und hat, wie ich von einem befreundeten Hofmanne erfuhr, gesagt: unser allergnädigster Reichskanzler ist heut sehr ungnädig." Hier reicht, in der Freude dieser Beobachtung wie in der Virtuosität der Darstellung, der Künstler dem Kämpfer die Hand; hier lebt alles, und die Form ist unübertrefflich: ganz knapp, schlagkräftig, greifbar; die Sprache schmiegt sich der Sache wundervoll an. So charakterisiert er seinen Freund Harry Arnim: alles sarkastisch, hart, trocken, kurz wie ein Degenstoß. Er meißelt Epigramme, boshafte und großartige. Er sieht alle Dinge und macht sie anschaulich: wie lebt das Mahl der Paladine vom 13. Juli 1870, die schwüle Spannung der Stunde, jedes Wort der beiden Generäle! Er drängt die großen Ent-

scheidungen gern in einen dramatisch geschauten und geschilderten Augenblick zusammen, er stellt alles Persönliche in voller Körperlichkeit hin, er sieht die Dinge, das Allgemeine, am liebsten in der Gestalt von Personen, nie abstrakt, nie theoretisch, stets individuell, in menschlichen Beweggründen, am liebsten eben im einzelnen Menschen. In alledem decken sich Form und Inhalt wundervoll; der Erzähler Bismarck handelt ohne Zweifel als Künstler.

Doch die eigentlich bedeutenden Stücke in den „Gedanken und Erinnerungen" sind die Gedanken: die großen politischen Abhandlungen und die reichlich, für die Einheitlichkeit des Ganzen ohne Zweifel allzureichlich eingestreuten politischen Briefe. Es sind die Briefe an den Kaiser, an Leopold Gerlach, an Roon, Briefe aus vier Jahrzehnten seines staatsmännischen Lebens. Es sind die Abhandlungen aus den neunziger Jahren zur inneren Politik, über Absolutismus, Wahlrecht, Parteien, Beamtentum, das Sonderkapitel über Dynastien und Stämme als die Grundkraft des inneren deutschen Staatslebens, die Kapitel über die auswärtige preußische Politik in den Menschenaltern vor 1862, über das Verhältnis zu Rußland, zu Österreich, und so fort: beides zusammen, und diese letzten zumal, Stücke einer großen und einheitlichen Staatsmannslehre. Manches ist eingesprengt hier und da, das Wertvollste steht in starker, auch formaler Selbständigkeit für sich, alles ist in sich klar und durchsichtig, auch hier alles greifbar und anschaulich, aber hier zugleich alles völlig geschlossen auch in der Form, in der Anordnung. Darin verdrängt den Plauderer, den Erzähler, den Virtuosen der Staatsmann, der bei seiner Arbeit ist. Und da erst wird er, auch literarisch, in hohem Sinne Künstler.

Staatsschriften aber von Bismarcks Hand, politische Denkschriften, besitzen wir von den fünfziger Jahren ab, bis in jene Abhandlungen der „Gedanken und Erinnerungen" hinein, in gewaltiger Reihe. Auch die Zeitungstätigkeit des großen Journalisten gehört hierzu, als der er früh, noch vor 1848, begonnen hat, als der er in den Revolutionsjahren, in den Spalten der Kreuzzeitung, zur Macht aufstieg, als der er zuletzt, in den Hamburger Nachrichten, endete. Tagesaufsätze, politische Briefe, große Denkschriften: sie alle bilden eine literarische Einheit; und sie alle besitzen literarische Form. Wir wissen einigermaßen, wie diese Denkschriften entstanden: in mühselig bessernder Arbeit. In früheren Tagen hat er wohl selber Ent-

würfe gemacht und durchgeackert; in späteren mußten, nach seinen Weisungen, seine Mitarbeiter sie aufsetzen, die Geheimen Räte, die Sekretäre, die Söhne, und er selber prüfte sie wieder und wieder, strich und veränderte, faßte zusammen und feilte bis ins kleinste hinein, so daß das Endergebnis doch Bismarckischer Inhalt in Bismarckischer Form war. Wenn er in den späteren Jahrzehnten, zu Friedrichsruh oder Varzin, seinen getreuen Mitarbeitern diktierte, so war der Hergang von anderer Art: dann quollen ihm Gedanken und Form, in stundenlanger unabgebrochener Arbeit, im Wechsel von stockendem Suchen und blitzschnellem Ausströmen, im ganzen völlig sicher, völlig einheitlich aus der Seele hervor, ganz ohne Nachbesserung, alles von klarstem Zusammenhange, das ausgereifte Ergebnis langer innerlicher Vorbereitung und unbedingter, schlagfertiger Beherrschung des Augenblicks. Wo er in den Jahren der Meisterschaft selber Denkschriften aufsetzte, ist es wohl auch nicht ohne Entwürfe oder Besserungen abgegangen; die wichtigsten seiner politischen Briefe aber, wie wir sie aus den Zeiten seiner Frankfurter, Petersburger, Pariser Gesandtschaften vor uns haben, kann er, auch wenn sie sich zu Abhandlungen auswuchsen, der Hauptsache nach wenigstens, schwerlich erst in Konzepten entworfen und durchgearbeitet haben. Er hat damals unendlich viel geschrieben; wie dicht ist die Reihe seiner politischen Briefe insbesondere aus Frankfurt am Main! Der Landedelmann Bismarck hat sich da, in ergreifendem Fleiße, dazu bequemt, stunden- und tagelang, den „meilenlangen Tintenfaden in Gestalt dieser Schnörkel" geduldig über das Papier zu ziehen, den man Handschrift nennt. Und welche Handschrift! Die Zeilen hoch, steil, enggedrängt, gewaltig, von einer Wucht, die eine ungeduldig vorwärtsdrängende, mächtig zusammengehaltene Kraft zu spiegeln scheint, alles gebändigt, aber wie aufgereiht zum Sturme, in den dichten tiefen Kolonnen der alten Taktik, das merkwürdig genaue Bild des Schreibenden selbst. Manche, die seinesgleichen sind, Friedrich II., Cavour, Napoleon, selbst Martin Luther, enttäuschen durch den Mangel an Monumentalität in ihrer Schrift: bei Bismarck ist sie völlig lapidar. Und literarisch sind sie wundervoll, diese Staatsbriefe, diese Staatsschriften. Wie werden da Menschen und Verhältnisse geschildert, gewürdigt, in ihren Voraussetzungen, ihren Notwendigkeiten mit politischem Verständnisse begriffen, geradezu aufgebaut und oft genug dann wieder, durch

politische Gegnerschaft, in Scherben geschlagen; wie werden Ereignisse und werden Pläne begründet und dargelegt, klar und fest, Gedanke und Ausdruck ganz ausgereift, ganz vollendet, kein Wort zuviel oder zuwenig, alles beseelt von einer starken und geschmeidigen, unwiderstehlich zur Tat hindrängenden Persönlichkeit. Über allem Spiele von Geist, Witz und Bosheit, die sich ihrer selbst zwanglos freuen, über einer biegsam suveränen Dialektik waltet in eherner Sicherheit die Einheitlichkeit des Zwecks: alles führt auf die Folgerungen hin, mit innerlicher Entschlossenheit; da ist alles Logik, Tatsächlichkeit, zwingender Wille. Es sind Meisterwerke darunter, die zu den vornehmsten der politischen Literatur aller Zeiten gehören; man denke der Briefe an den General von Gerlach, in denen die Pflichtlehre des fertiggewordenen jungen Meisters der Staatsmannschaft sich zum ersten Male so großartig allen Launen, allen Stimmungen, allen Doktrinen entgegenstellt; oder der Zusammenfassungen am Ende der Frankfurter Zeit, der großen Denkschriften, die das Programm seiner deutschen Politik aufrollen, einheitlich nach Sinn und Form, in Macht und Stolz und siegreicher Sicherheit des Willens von so erhabener Schwungkraft, wie nur ein Akt Shakespeares zu sein vermag. Man liest diese großen Berichte, deren einer durch die Empfänger in Berlin den Namen des Prachtberichtes, ein anderer den des kleinen Buches des Herrn von Bismarck erhielt, über den Eindruck der Lehre und der werdenden Taten hinaus, mit höchstem, ästhetischem Genuß. Und da ist es nicht nur die Geschlossenheit des Ganzen, die so wirkt, auch die Einzelform ist von spezifisch Bismarckischer Art. Man getraut sich den Verfasser fast überall herauszukennen, herauszuhören, er hat seine Sprache ganz für sich. Man müßte ihren Aufstieg mit genauer und eindringlicher Analyse verfolgen, von den Briefen und Aufsätzen seiner Jünglingsjahre an bis zu der sachlichen Höhe dieser Denkschriften. Die Klaue des Löwen zeigt sie von Anfang an, und manche seiner früheren Äußerungen enthalten schon den ganzen Bismarck auch in der Form. Die volle Reife, die alles Nebenwerk abstreift und das vollendete Erzbild in klassischer Strenge herausarbeitet, wird man doch wohl erst in diesen Frankfurter Jahren finden. Die allgemeinen Züge des reifen Bismarckstiles hat man oft herausgehoben. Er ist rein sachlich und nüchtern, ohne die Fähigkeit zur Phase, mit einer Abneigung gegen Allgemeinheiten, gegen Blüten, gegen Super-

lative: nicht nur aus politischen oder sittlichen Gründen hat Bismarck aus den Druckfahnen von Sybels Reichsgründung jedes emphatischere Lob, das der auch schon keineswegs pathetische Historiker ihm gespendet hatte, unbarmherzig herausgestrichen, sondern zugleich aus Gründen des Geschmacks. Bei ihm selber gibt es nur Muskeln und kein Fett; jeder Ausdruck ist plastisch, angeschaut, durchgefühlt, die Bilder sind erlebt, zum guten Teile neu erschaffen; es ist zusammengestellt worden, ein wie großer Teil davon aus seinem eigensten Lebensgebiete, aus der Landwirtschaft, aus der Naturbeobachtung stammt. Sein Stil ist einfach, natürlich, absichtslos; er geht vom Geschäftsstile aus. In den ersten Zeiten des jungen Gesandten — A. v. Brauer hat lehrreich darauf hingewiesen — begegnet noch einiges, das unmittelbar aus dem Aktendeutsch herkam; das verschwand später ganz, es ist auch keine Spur von Staub an Bismarcks Ausdrucksweise haften geblieben. Aber den Geschäftsmann hört man durch; ich habe das Wort Goethes auf ihn anwenden zu dürfen gemeint: diejenigen Deutschen, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am besten. Der Praktiker, nicht der Schriftsteller beherrscht Bismarcks Deutsch: aber ein Praktiker, dessen Ursprünglichkeit und Größe auch den Ausdruck schöpferisch gestaltet. Es ist ein eigener Rhythmus in Bismarckischen Sätzen, ein Klang von Männlichkeit und Mächtigkeit, eine merkwürdige Wucht insbesondere der Relativsätze, wie nur er sie hat: der philologisch-ästhetischen Bestimmung scheinen mir diese Dinge noch zu harren, das Ohr des mit Bismarckischen Schriftstücken Vertrauten glaubt sie mit Sicherheit aufzufassen. Daß Bismarck selber für den Sprachklang das feinste Ohr hatte, daß er seine Sätze innerlich hörte und jede „Kakophonie" ihn stieß, ist durch den vertrauten Mitarbeiter, dessen Urteil ich soeben schon heranzog, beobachtet und bezeugt. Ein Sprachhistoriker hat Luther, Goethe und Bismarck als die drei deutschen Prosaiker bezeichnet; ein Stil für sich, und ein klassischer, ist Bismarcks Stil gewiß. Absichtlich kann man daran eines nennen: die Ablehnung aller Absichtlichkeit, die unbedingte Sachlichkeit des Ausdrucks. Alles Übrige war wohl unwillkürlich, aber es war ihm nicht unbewußt: ohne Zweifel: hinter dem schreibenden Staatsmanne zum mindesten stand in Bismarck ein Schriftsteller, man muß doch sagen, mochte er es wollen oder nicht: ein Künstler.

Ganz spürbar ist dieser längst in dem Briefschreiber Bismarck gewesen. Er hat in einer bekannten Äußerungen von 1845 davor gewarnt, zum Briefschreiben einen „geistigen Sonntagsrock" anzuziehen; in ihrer „ungenierten" Unmittelbarkeit ruht der Zauber seiner eigentlich persönlichen Briefe. Auch seine großen politischen Briefwechsel haben, wo es irgend anging, ein gut Stück plaudernder Unmittelbarkeit bewahrt, aber sie gehören doch zu den Staatsschriften hinüber. Die ganz persönlichen, in denen er seine Seele zwanglos ausströmen läßt, stehen für sich. Daß sie zu den ersten Meisterwerken ihrer Art in unserer Literatur gehören, weiß alle Welt; und hier ist, in aller ihrer Absichtslosigkeit, das Kunstwerk ganz greifbar: es sind Kunstwerke der Stimmung, der Empfindung, des Ausdrucks. Auch hier beginnt die Reihe früh und steigt sie auf: zu immer größerer Freiheit und Reinheit und Tiefe des Tons. Auffallend frisch und plastisch sind schon die Briefe des Schülers; in ihnen, in den Studentenbriefen, kann man von einem Zuge von Absicht sprechen, von burschikoser Renommisterei; ganz monumental ist der Brief von 1838, der den Übergang aus dem Staatsdienste in das Landleben begründet; dann folgten die Jahre der seelischen Vertiefung, der literarischen Einflüsse; seit 1844 aber sprach er zu seiner Malwine, seiner „geliebten Malle". Diese Jugendbriefe des Bruders behalten ihren unsterblichen Reiz; der Briefschreiber Bismarck ist in ihnen ganz fertig und ganz frei. Ich darf die Karrikaturen seiner Norderneyer Schilderungen von 1844 hier nicht abdrucken; nur an den Ton erinnere die eine vom alten Grafen Beust: „ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie ein Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rand des Tisches halte." Es ist der Ton des Kavaliers, den auch der Redner, den vornehmlich der Journalist der nachfolgenden Jahre immer von neuem mit sprühend geistreicher Bosheit gehandhabt hat. Es ist wohl etwas von literarischem Einschlage darin, man denkt hier und da an die englischen Humoristen, an Shakespeare, vielleicht auch einmal an Heine: wenn dergleichen vorliegt, so ist es doch ganz persönlich verarbeitet worden. Und die Hauptsache war wohl immer das Angeborene: aus Bismarcks Witz, aus seinen drastischen Bildern spricht doch wohl vor allem der märkische Edelmann, der norddeutsche Offizier, ganz naturwüchsig, weit mehr Überlieferung als Buch. Eine jugendliche Freude am eigenen

geschliffenen Witz, an der Virtuosität dieser hechelnden Plauderei, ein Hauch von Koketterie ist unverkennbar: etwas davon kehrte in Bismarcks Briefen an die Schwester, an die Standesgenossen noch eine Weile lang wieder. Später ist es verblaßt; am Ende des Briefwechsels mit Malwine stand eine erschütternde Klage von 1894, die Klage des Entlassenen und Vereinsamten, der über sein beraubtes Dasein und über die Zukunft seines Werkes trauert: auch da wieder in Bildern von erlebter Greifbarkeit, aber großartig und ohne jeden Rest von Absicht, das Schicksalslied des greisen Titanen, tragisch, wenn je ein Wort aus Menschenmund, und unsagbar packend, auch in der sprachlichen Form. Längst vorher aber hatte er die gleichen Töne seiner gewaltigsten Innerlichkeit angeschlagen in seinen Briefen an die Braut und Frau, die tiefste Vertraute seines Lebens, vor der allein er den ganzen Reichtum seiner Seele enthüllte. Hier ist es mir nicht erlaubt — ich habe es für die Brautzeit in meiner „Jugend Bismarcks" versucht —, dem seelischen Inhalte dieser wunderbaren Briefe nachzugehen, mit ihrem Wechsel von Nächstem und Höchstem, von Scherz und Ernst, von spielender Plauderei und leise umbildender Erziehung, die doch ganz Liebe ist, von feinster Zartheit des starken Mannes und von überlegener Ergreifung aller sachlichen, politischen, historischen Aufgaben, die sein Leben nun an ihn heranbrachte, von religiöser Vertiefung und weltlicher Energie: das alles quillt ja in diesen Briefen mit sichtbarer Einheitlichkeit aus dem innersten Bronne seines Wesens hervor. Hier handelt es sich nur um die Form und um die Empfindung. Beides ist künstlerhaft vom ersten Briefe an; ein reicher Strom von dichterischem Gefühle und dichterischer Bildnerkraft flutet durch diese Briefe hin. Er spricht von seiner Flucht zur Landwirtschaft: „Auf diesem Beruf lag damals für mich noch der schöne blaue Dunst ferner Berge." Ist das nicht wundervoll gesagt? Der Deichhauptmann von Schönhausen erzählt der Braut vom Kampf gegen die vereiste Elbe: wie „die großen Eisfelder sich erst mit kanonenschußartigem Krachen schwerfällig in Bewegung setzen, sich aneinander zersplittern, bäumen, unter-, übereinanderschieben, sich haushoch auftürmen und mitunter Wälle quer durch die Elbe bilden, vor denen der Strom sich aufstaut, bis er sie mit Toben durchbricht. Jetzt sind sie alle im Kampfe zerbrochen, die Riesen, und das Wasser ganz dicht bedeckt mit Schollen, deren größte einige Quadratruten halten, und die es

eilig mit mürrischem Klirren, wie gebrochene Ketten der freien See zuträgt." Hat je ein Dichter unvergeßlicher gemalt? Oder die Elegie seines Abschieds von dem Landgute seiner Jugendtage, Kniephof: „Auf der ganzen Gegend von Wiesengrün, Wasser und entlaubten Eichen lag eine weiche, traurige Stimmung, als ich nach vielem Geschäftsverdruß gegen Sonnenuntergang meinen Abschiedsbesuch auf den Plätzen machte, die mir lieb und auf denen ich oft träumerisch und schwermütig gewesen war ... Mein Leben rollte sich rückwärts vor mir auf, bis in die Tage zurück, wo ich als Kind auf dieser Stelle gespielt hatte; der Regen rieselte leise durch die Büsche und ich starrte lange in das matte Abendrot, bis zum Überlaufen voll Wehmut und Reue..." Das ist der 32jährige Bräutigam; vier Jahre später hat der Ehemann seiner Frau den schönsten seiner Briefe geschrieben, einen der schönsten, die Menschenhand jemals schrieb, jenen Brief vom Rhein, vom 3. Juli 1851, in dem der Bekehrte auf seine glaubenslose Jugend zurück- und in die Zukunft hinausblickt: „Wie manches Laub mag noch an unserm innern Menschen ausgrünen, schatten und wertlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wirs erleben..." Und wieder acht Jahre später der ringende Staatsmann, der 1859 sein preußisches Schiff in den Strudel der feindseligen österreichischen Politik sklavisch hineingerissen zu sehen fürchtet und dessen Ehrgeiz und Patriotismus sich an der Schmach dieser Vorstellung wundreibt. Da bemüht er sich, Trost zu schöpfen aus der Betrachtung, daß aller irdische Kampf ja doch nur endlich und deshalb gleichgültig sei, und er redet wie Hamlet — nur doch immer mit einem verborgenen Grundklange wie von Stahl: „Wie Gott will, es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehn wie Wasserwogen und das Meer bleibt... Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob uns das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Östreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht... Den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los..." Er wurde ihn nicht los; er blieb an den Kampf geschmiedet. Und auf der Höhe seiner Siege, im Herbst und Winter 1870, was schrieb der

55jährige aus Frankreich nach Hause? Briefe voll großer Bilder und voll tiefer Leidenschaftlichkeit auch damals, voll Zorn und voll Gläubigkeit, voll Sorge und voll scherzender Freude über die Söhne, und neben der Derbheit des Lagerlebens, deren derbste Züge er in groteskem Humore rückhaltlos bloßlegt, die alte lyrische Wehmut des Poeten, die Tragik des großen Dramas, die Menschenschilderung des Epigrammatikers. Wie lebt der Dargestellte, der alte Thiers, und der trinkfeste Versailler Bismarck zugleich in den zwei Strichen des einen Bildchens: „Der Gedankenschaum quillt aus ihm unaufhaltsam wie aus einer geöffneten Flasche und ermüdet die Geduld weil er hindert zu dem trinkbaren Stoffe zu gelangen auf den es ankommt." Wie hallt die Elegie von 1847 nach: „Ich entfloh heute der Plage, um in der weichen, stillen Herbstluft durch Louis XIV. lange, gerade Parkgänge, durch rauschendes Laub und geschnittene Hecken, an stillen Teichflächen und Marmorgöttern vorbei, Röschen eine Stunde zu galoppieren... und dem Heimweh nachzuhängen, wie es der Blätterfall und die Einsamkeit in der Fremde mit sich bringen, mit Kindererinnerungen an geschorne Hecken, die nicht mehr sind." Wie klingt die Anklage des Enttäuschten und des großen Kämpfers in scharfem Shakespearischen Dröhnen aus: „Wenn man zu lange Minister ist, und dabei nach Gottes Führung Erfolge hat, so fühlt man deutlich, wie der kalte Sumpf von Mißgunst und Haß einem allmählich höher und höher bis ans Herz steigt..." Und noch ein letztes, fast das schönste von allen: 1881, als der greise Kaiser, angesichts oppositioneller Reichstagswahlen, seinem Kanzler besorgt von einem düsteren Traume innerer Kämpfe geschrieben hat, die Gegenerzählung Bismarcks: sein Bericht von einem tröstlichen Traume, den er selber in der wirklichen Gefahr des 1863er Konflikts geträumt habe. Die Absicht ist kluge Berufung auf Wilhelms I. Mut, auf Bismarcks erprobte Leistung. So aber ist die Form: „Mir träumte..., daß ich auf einem schmalen Alpenpfad ritt, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmaler, so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehr und Absitzen wegen Mangel an Platz unmöglich; da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an; die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Coulisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blicke auf Hügel und Waldland wie in

Böhmen, Preußische Truppen mit Fahnen, und in mir noch im Traume der Gedanke, wie ich das schleunig Eurer Majestät melden könnte. Dieser Traum erfüllte sich, und ich erwachte froh und gestärkt aus ihm."

Das schrieb der Sechsundsechzigjährige. Genug der Erinnerungen! Sie sollten, bekannt wie sie sind, das Bild dieser Briefe und ihres Verfassers, das Bild seines Wesens und seiner Sprache, an dieser Stelle greifbar emporrufen. Welch inneres Leben! Zugleich welche Abstimmung des Wortes, je nach dem Ohre des jeweiligen Unterredners! Der Politiker wie der Plauderer Bismarck hat sich stets dem aufs feinste angepaßt, zu dem er sprach. Aber vor allem: welch ein Dichter! Bilder, großartig und zart, die feinsten Töne, die feinsten Schattierungen, alles in unerschöpflichem Reichtum; stets, für jegliches Ding, für jegliche Stimmung, der eigentlichste Ausdruck — er suchte ihn, so haben die Ausländer bezeugt, sogar im Französischen und Englischen und fand ihn auch dort. Ein Ausdruck von sicherster Abstufung; dabei in allem Reichtum ganz einfach. Niemand hat den Eindruck von Literatur; wohl ruht die Feinheit einer vollkommenen literarischen Bildung in Ohr und Hand dieses Briefschreibers: aber sein Empfinden und dessen Ausdruck sind nicht literarisch, und nirgends begegnet eine Spur von ästhetischer Absichtlichkeit. Wie er es früh gefordert hatte: er schreibt Briefe, ganz briefliche Briefe, und strömt in der Form, die ihm von selber kommt, die Seele der Stunde aus: er dichtet. Die Bilder gestalten sich ihm, die Worte prägen sich ihm, mühelos, ungesucht, mit unübertrefflicher Klarheit und Sicherheit, tief und klangvoll wie auf den Höhen seiner Reden. Der zarten wie der starken Stimmung, beiden gibt er sich zwanglos hin, jede gewinnt ihr eigenes Kleid, und seine schöpferische Kraft quillt immer neu. Ich habe ihn 1893 plaudern hören: klassische Sätze, wie in Erz gegossen, wie in Stein zu graben, Epigramme und Weisheiten, von knappster und stärkster Form. Aber auch sie waren ganz aus dem Augenblick geboren: er brachte sie achtlos, fast wegwerfend heraus, er sprach sie lässig, ohne eine Spur von Effekt, körperlich fast mühsam, ganz ohne Glanz, so geschliffen sie selber waren. Geist und Form gestalteten sich ihm im Gespräche aus dem ungewollten Triebe seiner Künstlerschaft heraus: so, offenbar, geschah es ihm auch im Briefe.

Auch seine Gespräche — sie reihen sich als letztes seinen übrigen

Äußerungen an — besitzen wir ja in fast unübersehbarer Fülle, und Bismarck ist uns seit langem auch hierin neben die drei anderen Größten unserer neueren Geschichte getreten: Goethe, Friedrich und Luther. Auch er umfaßte plaudernd Nahes und Fernes, Alltägliches und Erhabenes, in unablässiger Produktivität, mit hinreißender Anmut und packender Größe. Gelegentlich auch da welche Worte! Er erzählte einem Geistlichen von dem einen großen Entschlusse seines Lebens, dem Friedensentschlusse mitten auf der Höhe des 66er Sieges. Er habe den Bericht von Obersten, die ihm begegneten, wonach die Cholera sich bei ihren Truppen ausbreite, als Wink genommen. Und was kann der Mensch mehr tun, als solchen Winken der Lage gehorchen? Machen lassen sich die Dinge nicht; abwarten, bis der Schritt Gottes durch die Ereignisse hallt, dann vorspringen und den Zipfel seines Mantels fassen, das ist alles, was einer vermag. Wieder ein heroisches Bild; man denkt an Dante und Michelangelo. Ich habe vorher auf Shakespeare gewiesen. Aber es ist überall Bismarck. Er stand auf den Höhen dieser Gewaltigsten. Er tat es in seinem ganzen großen Menschentume, in der Macht seiner Taten, seines Willens, seiner seelischen Gegensätze und Kräfte. Er tat es auch in der Art seiner Äußerung. Er wollte damit nichts: diese Gedichte waren ihm aus der Stimmung aufgestiegen, in Stimmung getaucht, und sie mochten Stimmung erzeugen, bei den Unterrednern, deren Wirt er war, bei den Korrespondenten, mit denen er lebte, vor allem bei ihm selbst. Aber es war die Formung eines großen Künstlers. In diesen Dingen war er es wiederum; und sie kam heraus aus einer fein, zart, empfindlich fühlenden Seele, der jeder Hauch die Wasserfläche kräuselte — einer Seele, die, bei aller festen großen Einfachheit und Männlichkeit seines Wesens, bei aller Zielbewußtheit seines praktischen Wollens, dennoch zu gleicher Zeit, an Eindrucks- und Ausdrucksfähigkeit, die Seele eines Künstlers war. Deshalb war er ja auch so verwundbar. Wie blickt aus den Anklagen der „Gedanken und Erinnerungen" die Fülle der Narben heraus, die seine Brust trug, voll unvergessener Schmerzen, in denen er grollend, fast möchte man sagen, schwelgte. Wie hat er mit seinem Leben, seiner Aufgabe, seinen Erfolgen, seinem Herrscher, seiner Welt gehadert. Als ihm in dem erregten Winter von 1881 aus der Linken des Reichstages eine Beleidigung entgegenflog, sprang er körperlich drohend auf die

Gegner los; auch im politischen Kampfe zuckte und kochte es in ihm, ein Beobachter im Parlamente nannte ihn ein Nervenbündel. Wie wohl fast alle die ganz großen schaffenden Menschen aller Zeiten, hat er, bei aller zerschmetternden Kraft, unter seiner eigenen Erregbarkeit schmerzhaft gelitten. Ich habe ihren Ursprüngen, ihrer Ausbildung an dieser Stelle nicht biographisch nachzuforschen; genug, sie war in ihm, und sie war die eine Seite seines innersten persönlichen Wesens. Die Briefe spiegeln das überall. Und doch — das muß sofort hinzugefügt werden! — war es in ihm eine Mischung von besonderer Art, und von den Künstlern, an denen wir sie besonders kennen, wich diese Künstlererregbarkeit der Bismarckischen Seele zugleich erheblich ab. Wir denken an Torquato Tasso, als das Urbild des Künstlernaturells, in des Künstlers Goethe eigenstem Künstlerdrama; oder an Anselm Feuerbachs unendlich charakteristische Briefe, in denen so viel Tasso steckt; oder an Richard Wagners schönste Briefe, die Briefe an Mathilde Wesendonck. Bei Bismarck ist die Reizbarkeit so künstlerhaft wie nur möglich; und doch ist alles anders. Es ist mächtiger und schlichter zugleich; immer dröhnt eben doch durch alle Feinheit der Empfindung und der Nuance der eherne Schritt des Gewaltigen hindurch, der die Taten sucht. Vor allem — das behaupte und betone ich angesichts eines unlängst unternommenen, feinen und überfeinen Versuches, Bismarck novellistisch-psychologisch zu zeranalysieren, wobei das Elementare, die große Einheitlichkeit und Einfachheit der Kraft schließlich dem Nervösen, dem ruhelos Unbefriedigten gegenüber allzukurz kommt und die Beleuchtung des Ganzen sich ungewollt verrückt: vor allem, es gibt bei Bismarck keine Selbstzergliederung und keine Selbstbespiegelung, wie sie dem Künstler, wie sie Richard Wagner so naheliegt; es ist nicht derselbe Regenbogen zuckender Stimmungen, sie sind bei Bismarck menschlich einfacher, ursprünglicher; bei aller Weichheit kein Hauch von Sentimentalität und insbesondere kein Hauch empfindlicher Eitelkeit. Er ist doch noch ungleich monumentaler als selbst der größte Zeitgenosse und historische Begleiter, den er besessen hat, der einzige auf geistigem Gebiete, der mit ihm — ich denke: nach ihm — für die deutsche Epoche des Menschenalters nach 1845 bezeichnend ist, als Wagner. Er will auch nichts von der Form, soviel sie ihm darreicht: er sucht sie nicht. Nur einer hält immer wieder den Ver-

gleich mit ihm völlig aus und ruft den Vergleich immer wieder empor: Goethe; das sind ja die zwei höchsten Gipfel, die zwei vollendetsten Gestaltungen zweier Zeitalter deutschen Menschentums, die beiden höchsten Namen für die Gesamtheit unserer neueren deutschen Welt. Auch Goethe, man weiß es, hat bis ins hohe Alter hinein mit verwundbarer Künstlerseele über den Widerstand der stumpfen Welt und die Schmerzen den Genius geklagt. Aber natürlich, er war der Humanist; er wollte Gleichgewicht und Abrundung — so oft auch der Feuerstrom auch seines Inneren die Ruhe durchbrach und zerriß. Er war in beiderlei Sinne der ganze Künstler: in der höchstgesteigerten Erregbarkeit zuerst, in dem höchstentwickelten Streben sodann, alle widerspenstigen Gefühle letztlich doch zu ordnen, auszugleichen, zu bezwingen. Bismarck hat nach dieser Harmonie niemals auch nur gestrebt. Beides war anders in ihm: jene Erregbarkeit nie so das Herrschende, wie sie es bei dem aufsteigenden Künstler sein darf und muß; aber auch der Ausgleich niemals eigentliches Bedürfnis. Er wußte instinktiv, daß die Harmonie der Seelenkräfte diejenigen Kräfte in ihm gelähmt haben würde, die er für seinen Beruf, für seinen Kampf ungehemmt und ungebrochen brauchte. Ihm blieb, über alle Empfindlichkeit der Organe hinweg, und im Gegensatz zu dem Ideale der Persönlichkeit als Kunstwerk, das Handeln, das Wollen, die Tat immer Kern und Ziel; über aller Zartheit und aller Zusammengesetztheit war er von elementarer Einheit der wollenden Kraft. Und deshalb war das Künstlerische in ihm doch immer nur etwas Mitwirkendes und niemals ein Herrschendes.

Man kann die Frage stellen — der Vergleich mit Goethe legt sie nahe — wieweit dennoch auch Bismarcks Leben zum Kunstwerke geworden sei. Ich streife die Antwort hier nur: der künstlerisch betrachtende Sinn wird in diesem Lebensgange eine starke Gliederung, einen Aufstieg, eine wundervolle doppelte Gipfelung in den sechziger und achtziger Jahren, ein Gleichmaß von empor und nieder, einen starken, dramatischen Rhythmus beobachten; Bismarcks Leben und vollends seine Persönlichkeit wird die künstlerische Anschauung auf sich ziehen und sie belohnen wie selten ein großes Menschenwesen. Bismarck gemahnt in seiner germanisch-regellosen Lebensfülle, trotz aller Vertiefung, die ihm die Jahrhunderte seit Shakespeare und der deutsche Mutterboden verliehen haben, den feineren Betrachter an Handlungen und Menschen des Shakespearischen Dramas. Aber

Werk eines Künstlers ist bei ihm weder Lebensgang noch Person: die Grundvoraussetzung, die bewußte Formung, wie sie Goethe für sich in beidem anerkannte und übte, fällt bei Bismarck aus. In diesem innersten Sinne war er kein Künstler.

Freilich, künstlerhaft war er schließlich auch in dem einen, weiteren Sinne, in dem am Ende jede große Menschenkraft künstlerisch ist, in dem, auf allen Lebensgebieten, sicherlich dem geschäftlichen, sicherlich dem militärischen, jede schöpferische Begabung mit einem starken Tropfen künstlerischen Öles gesalbt sein muß. Die Züge, die hierfür bezeichnend sind, wären der Drang zum unablässigen, unablässig neubildenden Schaffen, Hervorbringen, Gestalten; die Sicherheit, die sich das Maß für ihr Schaffen nur aus sich selber, nicht aus der überlieferten Vorschrift, nicht aus irgendeiner Regel holt, die Macht der Intuition, des Unbewußten, die Selbstverständlichkeit des eigenen Bildens; die siegreiche Suveränität also des Schaffenden gegenüber der schwerfälligen Welt, in Freiheit, Unbesorgtheit, Lässigkeit, die mutig nur sich selber anerkennt; es wäre der Drang zur organischen Lebendigkeit des Gestaltens. Und diese Schöpfereigenschaften, diese Künstlereigenschaften hatte auch er. Das Künstlerische dieser freien Kraft, die die Regeln der Konvention sprengt, als müsse es so sein, die ihre eigenen Regeln lediglich, aber nun auch tatsächlich, aus dem Wesen der Dinge, der Aufgabe und der eigenen Art, ableitet: wie gut ist dies an Bismarcks Schaffen, an dessen Ergebnissen, an seinen größten Werken nachzuweisen, an der Gestaltung der norddeutschen Bundesverfassung und der deutschen Reichsverfassung, mit ihrer Regellosigkeit, die sich doch eng und fein an die vorhandenen Kräfte anschmiegt, mit ihrem staunenswerten innerlichen Gleichmaß und Gleichgewicht, mit der Freiheit des Ineinandergreifens aller Glieder. Seine Verfassung ist gar nicht künstlerisch nach der Regel, die er vorfand, gar nicht regelrechtsymmetrisch im Sinne der romanisch-normativen Vorschrift; sie ist unter Verachtung aller Vorbilder und Vorschriften, wenn man will, naturalistisch zuwegegebracht, in jener Art germanischen Schaffens, wie es Shakespeare und der lebendigste Goethe geübt haben, in freischaltender Überlegenheit, begrifflich schwer erfaßbar (wenigstens mit den Begriffen, die vor Bismarck da waren), aber selbst ein Quell neuer Begriffsbildung, weil sie selber aus dem Leben des Stoffes geschöpft war, und eben deshalb das Werk eines lebenschaffenden

Künstlers. Politik, so hat ja Bismarck selber gesagt, ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Das alles ist gewiß, und man kann Wort und Begriff des Künstlertums auch auf diese Arbeit zu ihrem Teile anwenden wollen. Ja, auch von Künstlerschaft der Menschenergründung und Menschenbehandlung, von Künstlerschaft der diplomatischen Strategie und Taktik hat man wohl geredet, von der Staatskunst am Ende gar im ganzen. Indessen, von den Pfaden, die ich in diesem Aufsatz zu gehen wünschte, führt das alles hinweg; es vermag allzuleicht zu bloßen Spielereien mit Worten zu führen. Ich möchte bei dem Künstlertum im eigentlichen Sinne bleiben, dem Wesen und dem Schaffen, das zur Gestaltung des, wie auch immer verstandenen, Schönen hinstrebt oder hingelangt. Der Kern dieses eigentlichen Künstlertums ist die neuschaffende, gestaltende, auch die Form gestaltende Phantasie. Von dieser Phantasie ist auch Bismarcks Werk und Arbeit, Wesen und Ausdruck durchdrungen: von einer erhabenen Phantasie, die alles Weite und Große groß sieht und eine Welt überschaut, so wie sie ist, noch mehr, so wie er sie will mit schöpferischer Kraft; von einer plastischen Phantasie, die alle Dinge greifbar und einzeln sieht und sie doch nie vereinzelt und nie entlebendigt; von einer freien Phantasie, die stets der Korrektheit spottete, die alles neu und eigen sah und ihm selber das Recht zusprach, zu sein wie er war. Das alles war in ihm und näherte ihn der Künstlerart. Ein Zug des Impulsiven, des Triebhaften, des unbewußten Gefühls für das Richtige, der weibliche Zug von Intuition und Instinkt war in ihm, der in dem rechten Manne ist; und Anmut war in ihm, die sich im täglichen Leben vornehm und leicht darstellte, bestrickend selbstverständlich und liebenswürdig, wo er der Wirt, der Mensch sein durfte. Das alles ist aus Bismarcks Bilde, wenn man es lebendig erfassen will, unstreichbar und unwegdenkbar.

Aber — das bleibt die Summe — gebieterisch über allem blieben stets Wille und Verstand. Er war doch Staatsmann und nicht Künstler. Die Phantasie durchdrang sein Wollen, sie bildete es und diente ihm: aber seine Zwecke, natürlich, waren Willenszwecke überall, überall Kampf und Tat. Das Künstlerische war in ihm; es war in dem scharf Bewußten unbewußt, es war in dem scharf Absichtsvollen, in dem Meister des politischen Ringens, mit seiner Gewalt, seiner List und seiner furchtbaren Klugheit, absichtslos. Er wollte es

nicht besitzen; er zuckte über Friedrichs des Großen absichtsvoll ästhetische Bemühung, über seinen Stolz auf seine Dichtung, der ihm nach Eitelkeit schmeckte, ein wenig die Achseln. Dennoch durchzog es auch ihn, und es gießt den Hauch seines beseelten Lichtes und seiner eingeborenen Poesie über die schwere Arbeit, über die bittere Prosa von Bismarcks immer kämpfendem Dasein aus. Zu seinem Gesamtwesen gehört auch dies: es hängt mit den staatsmännischen Fähigkeiten im Wurzelboden seiner Persönlichkeit durch feine, feste Fäden zusammen; es macht mit ihnen zusammen erst den ganzen Reichtum seines Wesens aus. Und dieser Reichtum eines großen Menschen, der das Widersprechende lebendig in sich umspannt und vereint, bedeutet in sich selber für die geschichtliche Betrachtung, für die geschichtliche Erkenntnis und den geschichtlichen Genuß, und zugleich für die Wirkung solchen Menschenbildes auf Volk und Nachwelt, auch neben der sachlichen Lehre der Taten und der sachlichen Erbschaft der Leistung und des Werkes, einen eigenen, unmeßbaren und unausschöpfbaren Wert.

Bei Bismarck

am 14. März 1893

Ich bin, ein junger Berliner Privatdozent, den soeben sein erster akademischer Ruf in den Süden wegholte, im März 1893 bei Fürst Bismarck gewesen und habe, nach einer Menge möglichst genauer Notizen, die ich gleich während der Rückfahrt auf das Papier warf, bald nachher den Bericht so ausführlich und so zuverlässig niedergeschrieben, wie ich vermochte: allerdings lediglich „für mich und etwa die Meinigen". Die Gelegenheit dieser Sammlung und der Wunsch meiner Berater reizt mich dazu, ihn jetzt zu veröffentlichen: weil er, auch ohne daß er Besonderes zu vermelden wüßte, doch ein ehrliches und unentstelltes Spiegelbild gibt, und weil am Ende eine jede Schilderung aus der Nähe des Gewaltigen ihr Stückchen Wert hat. Alles ganz Subjektive, an Rückblicken und Ausblicken, das nur mich anging, habe ich getilgt: den persönlichen und den jugendlichen Hauch, wie er 1893 sein mußte, zu tilgen habe ich nicht gewünscht, auch wo ich heute dieses oder jenes vielleicht anders wissen und sagen würde. Die tatsächlichen Angaben lasse ich unberührt: gerade daß sie registrierend in das Kleinste hinuntersteigen und nicht für Dritte aufgesetzt worden sind, könnte ihnen heute ein Daseinsrecht verleihen. Einige Äußerungen Bismarcks — es sind ganz wenige — habe ich weggelassen; die Lücken sind durch Punkte angedeutet. Das Ganze hat, durch diese doppelte Verkürzung, vielleicht an seiner ursprünglichen Einheit eingebüßt: ich tröste mich mit der Erwägung, daß es von vornherein nichts sein wollte als die getreue Wiedergabe eines in sich ja doch nur zufälligen Fragments.

* * *

— Ich will die Erinnerung der zwei Stunden in raschen und einfachen Worten festhalten, der Stunden, in denen ich dem Größten unseres Volkes und Jahrhunderts lauschend und betrachtend gegenübersitzen durfte. Nur einen engen Ausschnitt aus diesem ungeheuren Leben habe ich da vor Augen gehabt — den alten Fürsten in körperlichem Leiden, ohne die Anregung, die ein wenigstens teilweise historischer Moment, wie etwa eine große Huldigung zur Geburtstagsfeier, Ansprache und Antwort vor großen Massen, mit sich bringen mag. Ich bilde mir nicht ein, ein

volles Bild gesehen zu haben. Aber es war doch Er und seine Umgebung; es war trotz allem die Art des Löwen in Wort, Geberde, Gedanke; es bleibt mir doch eine Illustration, die mir auch die früheren Zeiten des Mannes und seiner Geschichte helfen wird in mir lebendig zu machen — und vor allem, es war das Einzige, was ich von ihm gesehen habe; daß ich es doch gesehen habe, ist meine Freude und mein Stolz.

Wie hat mich dieser große Name mein bisheriges Leben hindurch allgegenwärtig begleitet!.... Niemals haben heranwachsende Historiker einen Lehrer gehabt wie wir. Die Größe der Persönlichkeit, die Wirkung des Einen und seines Willens, die Auseinandersetzung und das Bündnis zwischen Mann und Idee — politischer wie sozialer Idee —; die Art des staatsmännischen Wesens, des Realismus, der bis zur äußersten Härte geht und doch stets das Große wahrt und neu ergreift: welch ein Schlüssel für alle historische Anschauung, für alles Verständnis historischer Kräfte, für die Würdigung des wirklich Wirksamen, für die Überwindung der moralischen wie der politischen Redensart. Kraft, Macht, Tat — die hat er gepredigt, indem er Er selber war. Wenn wir an ihm nicht gelernt haben, so sind wir unheilbar. Der Bund zwischen den deutschen Historikern und Bismarck wird bestehen bleiben, ganz abgesehen davon, was er uns im Einzelnen gelehrt hat: erst seine Politik etwa hat uns ja den Merkantilismus wieder verständlich gemacht; denn Bismarck ist ein Staatsmann des Merkantilismus wie Colbert, Richelieu, Friedrich der Große.

Ich habe oft versucht ihn zu Gesicht zu bekommen, immer mit keinem oder geringem Erfolge. Einen halben Blick konnte ich auf ihn werfen, als er zu der großen Reichstagssitzung vom 6. Februar 1888 fuhr. Dann habe ich vor dem Schlosse gestanden, als der Gestürzte am 26. März 1890 seine letzte Fahrt zu Kaiser Wilhelm II. machte, durch die Scheiben des Wagens hindurch sah ich ein gewaltiges, trauriges Gesicht. Und am 6. August 1892 durfte ich zum ersten Male genau in seine Züge schauen. Er hielt auf dem Stettiner Bahnhofe zu Berlin, gesättigt von den Huldigungen seiner Triumphreise durch Deutschland; schon hatte er eine Stunde lang sich feiern lassen müssen, da endlich gelang es mir, die Postenkette der Schutzleute zu durchbrechen und vor dem Fenster seines Salonwagens einen Stand zu erobern. Der 77jährige war be-

reits, begreiflich genug, angestrengt und ermüdet; nur wenige Worte hörte ich ihn sprechen; aber ich meinte doch nichts Gewaltigeres in Natur oder Menschheit je gesehen zu haben als diese mächtigen Augen mit ihrem starken Blicke, den er manchmal nach oben kehrte: dann lag die ganze Wucht des historischen Ausdrucks in seiner Erscheinung.

Als ich jetzt von Berlin nach Freiburg berufen war, faßte ich nun doch den Mut, ihn wirklich und nahe aufzusuchen. Wie Viele dürfen ihn sehn! und ich ging ihn, d. h. er ging mich doch mehr an als die große Masse seiner Besucher. Nur aus ängstlicher Trägheit hätte ich den Versuch unterlassen. Ich schrieb ihm und trug ihm, als Historiker, der jetzt berufen sei, Seine Geschichte zu lehren, die Bitte um eine Audienz vor. Sie wurde, durch einen Brief Chrysanders, bewilligt, und auf den 14. März 1893 meldete ich mich, halb in Sorgen und halb in Freuden dem an, der für mich unter den Lebenden der Höchste ist.

Ich war auf den Mittag um 12 Uhr bestellt worden; am 14. März früh fuhr ich von Hamburg nach Friedrichsruh. Es war ein bedeckter Tag des beginnenden Frühlings. Die Bahn zieht, nachdem sie die Vororte Hamburgs durchschnitten, schließlich in den Sachsenwald ein. Nahe am Bahnhofe liegt das Schloß. Eine wellige Gegend, anmutig gegliedert. Schloß und Dörfchen liegen in einer Senkung, deren Grund ein Wasser füllt; gerade im Park des Fürsten erweitert es sich teichartig und schlängelt sich dann freundlich gegen Norden fort. Das Schloß, von abschließender Mauer umgeben, ist geräumig aber einfach, fast schmucklos; schön muß der Garten sein; seine hohen Bäume habe ich von den Straßen her bewundert. Mir blieb eine Stunde freier Zeit. Ich nutzte sie, um mich selber zu sammeln, um in die Stimmung der Landschaft einzudringen, deren lebendige Seele Otto von Bismarck bleiben wird. Eine Art Nebel lag über den Bäumen des Forstes; er muß, wenn alles erst grünt, wunderschön sein; jetzt, halb verhüllt, verschleiert wie er war, atmete er mir eine melancholische Größe. Im Wartesaal des Bahnhofes machte ich mich zurecht; inzwischen wurde die Feuchtigkeit zum eigentlichen Regen, unter dem Schirme trat ich, klopfenden Herzens, um 12 Uhr meine Wanderung an. Nach einigem Warten ließ der Pförtner mich zu, Dr. Chrysander führte mich in das Herrenhaus, ich wurde in ein

Zimmer des oberen Stockes geleitet, von Chrysander instruiert, daß ich zum Frühstück gezogen werden würde — „anders wird hier nicht empfangen" — und wann ich zu gehen hätte. Nur ein Gast sei noch anwesend, Hugo Jacobi von der Allgemeinen Zeitung. Er selber, Chrysander, enthüllte sich mir als den Vertreter Schweningers; er ist also ärztlicher Aufseher und zugleich Privatsekretär des Fürsten, ein schlanker junger Hamburger von intelligentem und taktvollem Wesen, der sich bei Tische, etwa wie ein Hauslehrer in einer vornehmen Familie, bescheiden und klug zurückhielt. Das Zimmer, in dem ich wartete, war einfach ausgestattet; buntbezogene Möbel, in der Ecke hinter spanischer Wand ein Bett, in der Mitte ein stattlicher Schreibtisch, an den Wänden die Porträts verschiedener Staatsmänner des vergangenen Geschlechts mit eigenhändigen Unterschriften. Aus dem Fenster blickte ich in den Park. Bald sah ich den Fürsten kommen, in langem schließendem Rocke, eine Art Jägerkappe auf dem Kopfe, in der Hand den Stock, neben ihm die beiden großen Hunde; die Erscheinung fest und hoch. Der weiße Schnurrbart leuchtete mir herauf; einmal hob er wandernd die Augen, als wolle er die Fenster des Schlosses mustern.

Nicht lange, so rief mich Chrysander ab. Die Herrschaften säßen bereits bei Tische. Er bedeutete mich, zum Fürsten heranzutreten. In einem langen großen Eßsaale, der wenig Möbel birgt, war der längliche Tisch gedeckt. Der Fürst saß oben quervor, zu seiner Linken saß Jacobi, zu dessen Linken die Fürstin; rechts von Bismarck war mein Stuhl, rechts von mir folgte Chrysander. Ich trat auf den Fürsten zu, er stand auf, sprach seine Freude über den Besuch, ich meinen Dank aus; dann begann das Frühstück. Mehrere kalte Fleischsorten wurden der Reihe nach von zwei Dienern aufgetragen, es folgte gebratener Bückling nebst Spiegeleiern, ein Gericht, dessen Schwere dem fürstlichen Paare mehrere bedenkliche Bemerkungen entlockte; zuletzt Koteletten, dann Käse. Man trank echtes Bier aus Flaschen, und Bismarck selber trank nur dieses — etwa vier Weingläser während der Mahlzeit; uns ließ er noch Wein auftragen, der in alten Champagnerflaschen abgezogen war; sein Stolz war ein wundervoller alter Korn, der im Steinkruge erschien und von dem er einige Likörgläschen leerte. Er widmete sich dem Essen mit unzweifelhaftem Eifer; fast von

allen Gerichten nahm er mehrere Male; er rief nach den Dienern: von jenem Essen wolle er noch. Einmal stand er auf und ging unwirsch zur Türe, die Fürstin sah ihm etwas ängstlich nach; er öffnete die Tür und rief nach den Dienern: „Ist denn niemand da?“ Seine Gemahlin entschuldigte: sie habe den einen Diener zur Post geschickt. Er: „aber doch nicht, solange wir hier sitzen, Kind!“

Man spürte so wohl einmal, daß er zu befehlen gewohnt ist und nicht immer bequem sein mag. Übrigens war es hauptsächlich diese starke Beschäftigung mit dem Essen — er kritisierte wohl auch diesen und jenen Gang —, in der die 78 Jahre hervorzutreten schienen. Solange er aß, kam eine eigentlich dialogische Unterhaltung nicht recht zustande. Nicht daß er lediglich geschwiegen hätte — ich gebe nachher die Monologe wieder, die er hielt; wohl regte auch Jacobi gelegentlich einen Gegenstand an und der Fürst sprach dann, einige Male mit Feuer, darüber; auch wie ihn gegen Ende der Mahlzeit die Zeitungen beschäftigten, erwähne ich noch. Aber ein regelrechtes Gespräch war es nicht; wir beiden Gäste hatten mehr zu essen, zu hören und zu schweigen, das fürstliche Paar, er insbesondere, besorgte die Unterhaltung, soweit eine solche gewünscht wurde. Wir durften schweigen. Und während mir diese — nicht immer so ganz behagliche — Ruhe gewährt wurde, habe ich beobachtet, soviel ich vermochte.

Die Erscheinung Bismarcks, so wie er zu Friedrichsruh, im Kreise der Seinen aussieht, ist durch eine Menge von Photographien, ist insbesondere durch Allers' genrehafte und äußerliche Zeichnungen allbekannt. Wie er bei Allers auftritt, so sah ich ihn. Die hohe Gestalt in einfachem hochhinaufreichendem Rocke, um den Hals das weiße Tuch. Er hatte eine Venenentzündung hinter sich und schien das eine Bein ein wenig steif nachzuschleppen. Die ganze Erscheinung war vornehm, und eher schlank, denke ich. Auffallend war mir trotz aller Vorbereitung die verhältnismäßige Kleinheit des Kopfes. Ich konnte den Schädel in seiner wundervoll feinen und kräftigen Linie lange und genau betrachten. Da ich rechts von ihm saß, hatte ich ihn oft im rechten Dreiviertelprofil vor mir; in dieser Ansicht erschien der Schädel selber nicht allzu mächtig. Übrigens hatte ich den Eindruck, als sei diese rechte Gesichtsseite die noch am mindesten günstige. Von vorn oder von

links her war das Gesicht, war besonders der Augenausdruck unzweifelhaft gewaltiger. Die Spuren des Alters verleugnet das Antlitz nicht. Es ist viel Verwitterung und, im Vergleiche mit dem früheren, hier und da einige Erschlaffung in den Zügen. Dabei sind sie auch heute noch monumentaler als wohl irgendein anderes Menschenantlitz. Ich habe nicht nötig, sie im einzelnen zu beschreiben. Es mag sein, daß der große historische Zug in dieses Gesicht erst ganz hineintritt, wenn irgendeine stärkere Bewegung den Fürsten aus dem, was bei ihm alltäglich ist, hinaushebt. Damals auf dem Bahnhofe zu Berlin wirkten die Augen machtvoller auf mich. Freilich, auch in Friedrichsruh zeigten sie ihre volle Gewalt, wenn er sie einmal nach oben kehrte; es ist dann etwas schwer Auszusprechendes darin, das Löwenhafte, Übermenschliche. Anfangs, solange er aß, hingen die Augen mit einem glänzenden, aber ziellosen Blicke zwischen den Lidern; auf einigen Zeichnungen Anton von Werners aus der Zeit von 1878 habe ich diesen eigentümlichen Glanz, der etwas Schwimmendes hat, bemerkt. Mit Worten ist das schwierig zu bezeichnen; mir kam der Ausdruck, er ließe die Augen hängen. Sie nahmen einen aktiveren Inhalt an, sobald er zur Unterhaltung kam; da belebten sie sich, manchmal wandte er sie voll auf den, mit dem er sprach — dann hatte man das Gefühl der Überwältigung. Daß es gebieterische Augen eines Herrschers sind, weiß jeder, der seine Bilder kennt. Auf einigen seiner Gemälde hat Lenbach ihren historischen Charakter ausgedrückt, am genialsten wohl auf dem ältesten in der Nationalgalerie, und etwa auf dem anderen, wo Bismarck im breiten Schlapphute, auf dem Stuhle sitzend, dem Beschauer gerade in die Augen blickt und ihn durch und durch sieht wie Glas. An jenem Dienstag war der Ausdruck im ganzen ernst und trüb, fast ein wenig matt; mehrmals sah er so zu mir herüber wie auf dem Bilde, das er mir nachher geschenkt hat: fast mit derselben Wendung des — freilich unbedeckten — Kopfes und der Augen. So, wie die Photographie (von Bockmann-Straßburg 1890) ihn festhält, bleibt er mir in der Seele. Aufgefallen ist mir, daß in den Momenten, in denen er weniger intensiv blickt, in denen er vor sich hinschaut und keinem besonders sich zuwendet, das getrübte Weiß und die blaugraue, gewaltige Pupille der Augen beinahe ineinander zu verschwimmen scheinen. Unter den Bildern, die ich

habe, gibt dies eine Photographie von Löscher und Petsch am anschaulichsten wieder: sie ist 1885 aufgenommen und stellt ihn von rechts im Halbprofil dar, in der Uniform. Gerade in dieser Einheit des ganzen Auges mag ein Teil des Löwenhaften seines Eindruckes begründet sein; eben dieser Zug kommt am stärksten zur Wirkung, wenn er nach oben blickt.

Den Augen Bismarcks hat Lenbach, selbst wenn es wahr sein wird, daß er sie einigermaßen stilisiert hat, doch ihr Recht gegeben: er hält sie monumental fest, wie der Fürst, als Ganzer, blickte. Seine Hand hat er, wie mir nachher die Fürstin klagend wiederholte, nicht zu ihrem Rechte gebracht. „Und mein Mann hat eine so schöne Hand." Sie schien mir ebenso fein wie stark. Nähere Beobachtungen zu machen hat mir die Zeit oder der Blick gefehlt. Die Farbe des Gesichtes sah rosig und gesund aus.

Unendlich schwer ist wieder die Stimme Bismarcks zu beschreiben. Nachlässig, wie ein ostdeutscher Gutsbesitzer, der einmal Militär gewesen — so spricht er; viel gesagt ist damit freilich nicht. Ich hatte oft den Reichstagsredner Bismarck schildern hören. Genau so sprach er bei Tische. Das Organ etwas belegt, eher hoch als tief im Klange; tiefer und dunkler klang es, als er einmal ernst und warm zu mir vom alten Kaiser redete: gleichzeitig richtete er die Augen voll und durchdringend auf mich. Was er sagte, war fast immer wundervolles Deutsch; eine Fülle von Pointen; man könnte sagen, eine ganze Anzahl von Sätzen war so, daß sie unmittelbar telegraphiert werden konnten. Er prägte alles sauber und blinkend aus. Aber dabei kein Hauch von ästhetischer Mühe, von Absicht, von Koketterie. Denn in der denkbar nachlässigsten, ja unschönsten Form kommen diese klassischen Sätze zutage: hervorgestoßen und zerhackt. Selten einmal eine ganze Phrase im Zusammenhang; ich erinnere mich, wie er einmal auf eine fragende Äußerung seiner Frau in außerordentlicher Schnelligkeit hell die Worte herausstieß: „das wäre ja schon beinah Majestätsbeleidigung." So viel aber gab er selten mit einem Atem heraus; zwischen den Worten ein mühsames Atmen, ein Ringen wie mit aufsteigenden Gasen, und zwar schon beim ersten Beginne des Essens; er sucht nach Luft; weniger nach Worten — die kommen von selber, aber wie unter physischer Not und ganz offenbar ohne daß er sie feilt und spitzt. Ich kann es

mir jetzt erklärlich vorstellen, wie er auf der Rednerbühne geächzt und gearbeitet hat, wie die Stimme leise und reizlos blieb, wie sich dann aber plötzlich ein blitzendes Wort loslöste und in die Versammlung zündend und erschütternd einschlug.

Während der Mahlzeit, wie gesagt, überwogen die Monologe des Wirtes. Am Tage vorher war heller Sonnenschein gewesen, heute war es nicht kalt, aber neblig. Fürst Bismarck war sich nicht zu gut, um zuerst von diesen Verhältnissen zu plaudern, die ihn, den Landbewohner, am nächsten berührten. Er fürchte, die Frühlingsmeldung sei recht trügerisch gewesen. Er empfinde ein unkontrollierbares sommerliches Gefühl. Er meinte, der kalte Wildbraten, den er da eben gegessen, habe ihm unbewußt die Erinnerung an den Sommer in die Nerven gebracht. Und draußen habe ein Hahn so gekräht, wie es sonst die jungen Hähne erst im Sommer täten — es müsse ihn wer um Weihnachten schon haben ausbrüten lassen. Nun sei der Eindruck da: wer vermöge die Art zu verfolgen, wie ein Gefühl, eine Erinnerung plötzlich in uns angeregt werden? „Der in unserer Haut" habe seine Art zu fühlen, in dem Telegraphensysteme seiner Nerven, „die sich der Stephanschen Kontrolle des Kopfes und Willens oft durchaus entzieht." Wie vieles wissen wir und wissen die Ärzte überhaupt? wenn sie den Toten sezieren, so sehen sie Einiges — Einiges nur, wie Dr. Chrysander zugeben mußte: vorher erkennen sie doch nur, was sie aufschneiden und sehen können. Und angenehm ist das eben auch nicht: „das schönste Mädchen, angeschnitten, hört auf schön zu sein". Jedes Bluten bereits ist häßlich.

Jacobi erzählte von der überschwemmten Landschaft, durch die man gefahren sei; wir knüpften über die Wandlungen, die sich auf diesem Boden (dem Rhinluch) vollzogen haben, einige Bemerkungen an. Auf einen Hinweis, wie sich Fehrbellin und sein Schlachtfeld verändert habe, ging der Fürst nicht ein, aber er erzählte aus seiner eigenen Erinnerung. „Ja, wie sich so Gegenden verändern, so daß sie unerkennbar werden." Als jüngerer Mann — ich glaube, zur Zeit seiner Deichhauptmannschaft — sei er zu einem alten Landmann gerufen worden, der, seit längerem krank, jetzt dem Tode entgegengegangen sei. Der habe ihm gebeichtet, wie er anno 1806 mit einigen Kameraden auf dem eiligen Rückzuge die Kasse seines Regimentes zu geleiten gehabt

habe; hinter Burg seien ihnen die Franzosen allzu nahe gekommen und sie hätten die Kasse, die eine stattliche Summe enthalten, vergraben. Er habe, als der einzig Überlebende, die Sache nicht angezeigt, er habe immer den Hintergedanken gehabt, sich einmal das Geld wiederzuholen und es zu behalten. Nun sterbe er und wolle zuvor sein Gewissen erleichtert haben. Er beschrieb genau die Lage der Stelle. Bismarck gab dem Kriegsministerium Nachricht, alle Versuche wurden angestellt, aber alle blieben vergeblich, die Gegend, wie sie vor den wenigen Jahrzehnten gewesen war, ließ sich nicht mehr feststellen. —

Die Mehrzahl der Gespräche war indes politisch. Einige Zeitungsnachrichten warf Jacobi auf den Tisch; Bismarck griff sie sofort auf. Miquel und Berlepsch sollten den russischen Handelsvertrag zum Scheitern gebracht haben. „Da hätten sie endlich einmal etwas Verständiges getan", fuhr der Fürst heraus. Das Verhältnis zu Rußland freundlich zu halten, habe er ja immer empfohlen, „übrigens halte ich das nicht für schwierig"; allein Handelsvertrag? „Mir hat noch niemals selbst mein bester Freund die Zumutung gestellt, auf meine Güter zu seinen Gunsten eine Passivrente eintragen zu lassen: genau das aber haben wir Österreich bewilligt." Bewilligt ohne Not und ohne Geschick! Die Österreicher haben gut unterhandelt; sie haben auf Artikel, in denen wir aus natürlichen Gründen nie mit ihnen in ihrem eigenen Lande konkurrieren können, hohe Zölle verlangt und sich diese mühselig herunterhandeln lassen; für solchen Scheinpreis haben sie uns gefangen. Wir sind eben ganz schlecht vertreten gewesen. Wir haben gedrängt, anstatt abzuwarten.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort
nicht! — dies fügte Bismarck mit starker Betonung hinzu und zitierte dann die Verse bis ans Ende, „so steht es ja wohl bei Goethe oder bei Schiller und trifft auch für politische Verhandlungen zu":

Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Vollends unmöglich sei nun der russische Handelsvertrag. „Vier Fuß hoch kann ich springen, hat mir ein oberschlesischer Industrieller gesagt; jetzt sind die russischen Schranken zwölf Fuß hoch; bringt man sie durch Konzessionen auf zehn, was hilft mir's?"

Etwas anderes brachte die Fürstin in Gang.

Ich habe von ihr den Eindruck vollkommener Weiblichkeit gehabt. Eine vornehme alte Dame, von jener Vornehmheit, die die Herzen löst, einfach, schlicht, freundlich, warmherzig; das Verhältnis zu ihrem großen Gatten warm und tief, ganz echt. Einfache Kleidung; ein treffendes weibliches Urteil, das unwillkürlich die Dinge unter Einem Gesichtspunkte, scharf und deutlich, sieht. Sie lebt ganz in ihrem Manne; natürlich auch in ganz politischer Luft. Aber sie bezieht alle Politika frauenhaft auf das Persönliche, den Eindruck blaustrümpfiger Besserwisserei und Kannegießerei gab ihr Politisieren nie; die Frage ist ihr stets: wie verhalten sich die Dinge zu Bismarck? „Bismarck" — so sprach sie, wenn sie in seiner Gegenwart zu uns über ihn redete, von ihm; wohl auch einmal „mein Mann"; als er nachher las, zog sie ihn durch eine Frage, die sie mit einem „Ottochen" einleitete, wieder in das Gespräch. Nun, gleich Anfangs, als das Gespräch noch an Dickflüssigkeit litt, rührte sie mancherlei an. Sie fragte einmal nach dem Bimetallismus. „Gibt es den immer noch? und betreibt Mirbach ihn immer noch?" Der habe einmal versucht, ihr, „damit ich Bismarck dafür stimmte", die Verwerflichkeit der Goldwährung und die Notwendigkeit des Überganges klarzumachen; es sei ihm aber nicht gelungen, ihr diese Mysterien aufzuhellen. „Ich hätte nichts gegen die Doppelwährung," warf Bismarck ein, „wenn sie nur innerhalb der Welt durchführbar wäre."... Anderes, was die Fürstin anregte, traf ihn direkter. Etwas naiv meinte sie, die Militärvorlage sei ja wohl gefallen. „Das ist verfrüht", sagte er kurz. An Reichstagsauflösung glaube er nicht. Sie erzählte, wie die neuliche Anführung des Bismarckwortes „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt" in der letzten Rede Kaiser Wilhelms II. auch in Hamburg die Vermutung angeregt habe, das bedeute eine Annäherung des Kaisers und des Altkanzlers. „Die Leute waren ganz aufgeregt; ich habe sie gehörig beruhigt." Der Fürst leugnete denn auch jede absichtliche Beziehung des Kaisers auf sein Wort, als Bismarckwort, rundweg ab. Jacobi und ich

hielten für wahrscheinlich, daß der Kaiser die Herkunft des Wortes kennen müsse, das er selber einst im Reichstage mitgehört habe, das auf hundert Bildnissen Bismarcks abgedruckt worden sei. „Eben, antwortete Bismarck, es ist hundertmal abgedruckt worden. Es ist zur Redensart geworden"...

Eins noch füge ich hier an. Ich weiß nicht mehr, wie die Rede auf Waterloo kam. „Belle-Alliance!" sagte der Fürst. „Das ist so recht deutsch. Die Engländer schämen sich der Gemeinschaftlichkeit des Kampfes, reden nie von unserer Beihilfe, die doch entschied; ihnen ist es eine üble Alliance. Sie sagen Waterloo. Die würdelose Kriecherei der Deutschen muß natürlich das Gegenteil tun. Mich empört es jedesmal, diesen Schlachtennamen zu hören." (So ungefähr.)

Nach dem Ende des eigentlichen Mahles brachte Chrysander dem Fürsten einige Zeitungen und Briefe. Er las die Briefe, die Familienanzeigen enthielten. Einmal eine Verlobung; dann die Anzeige vom Tode des alten Kabinettsrates Wilhelms I., von Wilmowski. Bismarck empfindet sich als Mitglied des preußischen Adels. Die ganze Liste der Verwandten las er seiner Frau vor, auf diesem und jenem Namen länger verweilend. Der Bruder Wilmowskis, Geh. Justizrat, war darunter. Er sei vor langen Jahren sein Anwalt in Schlawe gewesen; die Fürstin meinte, Bismarck sei immer mit ihm zufrieden gewesen; Bismarck wollte das nicht ganz zugeben. „Er war ganz gut, aber er hatte den Fehler allzu großen Bedürfnisses nach Popularität. Und dem gab er in meinen Prozessen auf meine Kosten gern nach: er ließ mich da gern le bon prince spielen."

Besucher meldeten sich, Verwandte offenbar, telegraphisch an; er las das Telegramm vor und ließ seine Frau den Absender erraten; die Antwortdepesche wurde sofort Chrysander aufgetragen; aber er solle die Tage in Ziffern hinzufügen, sonst gebe es Konfusion. Besucher haben sie, so erzählte mir später die Fürstin, der Regel nach alle Tage. Bismarck selber plauderte bei dieser Gelegenheit von Leuten, die jüngst dagewesen seien, einer Frau mit erwachsener Tochter, die Mutter noch so jugendlich, daß sie die böse populäre Anschauung von den notwendigen Eigenschaften einer Schwiegermutter ganz Lügen gestraft habe; er hatte ihr das auch gesagt. Der junge Hansemann war sein Gast gewesen, „ein

netter Mann, für einen jungen Finanzmann anerkennenswert bescheiden"; und er fügte sympathische Einzelangaben hinzu.

Auf eine Weile verschwand er dann hinter den Zeitungen. „Panama". Und das gemurmelte Epigramm: „solange die Franzosen nun schon ihre schmutzige Wäsche waschen, ein Paar Unterhosen, die sie vergessen hatten, hängen doch immer noch unten dran."

Am Kopfe der Zeitung erschien der Name des Abgeordneten Scipio, der im Reichstag soeben gesprochen hatte. Bismarck suchte — ein wenig zu meinem Erstaunen; aber in Einzelpersonalien und auch sonst in diesem und jenem mag sein Riesengedächtnis doch manchmal zu weichen anfangen. „Scipio? Africanus? Woher ist der?" Jacobi und ich wußten Rat: Nationalliberaler aus Mannheim. Und die Fürstin: er ist der Schwiegersohn des alten Jordan. Ich: des Dichters? Sie: nein, er war auch Abgeordneter, Industrieller jawohl. Bismarck: „Das war der Besitzer des dicken Bauches, in dem die Blindsche Kugel [von dem 1866er Attentate] verloren gegangen ist." Die Fürstin summt [aus dem Kladderadatsch] vor sich hin:

Wenn du, lieber Unruh-Bomst,
Wieder zum Reichskanzler kommst...;

und erzählt, wie Unruh-Bomst mit dem Blindschen Revolver („es war ein ganz kleiner Taschenrevolver", fällt der Fürst ein) gespielt habe; der habe sich entladen und alles Suchen nach der Kugel sei ergebnislos geblieben. „Es ist einfach undenkbar, daß sie wo anders geblieben ist," versicherte er. „Wenn man den alten Jordan nach seinem Tode seziert hätte, so hätte man in seinem Bauche, dick von Fett umwachsen, die Kugel gefunden. War übrigens ein liebenswürdiger Mann, der alte Jordan."

Nun wurde der Reichskanzler unsichtbar, er durchblätterte die Zeitungen, seine Gemahlin beschäftigte uns, bis sie dann mit jenem „Ottochen, weißt du nicht mehr..." den alten Herrn wieder in die Unterhaltung hineinzog. Und von da ab blieb er darin.

Inzwischen war die Tafel geräumt; die Getränke blieben, wenn ich nicht irre; die Zigarren waren gebracht worden. Da ich mich als Nichtraucher bekannte, bekam ich einen geringschätzigen Blick und ein etwas spitzes „Schade". „Ich arbeite noch immer für das Tabaksmonopol fort," fügte er bei. Und nun erst brach die rechte Unterhaltung an. Es erschien die berühmte, lange, wohl meter-

lange Pfeife mit ihrem Untersatze — schon vorher waren, mit den Zeitungen, die Riesenbleistifte sichtbar geworden. Jetzt lehnte sich Bismarck behaglich in seinem Lehnstuhl zurück — übrigens auf dem gleichen Platze, wo bisher getafelt war; die lange Pfeife hing zum Boden nieder, er rauchte mit vollem Eifer; zwischen ihm und mir die beiden großen Hunde, denen er vorher die Knochen zweier Karbonaden ins Maul gesteckt und die auch mir eine wohlwollende schnuppernde Aufmerksamkeit geweiht hatten; mein Weißbrot war dem herablassenden Appetit eines dieser Giganten zum Opfer gefallen.

Der Fürst rückte sich zurecht und eröffnete jetzt, es mochte halb zwei Uhr geworden sein, das regelmäßige Gespräch als Wirt. Hatte bisher Jacobie „seinem Throne nähergestanden", wie es im Don Carlos heißt, so kam nun fast ausschließlich ich an die Reihe. Eine Frage nach Freiburg, einiges Plaudern über die Verhältnisse, zumal die Stellung zu den Ultramontanen; er wies auf Wessenberg hin, der, wie er meinte, zu Freiburg in seiner, Bismarcks Jugend, Bischof gewesen sei, „einer von den toleranten Katholiken, die seitdem ausgestorben sind". Die Blüte der Universität wurde erwähnt; Jacobi warf ein, daß Freiburg durch Straßburgs Nähe gewachsen sei, anstatt des Gegenteils. Bismarck äußerte, die Universität Straßburg sei nach 71 als unvermeidliches und hoffnungsvolles Germanisierungsmittel allgemein gefordert worden; gewirkt habe sie wohl kaum. Ich verteidigte sie, berichtete von den neuen Fortschritten im Reichslande, der Bildung deutscher Parteigruppen, die Altdeutsche und Elsässer umfassen. Er: „ja, geschadet hat der Germanisierung vor allem die Politik Manteuffels." Ich war erstaunt; daß er das wußte, war mir klar; wieweit er es anerkennen würde, weniger. „Manteuffel hatte in Schleswig seine Sache sehr gut gemacht; er war ein kluger Mensch, ich hatte Besseres im Elsaß von ihm erwartet." Aber die Hingabe an die Notabeln habe ihn ruiniert. Auch den Trierer Bischof Korum habe Manteuffel ihm empfohlen, als staatsfreundlich. „Daraufhin riet ich dem Könige, ihn zu nehmen." Der Mißerfolg sei alsbald nachgekommen. Wir sprachen von Studemunds Tätigkeit dabei, Bismarck erinnerte sich seiner nicht. Ich war so kühn, das Verbot des Bismarckfackelzuges durch Manteuffel (1. April 1885) zu berühren; auch davon wußte Bismarck nichts. Er er-

klärte es alsdann aus Manteuffels starkem Formalismus, der ihm nichts habe bewilligen mögen, was er (wie Jacobi erzählte) gekrönten Häuptern gegenüber nicht in Anwendung gefunden habe. Ich war angenehm davon berührt, Bismarck persönlich ruhig, ohne Rivalität oder gar Feindseligkeit, von dem Marschall reden zu hören; eher sprach er mit einem gewissen, etwas ironischen Wohlwollen — aber freilich mit durchdringender kritischer Schärfe des sachlichen Urteils, als Einer, der hoch auf den Staatsmann Manteuffel herniedersieht. Daß Manteuffel als Staatsmann sein lebenlang Romantiker geblieben sei, gab er mir rückhaltlos zu, und er selber fügte einige ganz Bismarckische Beobachtungen von springender Lebendigkeit hinzu. „Manteuffel, sagte er, posierte immer, vor sich und anderen." Als er 1866 Frankfurt bändigen sollte, ersah er sich sogleich seinen Theatereffekt, er ließ sich den Bart spitz schneiden, auf daß er aussehe wie ein Eroberer des 30jährigen Krieges, wie Tilly und Wallenstein zusammengenommen. Und als die Fürstin eine lächelnde Bemerkung ähnlichen Inhalts über „den Edwin Manteuffel" hinzugesetzt hatte, ging der Fürst auf dessen Jugend zurück. Manteuffel war junger Garde-Kavallerieoffizier, der einzige unter all seinen Kameraden, der überall zu finden war; dabei hatte er nicht mehr als zehn Taler monatliche Zulage, und das war schon damals nicht viel. Trotzdem fehlte er in keiner politischen Gesellschaft in den Hofkreisen; die Vormittage saß er bei vornehmen älteren Damen. Auf jedem Souper erschien er mit tadellos reinen Lackstiefeln, und doch hatte er nicht die Mittel, sich eine Droschke zu nehmen. Wie er das gemacht hat, dahinter kam niemand. „Er war damals sehr sparsam." Ich fragte: „Nun, die Sparsamkeit hat er sich später ja wohl gründlich abgewöhnt?" „Ja, als Gouverneur von Schleswig hat er bereits mehr verbraucht als alle acht altpreußischen Oberpräsidien zusammen." Und der Fürst schloß den Bemerkungen über Manteuffel den klassischen Satz an: „Die Eitelkeit ist eine Hypothek, die auf den Fähigkeiten eines Menschen ruht; man muß sie erst wegnehmen, um zu sehen, wieviel wirkliches inneres Kapital vorhanden ist."

Nachher wandte er sich an mich, mit der offenbaren Absicht, dem Historiker noch etwas Ganzes auf den Weg zu geben. „Die Hauptaufgabe war, das preußische Heer in den Dienst der [deutschen] Politik zu stellen. Ohne diese Macht war sie schlechterdings

aussichtslos. Wer mir dabei am schwersten zu gewinnen war, war der König. Er war unendlich schwer zu bewegen. Er war preußischer Partikularist durch und durch. Mit welchen Mühen und Listen [so etwa] hat man ihm noch 1871 die Kaiserkrone aufzwingen müssen." Ich erzählte von dem Witzworte Constantin Rößlers an Sybel, der Titel seines Werkes zeige einen Druckfehler, statt „durch" müsse es heißen: die Begründung des Deutschen Reiches trotz Wilhelm I. Bismarck fragte nach dem Urheber des Wortes; dann setzte er doch — ich hatte es fast erwartet — dieser etwas kecken Umschreibung seiner eigenen früheren Angabe, in tieferen Tönen, indem er mich ansah, die Einschränkung hinzu: „der alte Herr war schwer zu etwas zu bringen, aber wenn man ihn gewonnen hatte, so hielt er auch an dem Entschlusse fest. Er war treu, gerade, de relation sure. Man konnte ganz auf ihn bauen." Die Worte klangen warm und ernst und beziehungsreich. Dann fuhr er fort: „Keine auswärtige Gegnerschaft hat mich so viel Anstrengung gekostet, wie die Diplomatie gegen unsern eigenen Hof. Insbesondere hat die Kaiserin Augusta jeder meiner Maßregeln den gleichen zähen Widerstand entgegengesetzt, der sehr schlimm war." „Erstaunlich, bemerkte ich dazu, da ihr Verhältnis zu ihrem Gemahl doch wohl keineswegs eigentlich herzlich war?" Bismarck richtete sich auf: „Nun, sagen wir: Gewöhnung. Die vermochte über den alten Kaiser Außerordentliches. Er war an sie gewöhnt und wollte keine Unruhe um sich haben. So war es ja überhaupt bei ihm." —

Schon seit einer Weile saß der Fürst, die Hand gegen den rechten Backenknochen gepreßt. Das Gesicht hatte sich stärker gerötet, man merkte, daß er litt. Jetzt klagte er offen über die schmerzhafte Neuralgie, die auch Schweninger nicht beseitigt habe und die wohl unheilbar sein werde. Und auf seinen politisch-historischen Gegenstand zurücklenkend: „ich habe ja auch in meinem Leben sehr viele Wechsel auf meine Gesundheit ziehen müssen. Was dabei das Aufreibendste ist, das ist nicht die Arbeit, sondern das stete Risiko, das man auf sich nehmen muß. Bei allen großen politischen Entscheidungen spielt man doch schließlich ein unberechenbares Spiel; da heißt es: Schrift oder Kopf. Das ist unvermeidlich."

Da hatte ich nun Aussagen allgemeinen Inhalts die Fülle. Es ist nichts darunter, das man nicht schon anderwärts einmal aus

Bismarcks Munde ähnlich gehört hätte — aber wie anders, es so persönlich und so in der originalsten Form zu vernehmen. Noch erinnere ich mich einer gelegentlichen politischen Anmerkung. Fürst Ferdinand von Bulgarien hatte sich eben verlobt; Bismarck wünschte ihm mit einigem Spotte Glück, daß er nun endlich, nach zahllosen Werbungen, eine Braut gefunden habe. Indes fügte er doch gleich bei, wie sehr er die bulgarische Politik Ferdinands und zumal Stambuloffs achte, der ein energischer und kluger Mann sei. Und auch Ferdinand sei doch geschickt — wenngleich seine kluge Mutter ihm wichtig sein möge; es sei merkwürdig, wie sich dieser Prinz unter den Halbwilden halte, für die seine Persönlichkeit so wenig gemacht sei: „denn was der Battenberger vom Leutnant zu viel hatte, das hat der Koburger doch eigentlich zu wenig davon."

Ich hatte pflichtschuldig, nach Chrysanders Andeutungen, mich gerüstet, um 2 Uhr 25 nach Hamburg zurückzufahren; der Fürst überraschte mich, wie ich nach der Uhr sah: „Haben Sie schon Eisenbahnfieber?" Wie gern ich noch geblieben wäre, durfte ich nicht sagen. Es wurde mir mitgeteilt, daß mit dem von mir angegebenen Zuge auch Ihre Durchlaucht fahren wolle; der Wagen werde angespannt werden.

So plauderten wir, während die Wirtin sich zurechtmachte, am Frühstückstische weiter. Die Nähe des Gewaltigen hatte zuerst doch ein wenig auf mir gelastet, einige Scheu ist da ja wohl allzu begreiflich; mehr und mehr wuchs mir inzwischen das Gefühl, daß ich bald ohne Sorge eine Woche lang würde mit ihm reden können. Sein eigenes Wesen, stark und groß, aber einfach, ungesucht, in jedem Augenblicke führend, aber zugleich den Anderen anregend und heranziehend, wirkt befreiend und ermutigend.

Der Wagen wurde gemeldet. Wir standen auf, der Fürst gab mir zum zweitenmal unter freundlichen, dieses Mal eingehenderen Worten die Hand. Er freue sich meines Besuches und danke mir dafür, sagte er höflich. „Sie gehen jetzt in den Süden, aber ich hoffe, wir werden uns noch wieder begegnen." Auf diese Freundlichkeit ging mir das Herz im Danke über; ich sagte ihm warm, wie unendlich ich ihm diese Aufnahme dankte — nachdem ich seit Jahren oft, aber immer vergeblich, Ihn zu sehen mich bemüht hätte. Er geleitete mich bis an die Tür des Saales; vornehm und

ritterlich war mir dieser letzte Eindruck der hohen Gestalt, die sich liebenswürdig zur Entlassung des Gastes herabneigte.

Dann, mit Chrysander, zum Wagen, und an der Seite der Fürstin, die mir sorglich die Decke über die Knie breitete, zum nahen Bahnhof. Jacobi blieb beim Fürsten: sie werden Leitartikel für die Allgemeine Zeitung beraten haben. Ich glaubte, den Friedrichsruher Reichtum nun sicher in den Truhen des Erlebten zu haben. Er sollte noch eine ungeahnte Vermehrung erfahren. Am Bahnhof hatte ich mich von der Fürstin, da sie erster Klasse fuhr, verabschiedet, war rasch in mein Abteil zweiter geklettert, dann ging der Zug los und ich holte die Brieftasche heraus, um mit eiligem Bleistift die Gespräche der vergangenen zwei Stunden in kurzen Stichworten zu notieren. Doch schon auf der nächsten Station wurde ich abberufen: „Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin lassen bitten." Und da habe ich dann noch reichliche 30 Minuten höchst anmutig und erquicklich mit der Lebensgefährtin unseres Heros verplaudern dürfen — der Frau, von der er noch jüngst bekannt hat, ohne sie würde er selber schwerlich noch leben, von der er vor langen Jahren gesagt hat, man ahne nicht, was sie aus ihm gemacht habe, und der er Briefe geschrieben hat, deren Treue, Tiefe und Größe auch die Empfängerin als eine große und reiche Natur ahnen läßt. Auch mir leuchtete hier die gütige vornehme Herzlichkeit ihres Wesens. Nicht nur, daß sie mich bald neben sich sitzen hieß, gegen den Wind geschützt, und mir wieder ihr Tuch schützend über den Schoß legte. Vor allem ging mir in ihrer Gegenwart das Herz leichter noch auf als bei ihrem gewaltigen Gatten; wir redeten mancherlei, und ich konnte noch manches sagen, von den deutschen Historikern und ihrer Treue gegen ihn, von unserem Empfinden überhaupt. Nicht als ob wir politisiert hätten. Von allerlei ganz Persönlichem war vielmehr die Rede, von Berliner Theatern und Allers und Lenbach, von Hamburg und den Hamburgern, von Anekdoten aller Art. Wieder war sie Sein weibliches Echo, eben in ganz frauenhafter Art. Vorher hatte sie sich — bei Tische noch — einmal scharf über die Agrarier ausgesprochen, deren Wünsche die vorhergegangenen Wochen laut angefüllt hatten; sie fand die Leute langweilig: sie würden nichts fertig bringen, sie hätten keinen Mut; anstatt sich auf sich selber zu stellen, schweifwedelten sie bei Hofe: das kam ganz frauenhaft dilet-

tantisch, ganz gefühlsmäßig heraus; daß es aber den Ansichten ihres Gemahls entsprach, hat bald darnach ein Artikel der „Hamburger Nachrichten" erwiesen. In der Eisenbahn klang ein ähnlicher Ton sehr weiblich an, indem die Fürstin sich der radikalen Schlechtigkeit des Kgl. Schauspielhauses, fast schadenfroh möchte ich sagen, zu freuen schien. Ganz Bismarckisch war ein Teil ihres Urteils über die Hamburger; Eines an ihnen sei gut, meinte sie: sie hätten den Mut, Verbrecher wirklich zu köpfen, sie scheuten sich nicht weichlich vor der Verantwortung. Reichstagsrede des norddeutschen Bundeskanzlers vom 1. März 1870.

Ihre ganze Seele atmet in der Welt ihres Mannes. Wie das Enkelkind einer Freundin dem durchreisenden Fürsten an die Bahn gebracht sei, ihn im Salonwagen gesehen habe und nachher daheim erzählt habe: „ja, gesehen habe ich den Bismarck, aber denkt Euch, er hatte gar keine Krone auf dem Kopf": das erzählte sie mit lächelndem tiefem Stolze, zugleich mit einem Tone eigener großmütterlicher Freude. Sie ist nicht wohlbeleibt; auch ihrem Wesen fehlt das Behäbig-Breite ganz, das man wohl oft und gern bei den Großmüttern, den Siebzigerinnen sieht; bei aller Einfachheit eignet ihr doch der große Stil der hochstehenden Frau — unter diesen Einschränkungen indessen möchte ich auch ihr Wesen als großmütterlich bezeichnen, es strahlt Erfahrung, Sicherheit und überlegenes Wohlwollen aus.

Mit ihrer eigenen Darstellung in Allers' Skizzenbuch war sie — sehr begreiflich! — unzufrieden; auch Lenbach wisse sie nicht zu treffen, aber ihren Mann könne er malen; Allers könne das nicht. Nur die Dienerschaft, die Kinder, daneben allerdings auch L. Bucher, Lenbach und Schweninger seien Allers gelungen. Den Fürsten habe er teils zu klein aufgefaßt, teils posieren lassen. Immer mit der langen Pfeife! Die er doch lediglich nach dem Essen am Tische rauche. Daß man dennoch froh sei, neben Lenbachs stilisierten Bildern und deren großer historischer Charakteristik diese Zeichnungen zu haben, und daß manches nett daran sei, gab sie mir zu. Auf dem Hamburger Bahnhofe ein dankbarer Abschied — dann war ich allein, meine Reise glücklich beendet. Ich habe ihn gesehen, gehört, in seiner Welt geatmet, die Erinnerung bleibt mir für alle Tage meines Lebens ein kostbarer Schatz. Und recht anschaulich ist mir, soviel ich vorher von

ihm gewußt und gedacht, doch manches geworden. Sieht man diese Persönlichkeit, die immer ist und sich nie spielt, so begreift man von neuem, wie ganz persönlich all sein Wirken ist. Sich auszuleben, sich treu zu bleiben, zu tun, was das eigene Daimonion ihn heißt, wozu Genius, Stolz, Tatkraft, Betätigungsdrang, der mächtige Ehrgeiz der Größe ihn treiben — das bleibt die Wurzel der Tätigkeit des großen Menschen; vielleicht überall, sicher wenn er ein Staatsmann ist. Bei den größten, den dämonischen Menschen, ist es gewiß niemals anders. Wie sich dann doch der Bund mit der Idee schließt, wie der eigentlich Große diesen Bund innerlich und fest schürzt und sich über sich selber doch auch hinaushebt — diese Dinge zu erörtern verlangte Bände, und eine Formel gibt es nie dafür. Aber der immer neu wirkende, ursprüngliche und allgewaltige Antrieb quillt doch stets „aus des Busens Tiefen", aus dem Flammenkern der gewaltigen Persönlichkeit als solcher hervor. Und das ganze Empfinden dieser Persönlichkeit ist bei Bismarck politisch geworden. Auch das trat mir überaus stark entgegen. Leidenschaftlich hängt er mit jeder Faser seines Wesens an der Politik. Wie könnte es freilich anders sein? Alles andere wies er ab; Historie und Historiker habe ich hier und da berührt, weder auf Sybel noch auf Treitschke — und beide stehen ihm doch nicht so ganz fern — ging er auch nur mit einem Worte ein. Auch soziale Gedanken berührte er nicht. Daraus etwas zu folgern, nach hundert Minuten zufälligen Gespräches, wäre unvorsichtig. Aber das spürt man doch: wirtschaftliche und persönliche Gedanken nehmen den Vordergrund seines stets heißbewegten Geistes und Fühlens ein, und beide sind politisch angeschaut — auf Ein Ziel richtet sich alles. Wie Treitschke es klagend vor Jahren ausrief: Der alte Herrscher verzehrt sich in der Glut seiner nun unbefriedigten Leidenschaft. Eine Tragödie von größtem Stile, daß das so hat kommen müssen. Daß auch in dem 78jährigen, der sich der Unmöglichkeit einer Rückkehr zu den Geschäften völlig bewußt ist, bei manchem Nachlassen der nun seit drei Jahren abgestellten Spannkraft noch Schwung, blitzende Schnelligkeit, die volle Bismarcksche Farbe des Gedankens und Wortes lebendig ist, das habe ich in den Stunden zu Friedrichsruh freudig und staunend erfahren.

Ich werde nimmer seines Gleichen sehn.

Trauerrede auf Bismarck
1898

Leipzig am 2. August 1898

Überall in unserem Vaterlande wehen die Fahnen auf Halbmast; die Völker der Erde schauen, in Freundschaft oder in Feindschaft, alle mit starkem Anteil, auf unsere Trauer hin; der so lange und so oft die Blicke der Welt auf seine Riesengestalt gelenkt hat, er zog sie zum letztenmale auf sich, der Sterbende, der Tote. Uns liegt noch heute — denn gar vielen wird es nicht anders sein als mir — ein dumpfer Druck, wie eine Lähmung, auf Herzen und Hirn. Denn wir haben ihn lieb gehabt, so sehr, wie selten ein Mensch geliebt worden ist, und wir haben in ihm gelebt, Jahre und Jahrzehnte hindurch; er hat an der Spitze unserer Welt gestanden, er hat so vielen von uns den persönlichen Mittelpunkt ihres Weltbildes, die lebendigste Kraft ihrer ganzen Lebensanschauung bedeutet. Und wenn er, der 83jährige, seit langem in Einsamkeit, in scheinbarer Ruhe saß, aus dem Bereiche seiner großen Arbeit verbannt, — wer fühlt es nicht, daß er ein Wirkender geblieben ist bis zuletzt? Uns hat er gelebt, uns ist er etwas gewesen, unablässig, solange sein Atem ging, und uns bleibt er lebendig. So empfinde ich es, und nur so kann ich, aus der Fülle des Herzens heraus, heute reden: aber der Ton, der diese Tage überall durchzittert, sagt es mir, daß Millionen denken und fühlen wie ich. Und immer wieder, wie sie es seit so Langem gewohnt gewesen, gehen unsere Gedanken zu ihm hin: sie wandeln die Pfade dieses ungeheuren Lebens von neuem nach; sie tauchen ein in den flutenden Strom dieses Geistes, dieser Persönlichkeit.

Alle die größten Dinge, die unser Volk in diesem Jahrhundert gesehen hat — und niemals hat es größere gesehen als da, — sie schreiten vor uns vorüber; in ihrer Mitte der Mann, der sie gestaltet hat wie kein anderer neben ihm.

Eine glückliche Jugend, kraftvoll, vom Hauche des ländlichen Lebens durchweht und doch mit den Gedanken der bewegten Zeit befruchtet; Genuß und Kämpfe des Daseins, stolze Selbstbehauptung von frühen Tagen an, und dann gestrenge Arbeit auf der heimischen Flur; Kämpfe im Innern seiner Seele, bis er inmitten des Zweifelns und Tastens der revolutionären Epoche den festen Grund monarchischer und religiöser Überzeugung gefunden hat, dessen sein Wesen bedurfte; blitzende Kämpfe im Dienste seines

Königs und seines Standes — und dann die Erziehung des Staatsmannes zum Führer seiner Zeit. Er verarbeitet zögernd, widerwillig in sich die Forderungen der deutschen Nation und macht sie sich schließlich tief zu eigen. Ein Preuße von ganzer Seele, ergreift er im Sinne seines Staates, vom großen Ehrgeize Friedrichs II. getragen, die Aufgaben der deutschen Welt. Und immer freier, heller, weiter faßt er sie auf; immer höher steigt er selber empor; der widerstrebend sich mit den Kräften seiner Gegenwart durchdrungen hat, nun durchdringt er jene mit seinem persönlichen Selbst: er handelt, er ringt, ein Kämpfer, ein Vernichter, ein Neuerbauer, scharf, leidenschaftlich, in jenem höchsten Streben des Genius, sich selber machtvoll und rücksichtslos durchzusetzen, weil er das Leben und die Zukunft bringen kann. Für oder wider ihn, das wird der Schlachtruf, nach dem sich die Menschen sondern; und in dem gewaltigsten Jahrzehnt unserer neuen Geschichte wird jeder seiner Schritte ein Sieg und jeder seiner Siege eine Tat der nationalen Erfüllung. Er vollendet die alte Arbeit seines Preußens; er wird zum Deutschen; er wird der Gründer des Deutschen Reichs. Aber die Höhe, die er erreicht hat, der Jubel, der den ehemals Gehaßten umbraust, der Abschluß, den er scheinbar errungen — sie befriedigen ihn nicht. Er geht, mit der Partei zusammen, mit der gemeinsam er gesiegt hat, an den Ausbau des neuen Werkes und führt, mit ihr verbündet, neuen, schicksalsvollen Kampf. Allein die liberale Welt ist doch im Grunde die seine nicht; die wirtschaftlichen Gegensätze, die sozialen Nöte, die mit dem Siege des liberalen Prinzips zugleich und aus ihm heraus in die Welt gekommen sind, ergreifen ihn mehr und mehr. Und während ihn der kleinere Streit des Tages zu umstricken und zu lähmen scheint, zieht er sich, in jenen inhaltsschweren Monaten von 1877, in die Einsamkeit seines Landsitzes zurück und stellt die Fragen einer neuen Lebensaufgabe vor sich auf: was ringsum gärt und tobt, er verarbeitet es in machtvoller seelischer Sammlung. Wiederum wird er der Inbegriff des Lebendigen, des Notwendigen, das sich am neuen Tage durchringen will, und als er in die Welt zurückkehrt, bringt er ein neues System staatlicher und nationaler Zusammenfassung mit; er macht die drängenden Wünsche und Klagen, die Ansprüche, die Gedanken zur staatsmännischen Tat. Und auch sie hat er noch vollbracht: die

Wirtschaft seines Landes nach außen hin abgeschlossen und innen hundertfach bereichert; seinem Reiche durch die neuen Zölle erst die finanzielle Selbständigkeit des Daseins gesichert; seinem Staate, seiner Monarchie, seinem Kaisertum eine ganze Welt neuer Pflichten, tieferer Bestrebungen, innerlicherer sittlicher und politischer Macht erobert. Von neuem trat ihm der Widerstand der von dieser Flut schöpferischer Pläne Überraschten, der Bedrohten in den Weg; zum zweitenmal hat er, im Wichtigsten, gesiegt. Da wurde die Krone seines Kaisers zum echten Wahrzeichen des aufwärts- und vorwärtsdringenden deutschen Lebens; Wohlstand und Arbeit schlossen sich um ihn zusammen; die großen Probleme des sozialen Kampfes und der sozialen Heilung hat Er zuerst, nach seiner Art, aber mit gewaltiger und bahnbrechender Wucht, mitten in die staatliche Wirklichkeit hineingerückt. Und dies sein Deutschland, das er so von Neuem einte und beflügelte, blieb, solange er es regierte, unter den Mächten des Kontinents die erste: er umgab es mit sichernden Wällen eigener Kraft und fremden Beistandes; er wies ihm noch selber, da die Stunde neuer Entwicklungen nahte, die Bahnen aus europäisch-engem Kreise hinaus in die Weiten des Erdballs, die Bahnen über die Meere hinweg, zur Handels- und Seegewalt inmitten der Welt. Unauslöschlich hat er einer neuen Epoche die Spuren seines Wirkens eingeprägt; alles deutsche Dasein hat er damals, ob nun in zähem Widerstreite oder im Jubel hingegebener Begeisterung, bis in die Tiefen hinein mit seinem Wesen durchtränkt. Als er ein Siebziger wurde, da stand er erst ganz auf dem Gipfel seiner Kraft und seiner Erfolge, der Gründer und der Neubildner dieses Reiches, ja dieses Volkes; und wenn man es je von einem Menschen sagen konnte: Fürst Bismarck war damals die deutsche Nation.

Wo ist der Sterbliche, von dem man Größeres verkünden dürfte? Von wie Wenigen nur hat je das Gleiche oder das Annähernde gegolten; und von wem darf es gelten unter den Genien unseres Volkes? Hoch ragt die Macht seiner Taten und seines Einflusses über den wesensverwandten Freiherrn vom Stein hinweg; nur drei sind es, die wir neben ihm nennen dürfen, die gewaltigsten Träger der Lebensalter unserer neuen Geschichte: Goethe, Friedrich II. und Martin Luther. Auch jene drei sind heute noch mit uns und in uns lebendig, jeglichen Tag; ihre

Einwirkung ist unermeßlich; hat einer von ihnen so sehr das Ganze seiner Welt ergriffen wie Bismarck? Hat sich, als sie starben, so jeder Kreis des deutschen Lebens, in gutem oder in bösem Willen, mit ihnen auseinandersetzen gemußt wie heute mit ihm? War so die Trauer der Hunderttausende und der Millionen um sie vereint? Am ehesten um den mächtigsten von ihnen, um den, dessen Schicksal es war, daß er unser Volk, indem er es emporriß und auf weite Jahrhunderte hinaus belebte, zugleich mit dem Fluch der inneren Zerspaltung treffen mußte. Als Martin Luther starb, da ging wohl wirklich der Schauer durch alle Gaue und alle Lande hin wie heute, und die Sage, die seinen Tod umspann, verkündet uns, wie ungeheuer er war. Damals hat Philipp Melanchthon dem toten Freunde zu Wittenberg die Gedächtnisrede gehalten. Er hatte den vollen Eindruck des Weltgeschichtlichen, als er an diesem Sarge sprach: er fügte seinen Verstorbenen der hohen Reihe der Propheten, der göttlichen Werkzeuge und Lehrer ein, die seit dem alten Bunde die Geschichte durchziehe, und damit dem Erhabensten, davon die Reformationszeit wußte. Er schilderte den Mann, der mit der einen Hand die Kelle und mit der anderen das Schwert geführt habe. Er redete von seinen menschlichen Zügen, der furchtbaren Heftigkeit seines Wesens inmitten einer Zeit, deren Krankheit freilich einen scharfen Arzt gebraucht habe; und neben sie stellte er die Güte und Leutseligkeit, die Freundlichkeit und das Herz ohne Falsch. „Wir sind", so sprach er von Martin Luther, „wie arme Waisen, die einen trefflichen Mann zum Vater gehabt haben und dessen beraubt sind."

Das sind die Klänge, wie sie 1546 die Seelen durchhallten; vernehmen wir sie nicht, als seien sie heute angeschlagen worden? Und gewiß, das geht uns heute wieder durch Ohr und Herz, daß wir die Ähnlichkeit, die zwischen dem Thüringer Bergmannssohn und dem altmärkischen Edelmann besteht, in ihrer ganzen Stärke von neuem empfinden. Wer den einen begreift, der kann und muß, trotz allem, was die Zeitalter zwischen sie gelegt haben, auch den anderen in seiner persönlichen Art verstehen; sie sind aus einem Holze, sie sind beide von deutscher Art. Und das ist das stolze und siegreiche Wort, das unsern Schmerz auch heute laut übertönen darf; daß wir Otto von Bismarck als den Unsern

wissen. Denn er war unser! Und wir kennen ihn ganz. Nicht jeden Zug, sicherlich, und lange noch nicht jeden Reichtum und jede Phase seines Daseins: an denen wird die Nachwelt, Geschlecht um Geschlecht, forschen und deuten und immer Neues, Tieferes, Größeres, immer neues Gut, neue Überraschung und Erleuchtung aus ihnen gewinnen: das ist die Erbschaft des Genius an die Geschichte. Und doch ist uns schon heute Bismarck gegenwärtig, als ein Ganzes, das wir besitzen und durchdringen. Wer könnte die Macht dieser gewaltigen Züge verkennen? Wir wissen es, und wir denken nicht daran, es zu verhüllen — es wäre so töricht und klein wie es nutzlos wäre: wir wissen es, er war ein Mensch der leidenschaftlichen Kraft, einer der Ungeheuren, die das Wirkliche schonungslos meistern und beherrschen, der geborene Kämpfer, wenn es jemals einen gab, verwegen bei aller schneidenden Schärfe und Sicherheit seiner Berechnung, und ein furchtbarer Gegner, der zermalmend zugriff; er hat zu jenen Stärksten unseres Geschlechtes gehört, die alles wagen und können, bei denen aus dem inneren Flammenkerne der Persönlichkeit immer wieder die glühenden Kräfte hervorbrechen, ein leuchtendes Wahrzeichen über der Welt, aber nicht gefahrlos für die Kleinheit ihrer Anwohner. Wer dürfte es wagen, die Gestalt dieses Mannes ihrer heroischen Schroffheit zu entkleiden? Wir kennen die Ausbrüche seines Zornes und seiner stolzen Selbstherrlichkeit und lieben ihn darum nicht minder. Denn wir fühlen uns ihm dennoch tiefinnerlich nahe. Nicht nur, weil er für uns gestritten und für uns gesiegt, weil seine Lebensarbeit unser Dasein tausendfältig erweitert und befruchtet hat; nicht nur, weil bei diesem Großen die Macht seiner persönlichen Antriebe doch stets in unlöslichem Bunde mit den Aufgaben seines Staates, den Bedürfnissen seines Volkes, den lebendigsten Idealen seiner Gegenwart gestanden und ihnen recht eigentlich gedient hat, und weil sein Genius so reich und so umfassend war, daß er zuletzt doch immer in allen sachlichen Entscheidungen die Gewalt seines Temperamentes unter die Zucht des staatsmännischen Maßes, einer großartigen Selbstbeschränkung und weisen Besonnenheit beugte — sondern zudem und zumal, weil er so deutsch ist bis auf den Grund, weil wir das Miteinander von zorniger Aufrichtigkeit, welche die Schranken des Korrekten verächtlich überspringt, und von zarter und schlichter Treue, wie

er es besaß, an unseren besten und größten Deutschen kennen und ganz verstehen; weil diese Natur mit ihrem schöpferischen Willen und ihrer niederwerfenden Kampfeslust ihre Wurzeln so tief in dem Boden des Gesunden und Allgemeinen, in dem Boden unserer Volksart hat; weil alles dies Große so echt und schließlich so einfach ist, daß unser Gefühl es nachempfindet, ohne über seine Gegensätze zu erstaunen. Denn wir kennen ihn ja, wie er ging und stand, einig mit dem Lande, das ihn geboren hatte und dessen Früchte er, der Landedelmann, alljährlich großzog und erntete; wie er Freude hatte an allem Einfältigen und Kleinen, an jeder Sprache der heimischen Natur, so daß ein frischer Erdgeruch das ganze hohe Dasein auch des Staatsmannes, des Genius umwitterte; wie er so ganz in seiner Familie lebte, ein germanischer Mensch, untrennbar von der warmen Behaglichkeit des Hauses, zart, innig und einfach in seiner Liebe, von der er doch bekannte, daß sie mit seinem Glauben zusammen die festeste gestaltende Kraft seines Lebens war. Wir kennen ihn ja, wie er zu den Seinen, zu seiner Gemahlin, zu seiner Schwester gesprochen hat, in Briefen, klar und groß und rein bis auf den Grund, in denen alles absichtslos zu Worte kommt, übermütiger Scherz und erhabener Ernst: die tiefen Saiten seines Seelenlebens singen und klingen da so schlicht und so voll; wer diese Briefe liest, der muß ihn lieben. Wir wagen es heute nicht, sein Wesen zusammenzusetzen und nachsinnend zu erläutern; wir wagen es in diesen Stunden nicht, einander die einzelnen Züge der Erscheinung, des Antlitzes zu schildern, die wir nun niemals im körperlichen Leben wiedersehen sollen: aber in ihrem gesamten Bilde stehen sie uns allen doch vor der Seele, ganz hell, ganz lebensvoll; und wir sehen ihm in die Augen hinein, die das Gewaltigste waren, was unsere Zeit in einem Menschenantlitze zu schauen hatte, in diese Augen, von deren Blicken, wenn sie scharf auf dem Anderen ruhten, sich jener durchbohrt, durchdrungen, beherrscht fühlte — wir sehen ruhig und ohne Scheu in sie hinein: so löwenhaft sie sind, sie sind uns tief vertraut; wir fühlen es: er war unser.

Freilich, er selber ist er — und Gottlob! — geblieben bis zuletzt. Er hat das Alter unseres größten Dichters erreicht und übertroffen; er hat so wenig zu rasten vermocht wie Goethe: er hatte den allmächtigen Drang, zu wirken, solange ihm die Sonne

noch schiene. Aber gewiß, nicht in dem harmonischen Gleichgewichte der Seele, wie es der höchste Mensch unseres humanistischen Zeitalters in sich selber, als Künstler und Weiser, ausgestaltet hatte; denn Bismarck war, so tief seine Bildung und seine Liebe in dem Kreise der Goethischen Kunst ruhte, wahrlich kein Humanist. Der stürmische Drang seiner Persönlichkeit sprengte alle Fesseln des Goethischen Ideales; er war der Genius der politischen Zeit, und seine Seele war politisches Handeln. Verstanden hätte ihn Goethe wohl, den großen Lebensschaffer, den ewig Ringenden, den ewig Unbefriedigten, der es nicht verwinden konnte, gelähmt und von seiner Welt, dem Schaffen und Herrschen, geschieden worden zu sein. Es war ein Irrtum, wenn wir aus den Klängen seiner wundervollen Ansprachen vom 80. Geburtstage auch bei Bismarck den Geist der ruhigen Betrachtung herauszuhören meinten, den Geist Goethischen Greisenalters, der die stille Welt beruhigt zu seinen Füßen sähe. Das waren Augenblicke, die auch bei Bismarck nicht selten sein mochten: aber sein Eigenstes enthielten sie nicht. Wie erschütternd klang seine Klage, daß ihm sein Leben in all dem Überschwang seiner Erfolge doch so wenig Glück gebracht hätte. Glück war ihm eben nur Kampf, und der Kampf ließ ihn niemals zum Genusse dieses Glückes kommen; ringend gegen ein bitteres Geschick, protestierend gegen alles Feindliche, das er in der Welt sich gegenüber sah, weiter streitend für sein Lebenswerk, verteidigend, warnend, anklagend, lehrend — so hat er fortgelebt in seiner Art des Lebens, bis ihm der Tod den starken Strom seiner Gedanken abdämmte. Kein friedliches Greisentum, vielmehr aufrichtig und stolz, herb, kriegerisch, und doch ein unvergängliches Schauspiel: er blieb sich treu; in der Rastlosigkeit, „im Weiterschreiten fand er Qual und Glück," wie Goethes ewiger Held: er, Bismarck, nicht deshalb, weil er gleich Faust nur an dies Irdische geglaubt und in ihm allein sich hätte betätigen wollen, sondern weil er es nicht lassen konnte, solange er hier unten weilen müßte, die Kraft anzuwenden, die einmal in ihm war: immerfort strebend, höher und höher dringend, niemals am Ende, solange sein Herz noch schlüge — der Träger und die Verkörperung der höchsten irdischen Erlösung, die der Dichter unserer Welt dereinst ersehnt und vorgehalten hatte: im Anfang war die Tat.

So ist er gewaltig und ganz er selber gewesen, bis in seinen

letzten Tag. Eine Erscheinung von persönlicher Macht, wie das wahrlich nicht arme Jahrhundert seit dem ersten Napoleon keine gesehen hat; und Bismarck war unendlich reicher und tiefer als Napoleon. Mehr als ein Menschenalter hindurch war er der Ausdruck, der Gestalter seiner Zeit; wir haben das Gefühl, daß sie nicht nur für Deutschland, daß sie für Europa das „Zeitalter Bismarcks" bleiben wird, und daß wir die Epoche von 1870 erst mit ihm begraben. Wir haben das Gefühl und haben es immer gehabt, daß wir hoch begnadigt seien, den Genius so leibhaft unter uns, vor unseren Augen zu haben. Wenn wir je vergangenen Geschlechtern den Umgang mit den Heroen der Menschheit, die unter ihnen weilten, beneidet haben — auch dir wird dieser Neid einst gelten: das sagte sich dankbar jeder, der einmal, erschauernd und erhoben, Angesicht gegen Angesicht, vor diesen ersten unter den lebenden Menschen treten gedurft.

Otto von Bismarck wurzelt in festbestimmtem Boden, in einer festbestimmten Epoche; seine besondere Art, seine besonderen Schöpfungen sind, wie alles Irdische und wie seine Lebensdauer selbst, zeitlich begrenzt: sie sind wandelbar, sie sind sterblich. Wer könnte sich das verhehlen? Aber noch weniger zweifeln wir heute an dem anderen: ein gutes Stück seines Lebens ist dennoch ewig. Wann hat ein Einzelner sein Volk so überschwenglich reich und mit so innerlich gefesteten Gaben beschenkt? Was er zum Abschluß brachte, war ja die Entwickelung langer Jahrhunderte; was er aufrichtete, war zugleich das Ergebnis alter und starker allgemeiner Kräfte: die werden es auch künftig tragen helfen, und wir hoffen und vertrauen, daß es, einmal geschaffen, durch sich selber fortdauern wird; sein Untergang wäre ja nur denkbar im Untergange unseres Vaterlandes selbst. Daß aber jene Schöpfung wirklich vollendet ward und wie sie vollendet ward, das ist sein Werk, und tief hat sich sein Wille und sein Wesen in sie hineingeprägt: solange jene besteht, und mag sie auch weiter- und umgebildet werden, so lange wirkt auch sein Eigenstes in ihrem Gefüge und ihrem Geiste mitbestimmend und unaustilgbar nach. Und mehr als das. Wie könnte die Lehre seines Daseins zugrunde gehen? Hat er nicht, in der Fülle seiner Kraft und seines Ernstes, sein Volk erzogen, vier Jahrzehnte lang? Hat er ihm nicht die Güter seines Staates und seiner Einheit ergreifend durch Wort und Tat an das

Herz gelegt? Hat er nicht Zug und Geist, Willen und Strenge in unser aller Leben gepflanzt, den Geist der Wirklichkeit, der Treue, der Entschlossenheit, der in ihm selber war? Die höchsten Aufgaben, die unser Staats- und Volksleben heute beschäftigen, hat er zum wichtigsten Teile noch selber gestellt; auch wo man von ihm abgehen gewollt, war er es doch gewesen, der die Probleme zuerst unausweichlich erfaßt hatte; in Liebe und Haß, in Jüngerschaft oder Gegenwehr, überall muß jede Partei, jeder einzelne mit Bismarck abrechnen: und überall fließt auch den Gegnern eine Fülle von dem positiven Wirken des großen Reichsschöpfers in ihre Arbeiten hinein. Den heutigen Tag, der nicht mehr seiner Epoche angehört, beherrscht noch immer er. Wie alle die Großen, die ich mit ihm nannte, so wird er in die ferne Zukunft hineinragen, in stets neuer Betätigung seiner Antriebe, in stets neuer zwingender Anregung; einer der Genien, die immer wieder aufstehen und mit denen alles Lebendige, lernend und ringend, sich innerlich auseinandersetzt, in jenem ernsten und tiefen Kampf, bei dem das Wort des Widerstrebenden gilt: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Uns Heutigen ist es leicht, diesen Segen noch ganz unmittelbar zu verspüren. Uns ist er der Mahner und Leiter, der Meister, der Freund, der Vater geblieben, solange er auf Erden war; in den Erfolgen, die unsere Wehrkraft zur See und unsere nationale Zusammenfassung gegen Osten in diesen letzten Monaten davontrugen, haben Tausende den letzten Sieg des alten Kanzlers erblickt. Wir können angesichts dieser Bahre den Wunsch nur immer im Innersten wiederholen, daß der Hauch seiner Größe, den wir so lange empfunden haben, über unserer Kleinheit lebendig bleibe und weiterwehe, daß seine sittlich-staatliche Erziehung uns stähle für den Kampf des morgenden Tages, den sein Auge nicht mehr schaut; daß in den Prüfungen einer drohenden Zukunft sein Geist des Mutes, der Verantwortung, der Tatkraft, des großen Willens uns weiterführe auf Bahnen, die eine neue Zeit verändernd zieht und über denen doch das Licht der alten Sonne weiterscheinen muß. Wir können nur unsere Seelen öffnen, damit der Eindruck dieses vollendeten Lebens in ihnen fruchtbar werde. Wie oft werden wir uns noch zu erbauen, zu stärken haben an diesem Bilde menschlicher und deutscher Erhabenheit. Er

wird uns begleiten, — so wie in diesen ernsten Stunden, in Nähe oder Ferne, jetzt wir ihn treulich geleiten bis zur Gruft. Mit allem Reichtum der begreifenden Liebe, der unermeßlichen Dankbarkeit folgen wir dem Toten in diesen Tagen, diesen Wochen nach; mit aller Wehmut der Trauer, daß er uns nun doch verlassen mußte; mit allem Stolze des Gefühls, daß er zu uns gehört und wir zu ihm; mit aller Gewißheit des Glaubens, daß er unter uns ein Stück menschlicher Ewigkeit war, unverlierbar, unvergänglich, voller Kräfte, die sich weiter und weiter entfalten müssen, lange über unser persönliches Dasein hinaus.

Wir nehmen von dem Gestorbenen Abschied — einen Abschied, bei dem wir dennoch wissen, daß Bismarck der Unsere nun erst recht bleibt und daß sein Besitz, den der Kampf seiner Lebenstage unmittelbar auf die beschränkte, die ihm anhingen, sich nun allmählich immer nur dehnen und dehnen kann: denn er war der Verkörperer des Ganzen unserer Nation, und dem Ganzen muß seine Nachwirkung und muß sein Bild nun zu eigen werden. Wir grüßen ihn in bitterer Traurigkeit und doch auf ein Wiedersehen: ein Wiedersehen inmitten unserer Welt, in der wir ihn treffen sollen, alle Jahre und alle Tage; solange deutsches Leben und deutsches Wesen bestehen, wandelt er mitten unter uns. Und nur dem, den unser Auge gesehen und unser Ohr gehört hat, dem geliebten Toten, dem sagen wir heute, in den Tiefen unserer Seele erschüttert, unser Fahrewohl.

* * *

Fürst Bismarck

Ein Überblick, März 1901

Fürst Bismarck ist unter allen Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts der persönlich gewaltigste, in Taten und Wirkungen mächtigste, mit dem entscheidenden Neuen, das dieses von seinem langen Leben durchspannte Jahrhundert erfüllt hat, am sichtbarsten und allseitigsten verbundene gewesen; auch auf das Zeitalter als Ganzes, außerhalb der eigenen Nation, hat er unermeßlich eingewirkt; soweit das Menschenalter von 1850 und 1860 bis 1890 nach Einem zu benennen ist, kann es nur seinen Namen tragen.

Er ward während der hundert Tage, in denen der einzige, den dieses Jahrhundert neben ihn zu stellen hat, der französische Weltkaiser, seinen Verzweiflungskampf kämpfte, in dem altmärkischen Schlosse seines Geschlechtes geboren, ein Sohn des alten Preußens, durch die hochstrebende, kluge und ehrgeizige Mutter der Abkömmling einer Gelehrten- und Beamtenfamilie, durch den gutmütigen, wenig hervorragenden Vater dem Landadel verknüpft, durch die Familiengüter hier auf die Marken und Magdeburg, dort auf das westliche Hinterpommern gewiesen. Preußen war durch die Umbildungen der Reformzeit tief berührt worden; noch immer aber standen gegenüber den aufstrebenden neuen, bürgerlichen und staatsbürgerlichen Gewalten und Gedanken die alten konservativen aufrecht und traten gerade jetzt wieder in den Vordergrund: das starke Königtum, das diesen Staat geschaffen hatte, mit seinem modernen Beamtentume, seinem Anspruch auf eigene feste Autorität, die diesen Staat zusammenhalten mußte, und neben ihm der alte Adel, einst durch die Krone gebändigt und zurückgedrängt, jetzt seit langem ihr Verbündeter und ihr getreuer Diener, wenngleich mit ihrem Beamtenwesen niemals völlig versöhnt, in der neuen Zeit von erneutem Drange auf eigene, adlige Selbständigkeit beseelt; dem Ganzen wollte er freudig mit Schwert und Arbeit dienen, aber in seinen eigenen Bezirken, auf der eigenen Scholle der Herr bleiben, soweit es die Einheit und das Gleichheitsstreben des modernen Staates nur eben ertrüge. Der junge Bismarck ist von frühen Jahren an zwischen den Gütern der Eltern und der werdenden Großstadt Berlin hin- und hergeworfen worden; er erfuhr dort, in Erziehungsanstalt und Gymnasium, zugleich die Einflüsse der empordrängenden, kritischen Zeit. Das

Alte hatte sich in dieser Restaurationsepoche behauptet, wies gerade in Preußen die liberalen Bestrebungen mißtrauisch und spröde zurück, und Preußen verlor in den letzten Jahrzehnten Friedrich Wilhelms III. ein gutes Stück des gesteigerten Lebens, das es zwischen Jena und Waterloo in sich aufgenommen hatte; dennoch verwitterte das Alte in der Stille weiter; geistige und politische Keime der Zukunft drangen vor und zersetzten es. Auch Bismarck wurde von ihnen ergriffen; seine monarchische wie zumal seine religiöse Gläubigkeit wurde wankend, er wurde von liberalen und nationalen Gedanken wenigstens irgendwie berührt, von deistischen und pantheistischen Auffassungen offenbar stärker und dauernder gepackt. Jene politischen Regungen sind in dem Göttinger und Berliner Studenten, in dem Auskultator und Referendar zu Berlin, Aachen und Potsdam dann bald wieder zurückgeschoben worden, und höchstens eine Neigung zur Kritik blieb zurück, von der wir schwer entscheiden können, wie weit sie noch mit irgendwelchen zeitgenössischen Strömungen zusammenhing; der Aristokrat in ihm, das ist deutlich, wurde nach 1832 unmittelbar herrschend. Er war es völlig während des Aachener Aufenthaltes: der jugendliche Bismarck wurde dort vom Strudel des üppigen internationalen Weltlebens mitgerissen und scheint nicht ohne Mühe sich selber wiedergefunden zu haben. Gelernt hat er, wie in der Schulzeit, so in der Studienzeit und in diesen Beamtenjahren sehr viel; seine Prüfungsarbeiten von 1836 zeigen ein weites Wissen, ein klares praktisches Denken, und neben gewissen sachlich-altpreußischen Zügen in so manchem bereits die ganz persönlichen seiner Eigenart; in mancher Wendung erkennt man die Klaue des Löwen. Daß er 1838 die Beamtenlaufbahn verließ und Landwirt wurde, ist wohl zu einem Teile durch die Rücksicht auf die Vermögenslage, auf den Stand der elterlichen Güter veranlaßt worden, hauptsächlich aber doch offenbar durch die tiefe Unzufriedenheit des 23jährigen mit der Bürokratie. Er spricht damals von seinen Überzeugungen, die mit dem alten preußischen System nicht übereinstimmten, und rühmt die Staaten mit freier Verfassung; ein Hauch von Liberalismus scheint in diesen Worten unleugbar. Hauptsächlich aber will er doch seine „Individualität" behaupten und frei betätigen, freier als es die Gebundenheit der staatlichen Hierarchie dem einzelnen erlaubt: das kann er als Landwirt in seinem

natürlichen Kreise; der Drang, der ihn trieb, war also wohl schon damals ein vorwiegend oder ganz persönlicher, eben jener angeborene Widerstand des Junkers, des Gutsherrn, der daheim wirklich Herr ist, gegen die Gleichmacherei und den Schematismus der allezeit befehdeten „Geheimen Räte". Seinen Ehrgeiz leugnet er nicht, und große Dinge könnten ihn locken; aber die Selbständigkeit gewinnt den Sieg. Und sicher ist, daß all seine weitere Entwicklung in dem folgenden Jahrzehnt, dem Jahrzehnt des Landwirtes Bismarck (1838—48), auch politisch den adligen Gutsherren völlig in ihm ausgebildet hat, den Ständisch-Oppositionellen, den Monarchisten, der aber kein Absolutist, der indessen auch durchaus kein Liberaler ist. Die Bürokratie blieb der Gegenstand seiner Abneigung, die patrimonialen Befugnisse des Edelmannes wünschte er zu erhalten.

Seinen wirtschaftlichen Beruf hat er damals mit vollem Eifer und offenbar mit glücklichem Erfolge ausgeübt; er muß damals erst vollkommen mit der Scholle verwachsen, mit allem Lebendigen, das er als Gutsherr zu pflegen und zu beherrschen hatte, tief vertraut geworden sein. Zum Krautjunker wurde er auch jetzt nicht. Er machte weite Reisen und sah auf ihnen mit den hellsten Blicken um sich; er leistete dem Könige mit Freuden seinen Waffendienst; aber auch die seelischen Gärungen, die auf dem Gymnasium begonnen hatten, setzten sich in ihm fort. Er rief, nachdem er Hegel gelesen, nachdem er bei Spinoza „Beruhigung gesucht" hatte, in den vierziger Jahren die revolutionären Junghegelianer zu Hilfe; seine Skepsis wuchs und seine Unruhe auch. Er muß damals, auf seinem pommerischen Kniephof, lange und trübe innerliche Nöte durchstritten haben. In überraschend weitem Maße hat er sich damals die europäische Dichtung der Zerrissenheit zu eigen gemacht, Byron vor allem, dessen grandiose wilde Düsterkeit sein stürmischer Genius verständnisvoll ergriff; alle unbeschäftigten Kräfte, die in ihm brausten, rüttelten in der Einsamkeit dieser Jahre an seiner Seele: er blieb auf das Tiefste unbefriedigt, sein ganzes Wesen verlangte nach stärkerer Ausfüllung, nach dem Positiven. Seine Arbeit erweiterte sich; er übernahm das väterliche Schönhausen; er gewann im Kreise seiner Standesgenossen an Ansehen, an Tätigkeit innerhalb der Selbstverwaltung, er wurde Deichhauptmann und schien des Landratsamtes für die

Zukunft gewiß, er trat im politischen Leben der Provinz bereits hervor. All das genügte ihm nicht; er brauchte einen festen, innerlichen Halt. Erst die Rückkehr zur christlichen Gläubigkeit hat ihm den geboten; auch sie hat er in innerlicher Wahrhaftigkeit, die sich selber nichts vorzutäuschen vermag, sich erst mühselig erkämpft; Freundschaft und Liebe erst haben ihm den Weg zuletzt geöffnet. Es ist bekannt, daß er durch Moritz von Blanckenburg und sein Haus, daß er vor allem dann durch Johanna von Puttkamer in den Kreis der pommerischen Pietisten hineingeführt wurde, deren innige persönliche Religiosität von da ab für sein Leben so unendlich wichtig wurde. Diese Bekehrung, von deren heiligem Ernste seine Briefe zeugen, und, untrennbar damit verkettet, die Verlobung und Vermählung, führen ihn auf den festen Boden, nach dem sein Fuß verlangt hat, sie geben seinem Dasein den sehnlich erstrebten Inhalt. Und dasselbe Jahr 1847 gibt ihm die äußeren Aufgaben, die seiner Kraft gemäß sind. Der Vereinigte Landtag, dann der Sturm der 1848er Revolution riefen den 32jährigen aus seiner Stille auf den weiten Schauplatz seiner Zukunft heraus.

Die Revolution erschütterte Deutschland und auch Preußen bis in die Tiefen; die Einheit und die Freiheit und die Souveränität der Nation, der Anspruch des Bürgertums und hier und dort der städtischen und ländlichen Massen — das alles drang mit feuriger Leidenschaft hervor und warf zunächst alles alte Wesen über den Haufen. Aber auch die Gegenkräfte erhoben und sammelten sich wieder und gelangten erst in diesem Kampfe zum vollen Bewußtsein ihrer Bestrebungen und ihrer Macht. Es erhoben sich, in Bismarcks Kreisen, die realen Gewalten: Adel, Königtum, preußisches Sondertum, preußische Staatsmacht; und es erhoben sich die Ideen, die Lehren, unter deren Banner die Verfechter jener Gewalten sich scharten und an die sie glaubten: die christlich-ständische Staatslehre, Royalismus, Legitimismus im Innern, in der deutschen Frage, in der europäischen Bewegung; sie warfen sich dem revolutionären Dämon gewaffnet entgegen. Otto von Bismarck war ihr eifrigster Bekenner. Er bekennt sich zu seinem neugewonnenen Christentum wie in den wunderschönen Briefen an die Braut und Frau, so in seinem öffentlichen, seinem parlamentarischen Kampfe von 1847 ab bis 1851; er bekennt dort alle die Leh-

ren der christlichen Staatstheorie, die ständischen wie die monarchischen; er glüht in brennender Leidenschaft, wo er sein altes Preußen, seinen König geschlagen sieht oder ihren Rückzug von neuem fürchtet; die Tränen brechen ihm hervor, wo er auf dieses Äußerste stößt. Mit beiden Füßen steht er auf dem Boden seiner Partei, ihrer Anschauungen, ihrer Gefühle, auf dem Boden der Kreuzzeitung, die er mitgeschaffen hat, der Gerlach, deren Schüler er geworden ist.

Daran ist kein Zweifel. Und doch ragte er aus all diesen Gruppen zugleich um mehr denn Haupteslänge heraus; und doch war er nicht nur größer, sondern auch anders als all seine nahen Gefährten. Er bekannte ihr Ideal und hat offenbar an dies Ideal geglaubt; aber er war etwas für sich. Seine Persönlichkeit blieb eine eigene Macht, und das Eigenste an ihr war, neben der sich selber festhaltenden und durchsetzenden Stärke, eine unverlierbare Richtung auf das Wirkliche, die ihn gerade von seinen wichtigsten Parteigenossen schied. Selbständig blieb er bereits in seinem religiösen Glauben. Pietist wurde er nicht, auch nicht durch seine Frau und deren Haus, trotz aller Bedeutung des Einflusses, den er da erfuhr; das Freie und Männliche in ihm empfand den eigentlich pietistischen Klang allezeit als etwas Fremdartiges, und er war viel zu wahrhaftig, um irgend etwas Fremdes in diesem seinem innersten Empfinden zu dulden. Sein Glaube blieb einfach und schlicht, persönlich und protestantisch; er nahm auch den Kampf mit Zweifeln immer von neuem wieder auf, und es heißt, daß sie ihn noch in späten Jahren erschüttert haben; dennoch durchdrang ihn sein Gottesglaube tief, an jedem Tage, zu jeder Stunde; er verkehrte rückhaltlos mit seinem Gott, er sah seine Hand in all seinem Geschick, er stärkte seine Kraft in diesem Bewußtsein, in diesem Austausche; hier besaß er die Stütze, die ihm jede große Verantwortung erst ertragbar machte, die Leitung und Aufsicht, deren er bedurfte, um seine eigene Riesenkraft zu zügeln. Unlösbar erscheint überall sein Glaube mit seinem häuslichen Dasein, mit seinem Glück und seinen Pflichten verbunden; aber seiner Persönlichkeit war er dennoch nur der Halt und niemals die Fessel. Jede Kopfhängerei weist er zurück; seine frische Lebenskraft wirft ungescheut hier und dort ein urwüchsiges Scherzwort in seine Beziehungen zu dem Ewigen hinein; und in seinem Kampfe mit

Menschen nimmt ihm sein Glaube wohl alle Menschenfurcht, aber die zarte Schonung der Persönlichkeit des anderen, die er im eigenen Hause so ergreifend übte, hat auch sein Christentum ihn gegenüber den Gegnern oder Genossen draußen nicht gelehrt. Sein Selbst blieb auch hierbei in all seiner Gewaltigkeit ungebrochen. Und gar erst in der Politik! Da vollends durchbricht die Kraft seines Wesens alle Schranken der Theorie, die er vertritt; unbeirrt von seiner Umgebung bleibt er stets der Mann der Wirklichkeit, des Handelns; er ergreift die Fragen unter dem Gesichtspunkte der Macht; blitzartig leuchtet durch all seinen Legitimismus die preußische Tradition hindurch, die mit dem Schwert in der Hand gebietet und neuert und erobert, deren eigentliche Seele das Machtgefühl, das Streben ist, den eigenen Staat zu heben, zu erweitern, die harte und stolze Überlieferung Friedrichs des Großen.

Es war ein Realismus, der Bismarck angeboren war, der in der Tätigkeit seiner Vorfahren, in seiner eigenen landwirtschaftlichen Arbeit, in der innigen und alltäglichen Gewöhnung an die Wirklichkeit seine stärksten Wurzeln hatte, ein Drang, mit dem Greifbaren allein zu rechnen, alle Dinge plastisch und einzeln zu sehen und zu packen. Dieser Realismus hatte von Bismarcks innerer Entwicklung die allgemeinen geistigen Mächte seines Jahrhunderts, die theoretischen Störungen nicht fernhalten können: auch Bismarck hatte mit ihnen um seine Weltanschauung gerungen, und als er jetzt aus der Friedlosigkeit dieses Ringens zu festen Überzeugungen aufstieg, waren auch diese wieder nicht völlig frei von theoretischer Färbung; gerade der Neubekehrte zeigte jahrelang eine gewisse Freude an den Dogmen seiner Partei. Im Berliner Abgeordnetenhause wies ihn schon die Aufgabe, die dort zu lösen war, der Kampf mit innerpolitischen Gegnern, auf diese Dogmen hin. Sobald er aber auf einen anderen Schauplatz trat, wichen sie weit zurück, und der Kern seiner Persönlichkeit wurde ganz frei: der Praktiker, der Preuße, der Mensch der Wirklichkeiten. Und diese persönliche Entwicklung fiel mit einer allgemeineren seiner Zeitgenossen zusammen: das idealistische Deutschland war seit Jahrzehnten auf dem Wege nach neuen Zielen, realerem Denken und Streben; es nahm nach den Enttäuschungen von 1848—49 jetzt einen neuen, schärferen Anlauf zu diesen Zielen

hin; der junge preußische Gesandte am Bundestage erlebte, indem er zu Frankfurt alle Fesseln der Berliner Dogmatik abstreifte, in sich die Vollendung desselben innerlichen Werdens, an dem auch seine Zeit sich ringsum abmühte: er bereitete sich im Stillen vor, für die aufsteigende realistische Epoche, seinem eigensten Wesen gemäß, der einstige Führer zu werden.

Die Frankfurter Jahre (1851—59) sind biographisch bis jetzt die reizvollsten seines Lebens. Wir kennen sie bereits heute aus vielen Zeugnissen; wir sehen den jungen Riesen, der plötzlich auf den Boden gestellt ist, auf den er gehört, mit unvergleichlicher Sicherheit sein Lebenswerk ergreifen. Die heimischen Parteikämpfe versinken hinter ihm; er wird, auf diesem Außenposten seines Staates, dessen unbedingter Vertreter: des Staates, des Ganzen allein. Er empfindet, daß die preußische Macht, die seine Seele längst ausgefüllt hat, und die er jetzt unmittelbar zu wahren hat, in den Bundesverhältnissen hoffnungslos geknebelt ist; daß das Interesse seines Landes darnach schreit, es aus dieser Überwucherung durch die Mittelstaaten, aus dieser Dienstbarkeit gegen Österreich zu befreien; er wird, lediglich als Preuße, zum Gegner des bisher unterstützten Kaiserstaates, zum Träger der historischen Nebenbuhlerschaft, und weil er Preuße ist, mit preußischem Großmachtsehrgeiz, zieht er von nun an die deutsche Frage in seine Rechnungen hinein. Er lernt Deutschland kennen und beschließt, seinem Staate in Deutschland neuen Boden und neue Ausdehnung zu schaffen; er lernt die europäische Lage und ihre Mächte kennen und sucht seinem Preußen innerhalb ihrer die richtige Stellung. Er bezieht alle preußische innere Politik wesentlich nur noch auf diese äußere Existenzfrage; er will durch ein preußisches Verfassungsleben für Preußen in Deutschland werben; er erbaut sich aus Innerem und Äußerem ein großes, völlig zusammenhängendes System, orientiert lediglich an den Machtinteressen seines Staates. Jedes Vorurteil schwindet demgegenüber zusammen. Er verlangt als Mindestes für Preußen die Gleichberechtigung mit Österreich und erwartet, daß es vielmehr zum Kampfe mit Österreich kommen wird; er verlangt von Preußen eine großmächtlich unabhängige Haltung, ein festes Ruhen auf seinen eigenen Bedürfnissen und Entschlüssen, im Falle der Not das Zusammengehen mit Rußland, ja vielleicht mit Napoleon III.: Gefühls-

wallungen legitimistischer Art dürfen den preußischen Staatsmann nicht beirren, er verletzt seine Pflicht, wenn er auf seine eigenen Liebhabereien hört, statt auf den Nutzen seines Landes. So wuchs Bismarck schon damals, weit über die zurückweichenden alten Freunde, weit auch über den eigenen König hinweg, zur eigentlichen Verkörperung des preußischen Staates empor. Und all sein Wesen, die sichere Lässigkeit und brausende Kraft, die Tiefe und Weichheit und reiche Treue seines Herzens, die ganze überlegene Großartigkeit seines Verstandes und seines Willens spricht aus den Hunderten seiner damaligen Briefe überwältigend hervor. Er stand damals auf der Höhe des Mannesalters, ein Recke in jedem Belang, unerschöpflich an körperlichen und geistigen Hilfsmitteln, vom Frieden eines geliebten Hauses umwoben und gehalten, und dabei schon ganz der Herrscher, bis auf den Grund nur dann erschüttert, wenn er die Lenker seines Staates unbelehrbar auf die Klippen lossteuern sieht, vor denen er sie leidenschaftlich warnt: dann grollt er bitter und tröstet sich nutzlos, in gigantischen Bildern, mit dem Gedanken an den dereinstigen Tod, der doch einmal alle irdischen Wünsche und Gegensätze in nichts auflösen wird. Ihn selber aber beseelt, solchen Worten und mancher Sehnsucht nach der Stille des ländlichen Friedens zum Trotze, der ungeduldige Drang auf ein großes Wirken, auf die leitende Tat. Und so schreitet er, unbefriedigt, immer klarer in sich selbst, immer sichtbarer und bedeutsamer für alle Welt, aber als der Unberechenbare und Unzügelbare von ihr beargwohnt und gefürchtet, durch das Jahrzehnt der Reaktion und der Neuen Ära hin; er sammelt, nach Petersburg verbannt, dort (1859—62) neue Kenntnis und neue Waffen; er lernt Paris kennen, zuletzt (1862) als Gesandter. Er sieht in Deutschland die nationalen Wogen wieder steigen, in Preußen unter oder dann gegen König Wilhelm eine neue, frischere Bewegung beginnen, die aber auch jetzt die eigentlichen Ziele seines preußischen Realismus nicht trifft. Und endlich sieht er sich, als alle andern scheitern, auf das Drängen Roons von dem widerstrebenden Könige berufen, sein Werk zu tun: noch ein letztes wundervolles Ausruhen in Biarritz, am Strande des Biskaischen Meeres, ein leuchtendes Bild von Böcklinscher Farbentiefe inmitten der Arbeiten und der Kämpfe: dann vollendet sich, an jenem 22. September 1862, seinem Könige

und seinem Vaterlande und ihm selber das Geschick: er tritt, gestählt und ganz fertig, als 47jähriger auf den Platz, für den er geboren ist.

Er hat, mit Wilhelm I. und Roon zusammen, in diesen Jahren des Konflikts, die preußische und deutsche Monarchie gerettet, als den Kern unseres Staates; er hat — zum guten Teile wider seines Königs ursprünglichen Wunsch — sein altes Preußen, dessen inneres Wesen er so wahrte, schöpferisch in die Lösung der deutschen Frage hineingedrängt. Er tat es in einem Sinne, der seinen Erfahrungen und Vorsätzen aus Frankfurt entsprach: um seinem Sonderstaate die Lebensluft freizumachen, nahm er die Abrechnung mit Österreich auf. Er hätte auch die Vereinbarung mit Österreich hingenommen, wenn er sie erringen konnte und wenn er das höhere Ziel nicht zu erreichen vermochte: er hätte sich in die friedliche Teilung der Herrschaft über Deutschland zwischen den beiden Mächten gefügt, eine Lösung, an deren Endgültigkeit er selber nicht glaubte, die sich aber dem praktischen Staatsmanne vorerst aufzwingen konnte. Das eigentlich Beste aber blieb ihm, soweit wir schließen können, doch immer die klare Entscheidung der Waffen: er wußte gut genug, daß keine große und bleibende Regelung der Völkergeschicke anders zustande kommt, als durch das Spiel der eisernen Würfel, die der „Gott der Schlachten" wirft. Er hat, in den furchtbar großen Jahren von 1862 an, seinen König auf den Weg dieser Entscheidung hinübergezogen; er hat die österreichischen Gegenzüge zurückgewiesen, sich selber an Rußland, zwischendurch an Frankreich den Rückhalt gewonnen, er hat, in einem Feldzuge von beispielloser Kühnheit, im Widerstreite zu allem, was deutsch war, mit unfehlbarer Sicherheit und Selbstgewißheit, die Befreiung der Nordmarken durchgesetzt, er hat aus dem Zusammenwirken mit Österreich den unvermeidlichen Gegensatz zwischen Preußen und Österreich endlich hervorgehen gesehen oder vielmehr — noch weiß man es nicht völlig klar zu sagen — hervorgehen gemacht; er ist so eingetreten in den 1866er Krieg. Er allein hat das alles erreicht und getan, und außer ihm kennen und ahnen wir niemanden, der es vermocht hätte wie er. Er hat es getan unter Einsatz seines Namens und Vermögens und vielleicht seines Lebens, und unter Einsatz all seiner unerschöpflichen Kräfte, der Vollstrecker des Notwendigen und doch bisher so Un-

erreichten und, wie es schien, so Unerreichbaren, der Löser der Widersprüche, die Deutschland durchwalteten und umklammerten, der Befreier und Retter, der wahre Schöpfer einer neuen deutschen Welt. Aber er tat es ganz nach seiner Art: als jener preußische Staatsmann, der er war und der er sein mußte, im Kampfe für das Daseinsgebot seines preußischen Landes und für den ausschließend preußischen Machtehrgeiz; in steter Berührung mit dem Problem der deutschen Einigung, das ja mit Bismarcks preußischem Ehrgeiz unlösbar verknüpft war — aber als Preuße, nicht als Deutscher, als der Diener nicht deutscher Ideale, sondern preußischer Staatsinteressen, auf preußischen Wegen, auf den Wegen der Macht, der Wirklichkeit, mit den Mitteln des großen diplomatischen Fachmannes, vom Boden der europäischen Staatengegensätze her. Und erst im Augenblicke des Losbrechens, dicht vor dem österreichischen Kriege, hat er, der Preuße, die deutsche Losung ausgegeben: erst da schloß sich für ihn unmittelbar das Bündnis zwischen dem fridericianischen Staate und der deutschen Nation. Dann aber blieb das neue Programm das Leitseil aller seiner Zukunft.

Noch mußte er im Juli 1866, auf dem böhmischen Siegesmarsche, vor Napoleons Einspruch zurückweichen und sich zunächst auf Norddeutschland beschränken — das ja in der Tat Preußens nächstes Wirkungsfeld und zur Vereinigung reifer war als der Süden. Bismarck vor allem regelte unter diesem äußeren Druck die Annexionen im Norden, die Verständigung mit Österreich und den Südstaaten: der große Dränger zeigte, daß er sich genau auf das im Augenblick Erreichbare zu beschränken, daß er die Weisheit so gut wie die Kraft zu üben verstand. Er erwirkte die innere Versöhnung auf dem Boden der Verfassung; er gab dem Norddeutschen Bunde seine neue Konstitution, und gleichsam selbstverständlicherweise ward er, der bisher die Verkörperung des preußischen Staates gewesen war, von Stund an die Verkörperung der neuen Macht, an deren Spitze er als norddeutscher Bundeskanzler nunmehr trat: er füllte auch diesen Kreis ohne Rest aus; er war auch für diese Gesamtheit das lebendige Organ, auch diesmal völlig auf dem Boden des Bestehenden, der greifbaren Wirklichkeit. Und unvermeidlich wies diese Wirklichkeit über sich selber hinaus. Bismarck hatte früher den Dualismus von Nord und Süd

wenigstens als Möglichkeit, als Notbehelf ins Auge gefaßt; diese Möglichkeit war durch Österreichs Niederlage und Ausscheiden gestrichen. Die neue Lage von 1866—67 ließ nur die eine Folge zu: der deutsche Südwesten mußte sich jetzt dem Norden vereinen; die äußeren Gestaltungen, das Verhältnis zu Europa erlaubten gar nichts anderes; und jetzt deckte sich für den Kanzler die politische Notwendigkeit und die Gesinnung der Nation unmittelbar; jetzt wollte er ganz und gar diese Gesinnung verwerten und vollstrecken. Freilich auch jetzt als der europäische Staatsmann: ohne Ungeduld, unter Rücksicht auf die Welt, auf die Gebote der Vorsicht und Sicherheit; die Drängenden wies er zurück. Aber sich selber hatte er unwiderruflich auf den Boden der Nation gestellt: die alten Pläne, im Notfalle mit Frankreich gegen Österreich zu gehen, hatte er, als Sieger über Österreich, soviel wir sehen, ganz und gar geopfert — er lehnte die Lockungen und Drohungen Napoleons seit dem Juli 1866 ab, er war entschieden, sein Werk ganz allein als Deutscher zu vollenden.

So hatte er sein Ziel und sein Wesen erweitert; aber sein Wesen beherrschte zugleich seinerseits den neuen Bund und die künftige Einheit. Der preußische Zug, von dem er immer beseelt gewesen war, durchwebte die neue Verfassung auch jetzt, da Bismarck den neuen Verhältnissen gemäß die Hand der Liberalen ergriff; Preußens Monarchie und Heer leiteten den norddeutschen Staat, die festen Wirklichkeiten des deutschen Daseins, für die Bismarck immer den feinsten Sinn besessen, waren in ihm erhalten geblieben, die Dynastien, die Vielheit in der Einheit; von 1848 war man weit entfernt, die Seele des Neuen war die staatliche Macht. Freilich, ohne den Idealismus der deutschen Bewegung, seine Vorarbeit, seinen innerlichen Zwang, war das alles nicht herstellbar gewesen; dessen Einheitsgedanke triumphierte ja jetzt, und Bismarck nahm ihn in sich auf: aber auch diesen Gedanken und alles politische Denken und Wünschen der Nation überhaupt färbte er von nun an mit seiner Individualität. Der jetzt mit der Erbschaft des idealistischen Geschlechtes wirtschaftete, war allen deutlich als der Träger der neuen, realistischen Art: in ihm siegte die neue Zeit. Er war der Staatsmann, dessen Art man erkannte und anerkannte; er wurde zum Lehrer der Deutschen in staatlicher Kunst und ihren Wirklichkeiten; seine Methode er-

oberte sich in allem die deutsche Welt. Ein großer Strom von Idealismus mündete noch in diese ein; die Führung aber hatte der Bismarckische Zug, die Macht.

Auf deren Wegen, durch strenge Arbeit, zumal wirtschaftliche und militärische, rüsteten die folgenden Jahre der vollen Einigung die Pfade; auf ihren Wegen ist dann das Reich selber herbeigekommen. Daß es nur im Kampf mit dem westlichen Nachbarn zu begründen sein würde, der den Deutschen die Einheit verbot, war Bismarck längst zur Wahrscheinlichkeit, fast zur Gewißheit geworden. Wieviel er dann dazu getan hat, diesen Kampf im richtigen Augenblicke herbeizuführen, darüber ist unsere Kenntnis noch heute unvollständig. Es scheint nicht, daß er Napoleon III. im Sommer 1870 durch die hohenzollerische Kandidatur in Spanien zum Kriege hat reizen wollen; sie war wohl nur ein Schachzug von ihm, der den Gegner beengen sollte, ein Schachzug, der freilich eine Kriegswirkung immer zugleich auch haben konnte. Daß dieser Zug, obwohl er unmittelbar mißlang, dann doch den Krieg im Gefolge gehabt hat, das entsprang der Spannung der Weltgegensätze und insbesondere der Kriegslust und Leidenschaft der Franzosen selbst; und als die Lage dann bereits unhaltbar geworden war, hat Graf Bismarck durch das Meisterstück seiner Redigierung der Emser Depesche das ohne Schmach nicht mehr Vermeidbare zu rechter Stunde zur Wirklichkeit gemacht. Kein Zweifel, daß jeder seiner Schritte gegen Frankreich in dieser gesamten Krise moralisch berechtigt gewesen war — den letzten glanzvollen Erfolg brachten ihm, nach allen Schwankungen der Ereignisse, die Fehler seiner Gegner und die eigene zugreifende Entschlußkraft ein. Auf dieser Höhe aber ist er im ganzen Verlaufe des Krieges geblieben, im Kampfe und Friedensschlusse mit Frankreich, in der Deckung gegen das Ausland, und in dem Schwersten, was ihm der Siegeswinter auferlegte, der Verhandlungsarbeit mit den Süddeutschen, der Begründung von Kaisertum und Reich. Es ist bekannt, wie er da mitten inne stand zwischen der altpreußischen Abneigung seines greisen Königs und dem partikularistischen Widerstreben in den süddeutschen Königreichen einerseits, dem feurigen nationalen Idealismus und Radikalismus des Kronprinzen und eines Teiles der öffentlichen Meinung andererseits; wie ihn die Mühen und die Anklagen von

rechts und von links getroffen haben, wie ihm die Nöte und Reibungen zu Versailles das Herz erregten, wie schließlich aber doch er der Ausgleicher der streitenden Kräfte geblieben ist, der eigentliche Durchführer der nationalen Einigung, der eigentliche Erbauer des neuen Werkes: aus allen Zügen unseres Reiches blickt die Stärke und blickt die Mäßigung des großen Begründers leuchtend hervor. Wieder ist er in seinem Gebilde ganz enthalten, in der theoretischen Unregelmäßigkeit, die den Staatsrechtlern so viele Mühe macht, in der fortwirkenden Lebendigkeit, die es dennoch bewiesen hat, der genauen Berücksichtigung aller vorhandenen Mächte und aller Möglichkeiten, der Befriedigung aller entscheidenden Bedürfnisse — ganz abgesehen davon, daß manches Einzelstück der Verfassung eben auf ihn persönlich zugeschnitten war. Und wieder setzte er sich mit dem nun entstandenen Gebilde gleich: er ging fürderhin im neuen Reiche auf.

Die erste Aufgabe war, es zu konsolidieren und auszubauen, alle Ansätze zu entwickeln, alle Formen zu beleben, mancherlei Lücken nachträglich zu füllen: das war die Arbeit zumal der 70er Jahre; sie drängte sich von selber auf, und Viele arbeiteten mit, der Meister blieb er. Und auch der Kämpfer war er geblieben: mit den Liberalen, auf die er angewiesen war, die seine Partei waren, hatte er doch auch Streitigkeiten genug um die Macht; vor allem, mit ihnen zusammen führte er den Krieg gegen die katholische Kirche. Er hatte ihn nicht gern aufgenommen, aber die großen Gegensätze des weltlichen und protestantischen neuen Reiches und des Papsttums, das sich soeben die Unfehlbarkeit erobert hatte, die Gegensätze der Konfessionen, die alle voraufgehenden Kämpfe bereits beeinflußt hatten, drängten zu dieser Abrechnung; politische Gründe trieben den Kanzler dabei vorwärts, auch hier war er vornehmlich der Gegner einer politischen Partei und ihrer nationalen, polnischen Verbündeten. Freilich auch sein persönlicher und ideeller Gegensatz zum Katholizismus ist dem großen Vertreter des Staates dabei so manchmal lebendig geworden, er hat auch als Protestant gesprochen und gefühlt, und es mag sein, daß er von dem Kampfe Weiteres, Höheres erhofft hat als bloß eine Eindämmung der kirchlichen Offensive. Und unzweifelhaft hat ihn in diesem Kampfe das Maß verlassen, das er sonst jeder Macht gegenüber nicht aus den Augen verlor; er mochte die juristischen

Übertreibungen seiner liberalen Verbündeten, die falsch gegriffenen Mittel nicht ganz billigen, er hätte ihre Methode vielleicht nicht von sich aus angewandt, aber zum mindesten hat er sie übernommen und unterstützt; seine Leidenschaft riß ihn im Streite mit fort. Gleichzeitig sprengte sein Bund mit der großen liberalen Partei sein altes Verhältnis zu den Konservativen; mit tiefem persönlichem Schmerze spürte er den Bruch; er hatte das Bewußtsein, der Lage Europas und Deutschlands gegenüber das Notwendige zu tun, indem er sich eine sichere Mehrheit schuf und sich an diese hielt, und sah die Feindschaft der früheren Freunde wie einen schnöden Abfall an. Er rang am Hofe mit katholischen, legitimistischen, persönlichen Gegnern; er stieß bei der Kaiserin auf unablässigen Widerstand und fühlte sich des Kaisers auf den neuen Bahnen nicht sicher genug. Er ließ seiner Bitterkeit freien Lauf und führte jeden seiner Konflikte mit schonungsloser Härte durch; wir kennen seine Beziehungen zu Moritz Busch, durch dessen Zeitschrift er damals alle seine Widersacher, auch die höchsten, anpacken ließ; er verschmähte kein Kampfmittel und litt selber in seiner zornigen Seele am tiefsten. Und in Wahrheit durfte er sich auch jetzt als den Pfeiler betrachten, ohne den das Gebäude nicht bestehen könnte; das Gesamtgefühl für das neue Deutschland, das Gefühl völliger Gleichsetzung der eigenen Person mit allen Bedrängnissen der Gesamtheit konnte doch keiner so in sich tragen wie er: über alle Parteien hielt er das Banner des Ganzen; die Sorge vor den Gefahren, die sein Werk von außen bedrohten, „den Albdruck der Koalition", wenn Österreich den Weg zu Frankreich fände und auch Rußland gegnerisch würde, spürte keiner so wie er. Er hat diese Jahre überwunden; aber glücklich, so scheint es, ist er in ihnen nicht gewesen. Er sah sein Werk gefestigt und gesichert: es scheint, all dieses Wirken füllte ihn dennoch nicht aus; er blickte selber mit wachsendem Bedenken auf das innere System, das er doch noch nicht verlassen konnte: er sehnte sich nach frischem Schaffen — er „langweilte sich", bis er von neuem die Hand anlegte an ein neues Werk.

Die Antriebe zu diesem Neuen kamen ihm diesmal von den inneren Zuständen her.

Seine bisherige Laufbahn hatte ihn, als Vorkämpfer seines Standes wie der Krone, zum Gegner vornehmlich des vordringen-

den Bürgertums gemacht. Aus politischen, sozialen und wohl auch einfach menschlichen Beweggründen hatte er seit langer Zeit Sympathien für den vierten Stand, der sich unter dem Bürgertum und gegen dieses bildete, bekundet; auf Männer wie Lassalle, Wagener, Bucher hatte er gern gehört, gelegentlich auch selber bereits dem Staate ein Eingreifen zugunsten der Arbeiter zur Pflicht gemacht, ohne indessen nachdrücklicher darauf zu bestehen. Daß er das allgemeine Wahlrecht in die Verfassung gebracht hatte, entsprang mehr politischen als im engen Sinne sozialen Absichten, hat seine Folgen freilich auf das Stärkste auch nach der sozialen Seite hin ausüben müssen. Nun aber ergriff in den siebziger Jahren die soziale und sozialistische Bewegung die städtischen Massen mit immer steigender Kraft; eine neue Gefahr, eine neue Aufgabe für das Reich stieg deutlich empor. Sollte das Ganze innen und außen lebendig bleiben, so mußte man diese Aufgabe ergreifen.

Auf dem Gebiete der Handels- und Zollpolitik hatte der leitende Minister die liberalen Überlieferungen des preußischen Beamtentumes, des Zollvereins vorgefunden und in Rudolf Delbrück den fähigsten Vertreter dieser Überlieferungen als überaus brauchbaren Mitarbeiter zu seiner Seite gehabt. Er hatte ihn und die Seinen gewähren lassen; seit 1866 vollends wirkte sein Bündnis mit den Liberalen in der gleichen Richtung; es war im Wesentlichen bisher doch auch die seinige, sie entsprach zudem seiner auswärtigen Politik, die Regungen seiner Abneigung gegen ein bloßes Gehenlassen aller wirtschaftlichen und sozialen Kräfte kamen nicht dagegen auf. Jetzt machten ihn die soziale Erschütterung, die Ausschreitungen der Gründerzeit und ihre Folgen, zuletzt die wirtschaftlichen Beschwerden der Produzenten, ihr Ruf nach Zollschutz, die Maßregeln überdies des Auslandes, an dem gesamten System irre. Die Verschiebung der Weltwirtschaft, die zunehmende Konkurrenz des ausländischen Kornes führte nun auch die bisher freihändlerischen norddeutschen Landwirte in das Lager der Schutzzöllner; was seine Standesgenossen traf, berührte schließlich auch den Reichskanzler. Vor allem aber blieb er als solcher der Vertreter des Staates und des Reiches. Deren Macht und Leistungen zu erhöhen lag ihm am unmittelbarsten am Herzen; er wollte das Reich finanziell selb-

ständig, von den Einzelstaaten unabhängig machen, so erst seinem Werke den Schlußstein einfügen: das war doch wohl für ihn das Entscheidende. Er hatte bereits früher den großen Plan aufgestellt, die Eisenbahnen an das Reich zu bringen, und erwarb, da das mißlang, nun wenigstens die preußischen Bahnen für den preußischen Staat: eine umfassende Stärkung des Staates an Einkünften und sozialer und politischer Gewalt, eine der tiefeingreifenden Neuerungen der neuen Epoche. Und Hand in Hand damit ging der gesamte Umschwung, den er von 1876/77, zumal dann von 1879 ab in immer höherem und weiterem Maße durchzusetzen begann: der Übergang zum Schutzzoll, die Steuerreformpläne mit ihrer Steigerung der indirekten Abgaben, und der Entwurf der sozialen Reformen, der großen Arbeiterversicherungen, als der positiven Ergänzung zu dem sozialen Kampfe, den er seit 1878, seit den Attentaten auf Kaiser Wilhelm, mit der Waffe des Sozialistengesetzes aufnahm, um der gewaltsamen Revolution die Wege mit Gewalt zu verlegen.

In alledem hat Fürst Bismarck eine riesenhafte Arbeit geleistet, in sich selber zuerst und dann innerhalb der deutschen, ja der europäischen Welt. In seiner Seele sammelten sich, während des denkwürdigen zehnmonatlichen Urlaubes von 1877, alle die Antriebe seiner Umgebung, seiner Zeit, er dachte und stritt sie in sich durch, in schöpferischer Einsamkeit, und lenkte sie dann, als sein Eigentum, von den Kräften seines Geistes und zumal seines Willens durchdrungen, in einem einheitlichen, mächtigen Strome in die Welt zurück; er setzte seine ganze Leidenschaft an ihren Sieg. Er fand zunächst die öffentliche Meinung, die der Liberalismus noch beherrschte, seinen Plänen feindselig; er mußte einen neuen Kampf mit ihr aufnehmen, und dieser erweiterte sich zu einer neuen Abrechnung auch mit den liberalen Verfassungsgedanken: Bismarck bot alle monarchischen Kräfte für sich auf und rang noch einmal um das Übergewicht der Krone über das Parlament, um den vollen Abschluß des monarchisch-konstitutionellen Systems. Er mußte dem neuen Zwecke manchen älteren opfern: er schloß, wogegen er sich ehedem gesträubt hatte, mit Rom seinen Waffenstillstand und schließlich eine Art von Frieden. Er brauchte jetzt die katholische Partei und hat es erreicht, ihre Einfügung in den nationalen Staat durch positive Mitarbeit wenigstens zu beginnen.

Er riß, halb in selbständiger Reform, halb in Verhandlungen mit dem Gegner, einen großen Teil der Kulturkampfgesetzgebung ab, beseitigte das Unhaltbare, hielt von den innerlich bedeutsamsten Verstärkungen der staatlichen Position doch ein gutes Teil fest und wurde von den Verbündeten, die er sich hier gewann, keinen Augenblick lang abhängig. Ein Mißerfolg ist hier trotzdem unzweifelhaft geblieben: die Stärke dieses Feindes hatte er nach 1871 unterschätzt, und die Tragweite der Verluste von 1879 ab, die man auf liberaler Seite gern übertrieb, hat er wohl manchmal ebenfalls unterschätzt. Seine Machtpolitik fand an den inneren Hilfsmitteln der Kirche sicherlich eine Grenze. Als ein klares Machtverhältnis zweier Gewalten, die einander fremdartig und beinah notwendigerweise innerliche Gegner sind und die ihre Beziehungen nach internationaler Art durch Vertrag und Entgegenkommen regeln müssen, wenn sie den Krieg nicht wollen: so hat er, nach seinem ersten Rückzuge, das Verhältnis seines Staates zur Papstkirche grundsätzlich aufgefaßt und diese Auffassung praktisch gewahrt; die innerlichsten Probleme, die er hier zuvor angerührt hatte, traten ihm zurück.

Im übrigen blieb er seit 1878 im Vordringen; nicht ohne heftige Rückschläge, ungünstige Wahlen, parlamentarische Gefechte, die der älter Gewordene und nervös Leidende bitterer und schärfer empfand als der Minister der Konfliktszeit; aber er drang vor, er überwand mit ungeheurer Energie die allgemeine Verblüffung und Abneigung gegen sein neues System, er gewann für die Mehrzahl seiner Pläne — wenngleich nicht für den bedeutsamen des Tabakmonopols — die Zustimmung der Reichstage, er gewann von 1881 und 1884 ab die liberalen Mittelparteien nach und nach für seine Reform, er gewann in immer vollerer und feurigerer Hingabe die Jugend, und er hat auch dieses zweite Mal gesiegt und sein Volk auf seine Bahnen hinüber- und emporgerissen. Sein ganzes Wesen betätigte sich in dieser inneren Politik, die er in rastloser Arbeit, in großartigen Reden, in stetem Mahnen und Treiben förderte: vor allem aber betätigte sich hier sein Realismus, der aus den Kämpfen des letzten Menschenalters, die zunächst der Verfassung und deshalb so vielfach den Formen, den Prinzipien hatten gelten müssen, entschlossen und offen zu den harten wirtschaftlichen Wirksamkeiten hinüberlenkte. Aber natür-

lich, auch hinter seiner Politik, die der alten Ideale, des alten Doktrinarismus spottete, standen Ideale und Prinzipien: ein starker religiöser, ein starker monarchisch-patriarchalischer Klang war darin und war sicherlich echt; und die Vertreter des modernen sozialreformatorischen Idealismus wurden wenigstens die Verbündeten Bismarcks. Er selbst errichtete sein großes System der nationalen Wirtschafts- und Sozialpolitik, ein umfassendes System, in dem er — begreiflicherweise nicht ohne Ungleichmäßigkeiten — alle Bedürfnisse und alle Kräfte zusammenzufassen strebte. Er ermöglichte die Durchführung, indem er die bisher einander so oft widerstrebenden Mächte von Industrie und Landwirtschaft dafür vereinigte. Er suchte die Unternehmer und gleichzeitig die Arbeiter heranzuziehen, und den letzteren gegenüber erwies sich wiederum die Grenze seines Vermögens; er gab ihnen durch seine große Gesetzgebung unermeßlich viel, und zumal, er leitete die Gesetzgebung grundsätzlich durch seinen machtvollen Anstoß in neue Bahnen hinüber, die dann über seine Ziele hinaus verfolgt werden mochten; den Freiheitsdrang jedoch des vierten Standes wollte und konnte er, der Mann des Staates und der Nation, der Autorität, der Gutsherr, vollends inmitten seines Ringens gegen die revolutionären Drohungen der jungen, grundsätzlich inter- und antinationalen Sozialdemokratie, nicht anerkennen und nicht befriedigen. Den Widerstand des Handels gegen seine Schutzpolitik warf er zurück: aber auch die Hansastädte trachtete er, nicht bloß im Kampfe, sondern in positiver Unterstützung, in sein System hineinzufügen, und dem deutschen Welthandel lieh er seine Hilfe. Alle diese Neuerungen gipfelten in ihm selber; er predigte ihre sittliche Berechtigung und Notwendigkeit, er lehrte die Durchdringung von Politik und Wirtschaft, die praktische Politik, und zugleich die nationale; er umspannte jetzt erst völlig, auch im Innern, das Ganze des nationalen Staats- und Volkswesens. Und er war wie der handelnde Schöpfer so der allseitige Ausdruck dieser Richtung, die die Jahrzehnte des endenden Jahrhunderts beherrscht hat: feste Autorität, innere Einheitlichkeit und Belebung, äußere Abschließung, innen und außen Macht. Die Bahnen der eigentlich liberalen Epoche wurden verlassen; für Preußen erreichte der Zeitraum, der 1807 begonnen hat, dessen Stufen 1848 und 1866 sind, um 1879 sein

Ende — gewiß nicht, ohne daß ein gewaltiges Stück liberaler Gedanken und Gewöhnungen, die das Leben der Nation völlig durchwachsen hatten, in die neue Zeit hinübergenommen worden wäre. Aber das starke Überwiegen der individuellen Kräfte, der bürgerlichen Interessen, der frei auf sich selber gestellten wirtschaftlichen Gewalten hörte auf; und für die entscheidende, das politische Leben gestaltende Tat war dabei Bismarcks Übertritt die entscheidende Vorbedingung. Er verteidigte sein gutes Recht zu solchem Übertritte, zum steten Um- und Hinzulernen. Tatsächlich war seine persönliche Wandlung dabei gar nicht einmal so tief: denn einerseits, er hatte, mindestens seit 1851, stets dasjenige getan, was ihm durch die Macht und die Lebendigkeit des Staatsganzen geboten erschien, und diese Gebote hatten für ihn bereits mehr als einmal gewechselt; und ferner, er trat diesmal in Wahrheit auf einen Boden, man darf wohl sagen: zurück, der sein eigenster gewesen war von Jugend her, auf den altpreußischen. Er knüpfte an das alte Königtum und dessen allseitige Umfassung aller Richtungen des Volks- und Wirtschaftslebens einfach an; er erneuerte, in veränderten Zeiten und Formen, das System Friedrichs des Großen, des Merkantilismus; er brachte neben und über den liberalen Gegengewalten die altmonarchischen, monarchisch-aristokratischen der preußischen Geschichte zur vollen Wiedergeburt und Betätigung. Er war ja Royalist, und konnte jetzt, bei dem Bunde, der sich zwischen ihm und seinem ehrwürdigen Kaiser, nach manchen früheren Reibungen und Gegensätzen, in diesem letzten Jahrzehnte Wilhelms I., ganz rein, friedlich und innig ausgestaltete, Royalist sein ohne eine Spur von innerlichem Widerstreben. Freilich, der Monarch war nicht er, das blieb in jeglichem Sinne der alte Kaiser, und die eigentlich monarchistische Bewegung dieser Jahre behält in Wilhelm I. ihre klassische Persönlichkeit. Bismarck blieb neben dem Könige, so königstreu er war, jetzt wie in seiner Jugend doch immer noch etwas für sich, der freie Vasall, der selbständige Edelmann und Gutsherr; er stand neben seinem Herrscher persönlich wie die Großmacht neben der Großmacht, und, wenn man das Verhältnis verfassungsgeschichtlich — ein wenig zugespitzt vielleicht — ausdrücken will, nicht nur wie der verantwortliche konstitutionelle Minister neben dem Suverän, sondern zugleich wie der Bismarck neben dem Hohenzollern. Seinem Volke prägte sich

dieser unlösbare Zusammenhang zwischen dem großen Staatsmanne und seiner Scholle unvergeßlich und auf das Anschaulichste ein: es sah, wie er am liebsten auf seinen Gütern, in Varzin, in Friedrichsruh, inmitten seiner Felder und seiner Wälder weilte, dem Boden und all seinem Leben innig verbunden, im Erdreich und im eigenen Hause wurzelnd, ein Kind dieses Bodens in allen entscheidenden Zügen seiner mächtigen Natur, mit ihrer Erdfrische, ihrem Blicke für das Besondere, Natürliche, Unabhängige, Freie: Preuße und Niedersachse, Offizier und Landmann und Edelmann zugleich: und es sah in diesem seinem erdgeborenen Wesen die volle Tiefe und Einfachheit der reinsten und besten deutschen Art, einen Ausdruck deutschen Wesens, wie das Lied und die Sehnsucht der Deutschen es feiert und wünscht, bei aller Hoheit und Herbheit und Härte der Genialität seinen Volksgenossen ganz und gar verständlich und menschlich teuer wie keiner der Größten außer ihm. Er war Preuße mit vielen Eigentümlichkeiten des Preußentums und blieb dies; er selber wollte ja aber Deutscher sein, und war und wurde auch das und wurde es für die Nation immer nur mehr und mehr. Er rief sie in feierlichen Worten auf zur Hut des nationalen Gedankens; was national war, war für ihn und mit ihm, dem Gegenteile war er der eigentliche Feind. Das Reich stand in ihm leibhaftig da. Er wurde seinen Deutschen zum Ideale des Reichs; er schüttelte dazu den Kopf, er wollte von einer Emporhebung seiner Persönlichkeit in das Prinzipielle, von einer Heroisierung, ja selbst einer Genialisierung nichts wissen; er mißtraute dem Enthusiasmus von Natur aus und sah sich selber scharf real, wie er die anderen sah, als den natürlichen Menschen mit natürlichen Kräften logischen Denkens und praktischen Wollens. Daß diese Kräfte, so wie sie in ihm gesteigert waren, — ohne Mystik gesprochen — dennoch etwas Besonderes, eine eigene Macht von unermeßlicher und unvergleichbarer Wirkung aus ihm geschaffen hatten, und daß sein Leben und Wesen aus ihm etwas Allgemeines machte, die Verkörperung eines Begriffes, einer Weltanschauung, das sah er wohl nicht, und wir begreifen und feiern, daß er es nicht sehen konnte. Sein Wesen und Dasein, das die anderen anstaunten, war ihm selbstverständlich, er war ohne einen Anhauch von Eitelkeit und Absichtlichkeit, in jeder Hinsicht von elementarer Größe, von der naiven Tatsächlichkeit des höchsten

Genius. Und er gehorchte der Macht seiner eigenen Natur; das eigentlichst Persönliche, nicht der allgemeine Gedanke regierte ihn zu allermeist; die persönliche Wucht und Leidenschaft, die ungeheure Kraft, die allein das Größte wirklich vermag, die nun aber auch sich selbst betätigen und durchsetzen will, war auch in ihm das letztlich Treibende, sie hat so manches Mal die Fesseln der Regel gesprengt und ihn im Drange des Kampfes wahllos und schonungslos zugreifen und zuschlagen lassen; er war der Titan, der wollte und zürnte wie kein anderer und das Gesetz seines Wesens zum guten Teile aus sich selber nahm. Es ist gegenüber den meisten anderen Gewaltigen in der Geschichte, die man an Höhe des Wuchses mit ihm vergleichen könnte, seine Besonderheit, daß er trotz dieser Riesenkräfte seines Innern sich dennoch zugleich eingeordnet und den allgemeinen Gewalten seiner Umwelt bewußt gedient hat. Das hebt ihn über Napoleon den Großen an sittlicher Hoheit hinaus. Es ist unendlich schwer, mit einiger Sicherheit festzustellen, wie er zu jenen allgemeinen Gewalten, zum „praktischen Christentum" und Monarchismus, zur Nationalität und den Reformidealen in seinem tiefsten Innern, subjektiv, eigentlich stand; wieweit er sie als prinzipielle geistige Mächte auffaßte und anerkannte, die auch für ihn unbedingt verbindlich wären, wieweit sie ihm mehr nur tatsächliche Kräfte und Wirkungsmittel darstellten, wieweit er von ihnen in sich selber ergriffen war oder von ihnen unabhängig blieb, ihnen vielleicht auch manchmal widerstrebte — das alles mochte in ihm nebeneinander bestehen, und was im Ganzen oder jeweils überwog, wird man genau wohl niemals bestimmen können. So viel wird man sagen dürfen: nie ging sein Wesen — unendlich viel weniger noch als das der Kleineren — in diesen Ideen völlig restlos auf, und dogmatisch sich ihnen hinzugeben, sich ihnen als ihr Priester völlig einzuverleiben war er nicht fähig. In sich getragen hat er sie unzweifelhaft. Er gehörte der gefestigten alten Welt an, in der er geboren und groß geworden war, und blieb ihr treu; Religiosität, Pflichtgefühl, ein tiefer Ernst durchwalten all seine Beziehungen zu ihr; sein persönlicher Drang streitet damit und ordnet sich doch ein, er empfindet das Sachliche neben und in und vor allem Persönlichen und dient dem Sachlichen durchaus, mindestens solange als er und die Sachen, das Reich, der Staat, die Monarchie sich

praktisch beinahe deckten. Das ist ja wohl gewiß, daß sein Selbst und die Gesamtheit für sein Fühlen und Handeln, solange er Kanzler war, unwillkürlich zusammenfielen; offen bleibt eben nur die feinere Frage, wie Subjektives und Objektives sich ihm dabei zueinander verhielt, miteinander stritt, einander durchdrang. Man wird diesen zarten Beziehungen, diesen unabläßigen Grenzkämpfen führender persönlicher Selbstherrlichkeit und unleugbarer, dienender Hingabe in diesem großen Leben immer wieder forschend und fragend nachspüren; noch harrt unser da sicherlich so manche Bereicherung und Enthüllung, vielleicht so manche Überraschung. Daß diese Beziehungen da waren, ist klar: nicht nur, daß Bismarcks Dasein und das allgemeine Dasein seiner Welt unlöslich verkettet waren, daß er die großen Ideale von Nation und Kaisertum und Christentum körperhaft darstellte, sondern auch, daß er sie empfand, mit ihnen lebte nach seiner besonderen Art. Er blieb dabei stets im Zusammenhange des sich fortbildenden Lebens ringsumher: wie er vom Preußen zum Deutschen wurde, so war er auch das oberste Wahrzeichen jenes siegenden Realismus, der seine Epoche auf allen ihren Gebieten, praktischen und geistigen, in Wirtschaft, Technik, Kunst, in Geistes- und Naturwissenschaften, in allem Denken und Fühlen der Menschen durchzog und sich immer stärker in ihr entfaltete; er war in seinem Sein und seinem Wirken zum einflußreichsten Führer dieser großen und breiten Bewegung geworden, die zumal der zweiten Jahrhunderthälfte den überwiegenden Charakter gab. Der Inhalt seines Jahrhunderts war so in ihm; und dabei blieb er selbst im Innersten, soweit er einer allgemeinen Gruppe zugehörte, doch stets der altmärkische Landedelmann und preußische Aristokrat, als der er geboren war. Jenen Blick für das Einzelne, der alles körperhaft sieht, teilte er sicherlich mit seinem letzten Vorgänger in der historischen Reihe der größten Vertreter des deutschen Wesens, mit Goethe, dem er so mannigfach vergleichbar ist. Aber wie drängt bei Goethe alles auf die Betrachtung hin, auf die einheitliche, zusammenhängende, bewußte Ordnung aller seiner Vorstellungen, seiner Weltansicht; bei Bismarck alles auf das große Handeln, auf die Erhaltung und Mehrung der Macht des Staatsganzen, das er jeweilig vertritt und das er ist, auf die politische Tat.

Er hat in den achtziger Jahren gesiegt. Der Stern der liberalen Generation erblich; selbst in England lieh ihm nur Gladstones eigentümliche Genialität, die der Bismarckischen so fremd war, noch eine Weile lang ein stärkeres Licht. Bismarcks System — das des wirtschaftlichen Kampfes, aber auch das der inneren Staatspflicht — übte seine Anregungen in weiter Welt; seine Größe leuchtete in alle Lande.

In seiner früheren Tätigkeit war er produktiv vor allem in seiner auswärtigen, jetzt vor allem in seiner inneren Arbeit. Auch die äußere aber entwickelte sich lebensvoll weiter. Die Wirkung der deutschen Einigung auf die wirtschaftliche Weltstellung Deutschlands sah er noch emporsteigen: sein Land trat voller und deutlicher in die Gemeinschaft der Weltvölker ein, der Gesichtskreis der Deutschen wie ihre Arbeit erweiterte sich, die handelspolitischen und machtpolitischen Folgerungen drängten sich auf. Bismarck hat sie, wenigstens nach und nach, noch selber ergriffen; er führte sein Reich aus den kontinentalen Grenzen hier und dort heraus, nach Ägypten, nach Afrika, nach Australien; er eröffnete die deutsche Kolonialpolitik, und seine Zollreformen sollten sein Volk für den erweiterten Wettkampf stärken. Dem neuen Zeitalter hat er die Tore noch aufgetan; er selber aber blieb, der Hauptsache nach, durchaus auf dem Boden der kontinentalen Epoche stehen. Da gründete er, nach den ungewissen Schwankungen der siebziger Jahre, nach dem Hervortreten der russischen Eifersucht, von 1879 ab die Sicherheit seines Reiches auf den Bund mit Österreich und dann mit Italien: eine Leistung von weithin bestimmender Wucht. Er wünschte Österreich zu erhalten; die alldeutschen Gedanken lagen ihm völlig fern, er hat ihnen widersprochen bis an seinen Tod. Er hat doch wohl in Wahrheit dem Bestreben, den Frieden zu wahren, dem Grundsatze, daß Deutschland gesättigt sei, nicht nur in stets wiederholten Worten, sondern in vollem Ernste und mit der Tat gedient. Er gewann seinem Reiche innerhalb Europas eine Art von Übergewicht, zum mindesten die volle Unabhängigkeit; mit einer virtuosen Meisterschaft sondergleichen, einer vollständigen Beherrschung all seiner Mittel erhielt er sich, seit ihm sein Zwei- und Dreibund die Flanke gedeckt hatte, zugleich eine Stellung *zwischen* den Großmächten, mit Rußland in freundschaftlichen Beziehungen, soweit er nur vermochte, gebunden weder

gegen Petersburg noch gegen Wien; eine Politik europäischen Charakters, die er, später besonders, in ein gewisses System gefaßt hat, die aber doch in sich selber niemals einen Anflug von Dogmatismus besaß. Auch den Russen hat er, und mehr als einmal, schneidend entgegentreten müssen, auch mit England wußte er, trotz einiger grundsätzlichen Zurückhaltung, sich zu vertragen und sich zu finden; einzig das Interesse der deutschen Macht bestimmte seine wechselnden Handlungen. Und wie die europäischen Verhältnisse ihm in den siebziger und achtziger Jahren die Gefahr neuer Kriege zu wiederholten Malen drohend nahebrachten — eine Gefahr, die jedesmal, wir wissen noch zu wenig: wie? beschworen worden ist —, so verstärkte er unablässig die Rüstung seines Reiches für den Landkrieg: das Heer und damit zugleich die Macht der Monarchie bildete er fort, solange er im Dienste war.

1885 feierte die Nation jubelnd seinen 70. Geburtstag. Neue Richtungen schlug er von da ab wohl nicht mehr ein; in seiner sozialen Politik blieb er auf dem Boden des Ausnahmegesetzes, die Versicherungsgesetze wurden daneben vollendet, die Bewegung der Reform wohl einigermaßen verlangsamt; zu weiterem Entgegenkommen war der große Staatsmann nicht gewillt. Zwischen ihm und einem Teile der Jugend, die zumeist er selber mit sozialen Bestrebungen erfüllt hatte, eröffnete sich ein Spalt. Zwischen ihm und dem jungen Kaiser, der sich als seinen Schüler bekannt hatte, enthüllte sich der Unterschied der Jahre, der Persönlichkeiten, der Ansprüche; Anschauung traf auf Anschauung und zumal Macht auf Macht; es trat zutage, daß die Stellung Bismarcks zu seinem alten Herrn so nur zwischen diesen beiden Männern möglich gewesen war. Es folgte die Tragödie von 1890; von sozialpolitischen Meinungsverschiedenheiten, von äußerpolitischen Maßregeln her kam es zum Bruch; tiefverletzt und in grimmiger Trauer zog sich der Fünfundsiebzigjährige nach Friedrichsruh zurück. Dann hat er noch jahrelang, immer als einer der großen Faktoren unseres Lebens, auf dieses eingewirkt. Er war Deutschland gewesen, und war von der Höhe, in der sein ganzes Dasein geatmet hatte, gestürzt; schon das überwand er nicht. Aber zugleich verteidigte er seine Gedanken, sein Werk gegen alle, auch und zuerst gegen seine Nachfolger in der Macht. Er glaubte seine Schöpfung im Innern und Äußern bedroht; er erhob sich, der

alte Kämpfer, dessen Dasein einmal Politik war, zornig und schmerzlich zur Warnung, zur Gegenwehr. Sicherlich in tiefem innerlichem Mißbehagen. Der Drang der Persönlichkeit ging jetzt mehr einfach in derselben Richtung wie die allgemeinen Mächte, die er bisher verteidigt und verkörpert hatte; er, der Monarchist, mußte dem Monarchen widersprechen; manche der Waffen, die er gegen andere geschmiedet und geschwungen hatte, trafen nun ihn selbst. Die Mischung von Groll und Pflichtgefühl, von Anhänglichkeit und Opposition, die Kämpfe, die seine Seele erfüllten: alle die Züge dieses bittertragischen Ringens können wir nur ahnen. Kein Zweifel, daß so mancher der Stürme, die er entfesselte, an den Mauern seines eigenen Baues gerüttelt hat; kein Zweifel auch, daß die Wandlung, die seine spätesten Ministerjahre bereits erfüllt, die Wendung zur überwiegend negativen sozialen Abwehr, von 1890 ab noch fortgeschritten ist, daß die Gedanken seiner Politik in diesen Zeiten an Leben und Beweglichkeit einbüßten, daß manches an ihm, auch in der auswärtigen Politik, jetzt, wo er nur zu widersprechen und nicht zu handeln hatte, dogmatischer wurde und zur Erstarrung neigte. Der politische Beurteiler mag Nutzen und Nachteil dieser letzten Wirksamkeit des Gewaltigen abwägen und umstreiten. Der Historiker erkennt in allem die Folgerichtigkeit von Bismarcks Art. Es war der Landedelmann, der jetzt erst ganz und gar wieder zum Durchbruch kam, wie in den sozialen Lehren, so zumal in seinem Verhältnis zum Herrscher; der stolze, freie, unbeugsame, der harte und eigenwillige Mann ohne Menschenfurcht und Rücksicht, der seine Meinung auch gegen den Fürsten verficht, und hier zudem mit dem tiefen Bewußtsein, den wahren Vorteil der Monarchie vertrete Er. Alle äußeren Widersprüche seiner Haltung von früher und jetzt, alle Fragen, ob er recht oder unrecht hatte, werden durch diese innere Notwendigkeit seiner leidenschaftlichen Natur übertönt. In manchem konnte er die Warnungen, die er nach 1890 erhob, noch selber weiterhin berücksichtigt finden. Die Welt allerdings, der Kaiser Wilhelm II. angehörte, blieb von der seinen, bei vielen inneren Gemeinsamkeiten, die wir stärker spüren als er es tat, doch durch breite Abweichungen getrennt. Vor allem darin hat Fürst Bismarck auch in den neunziger Jahren positiv gewirkt, daß er den Deutschen

nach wie vor das Wahrzeichen der Einheit, der Nation geblieben ist; seine Persönlichkeit, seine Vergangenheit, der Kampf, den er weiterkämpfte, hielten ihn stets im Mittelpunkte des nationalen Empfindens. Er wurde brausend gefeiert, auf seinen Reisen von 1892, bei seinem Feste von 1895, er wurde unermeßlich geliebt und bewundert, in heiliger Scheu und heißer Treue blickten die Tausende der Wallfahrer auf den Größten ihres Volkes und ihres Jahrhunderts; er wurde, in aller Einfachheit seines täglichen Lebens, in der Ruhe seines Hauses, in die man hineinschauen durfte, den Deutschen vertrauter, heimischer denn je; er durfte, wie man gesagt hat, bei Lebzeiten die Unsterblichkeit seines Nachruhms empfinden. Einen Genuß oder auch nur einen Trost hat ihm selber all das schwerlich bereitet, ihm fehlte das schaffende Handeln, und nur Handeln war ihm Beruf und Glück. Er durfte sich sagen, daß er, etwa bei seinem Aufrufe zur nationalen Sammlung wider das Polentum, im Sinne seiner großen Vergangenheit auch jetzt noch Greifbares erstritt, und eine moralische Kraft, die sich unablässig betätigte, blieb er für die andern gewiß. Seine eigene Stimmung aber spiegelte das Buch, das er in den ersten Jahren seiner Einsamkeit seinem Vertrauten diktiert und dann selber durchgearbeitet hat, die „Gedanken und Erinnerungen": das Vermächtnis seines Greisentums, noch immer voll von gewaltigem Leben, reckenhaft in Zorn und Selbstbehauptung, voll von tiefer reifer Weisheit in hundert seiner Mahnungen, packend und belehrend in so vielen seiner Erzählungen; aber freilich nicht nur für seine Vergangenheit so reich an mancherlei Verschiebungen, wie es jedes Memoirenwerk zu sein pflegt, nicht nur überall, auch im Historischen, von der Rücksicht auf die Gegenwart, auf die Lehren, die er verbreiten will, durchdrungen und bestimmt; nicht nur sehr sorgsam abzuwägen, zu prüfen in seinen Anklagen, seinen Verurteilungen, sondern auch in seinen politischen Lehren eben doch immer an der Strömung und den Gesichtspunkten der neunziger Jahre orientiert, so daß man nirgends den ganzen Bismarck, wie er wirklich gewesen war, wie er gehandelt und gedacht hatte, aus dem, was er hier ausspricht, einfach erschließen darf. Wohl aber ist es die ganze Wucht seines Wesens, die hinter dem Buche sichtbar wird: schroff, mächtig, einseitig, in Weisheit wie in Leidenschaft immer derselbe, der Eine, stärker als alle anderen

noch er, der Greis, unerschöpflich reizvoll zugleich und tief erschütternd, ein Schauspiel von heroischer Macht.

Unter ihm wandelte sich die Welt. Neue Gedanken und Bestrebungen eines jüngeren Geschlechts, wirre und zukunftskräftige, wollten sich betätigen; seine eigene Art aber blieb über ihnen mächtig, jener Realismus, den er verkörperte, waltete noch überall unentwurzelt vor, auch wenn man ihn angriff und ihn in Bismarck haßte. Der „Altreichskanzler" blieb bis zuletzt, dafür wie für seine umfassende Schöpfung überhaupt, das lebende und immer weiter wirkende Symbol. Die Epoche der nationalen Idee wird keines finden, das sie so allgemeingültig bezeichnete wie er. Auch wo sie bereits weitergeht, als er gewollt hätte, zur Weltpolitik, beruft sie sich mit gutem Rechte auf ihn: über die Schranken seines eigentlichen Daseins hinaus arbeitet er schöpferisch fort, als der Inbegriff einer Lebensrichtung, in allen zukünftigen Lebenskämpfen seines Volkes gegenwärtig und mitstreitend, zeitlich in sich selber bedingt, aber als Mensch und Staatsmann unsterblich für jede Zukunft; in Eigenart und Geheimnissen seines persönlichen Wesens niemals ganz zu enträtseln, niemals zu vergessen, in seiner Gesamtheit wie Martin Luther einer der Prüfsteine, daran sich die Geister scheiden immerdar.

Was er innerhalb seiner Zeitgenossen unmittelbar gewesen, ist hier verfolgt worden. Das Vorrücken seines Volkes und das Zurücktreten anderer, das innere Übergewicht seines Preußens, die innerliche Umwandlung, die politische, materielle und soziale Dehnung, Erhebung, Bereicherung des Goethischen Deutschlands zu dem Deutschland der Gegenwart: all dieses Neue, mit manchem Verluste und vielem Gewinne, für unsere Geschichte gewaltig ohne Gleichen, für die Menschheitsgeschichte des Jahrhunderts von tiefer und breitester Einwirkung: es ist uns ohne seine mächtige Hand undenkbar und ragt über das Zeitalter hinweg in den eisernen Formen seiner Gestalt.

* * *

Gedächtnisrede zu Bismarcks 100. Geburtstag

Gehalten auf der volkstümlichen Gedenkfeier zu München am 27. März 1915

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht sacht an!
Der Herr hat Großes
An uns getan.

Das sind, meine lieben Mitbürger, die strahlendsten Feierklänge von 1870. Mir hallen sie heute durch Ohr und Herz. Dürfen wir sie heute hören? Uns umtobt der Kampf; in Nord und Süd, in Ost und West singen die Geschütze und nicht die Glocken ihr Lied, und die Flammenzeichen um unser Vaterland herum sind keine Zeichen der Feste. Die Siegesfeiern, auf die wir hoffen und trauen, liegen noch in der Zukunft. Der Mann, der uns heute hier vereinigt, ist der Genius des Kampfes, der Genius des bittersten Ernstes. Und dennoch feiern wir dieses Fest, inmitten dieses Krieges: wir feiern es als ein Fest der Treue, des Stolzes, des Dankes, und auch, trotz allem, als ein Fest der Freude. Wir huldigen in dem Manne von Eisen, der unser Volk und unsern Staat geschaffen hat, dem guten Geiste dieses Reichs. Er ist uns Hoffnung und Führer, und daß wir ihn heute in Einigkeit feiern, das ist uns die leuchtende Gewähr unseres Zusammenhalts und unseres Siegs. Wir haben ihn, viele von uns, dereinst mit Augen gesehen: jetzt schwebt er über uns als die Idee unseres Vaterlands; er ist in die irdische Ewigkeit eingegangen, in der die hohen Genien eines Volkes über ihrem Volke weiterleben, mit ihm wachsend, mit ihm leidend, mit ihm siegend, aufsteigend, sich weiter und weiter entwickelnd und sich wandelnd: in ihres Volkes Fortdauer unsterblich. Wir feiern die Unsterblichkeit Bismarcks, den Namen, der Deutschland bedeutet, die Kraft des Heros, aus der wir Kraft schöpfen, seinem Werke zu dienen; und wir haben noch den Sterblichen unter uns gehabt und mit ihm gelebt: wir sehen die Bahnen aufglühen, die ihn aus menschlichem Streiten und Wollen empor- und hinübergeführt haben in jene Unsterblichkeit der Geschichte und der Zukunft. Und unser Gedanke schreitet diese Bahnen nach, aus dem Persönlichen in das Allgemeine hinüber,

aus dem Begrenzten in das immer Weitere, aus dem Vergänglichen in das Unvergängliche, das er uns heute ist.

Die heute Fünfziger und Sechziger sind, wissen noch wohl, wie sie vor dreißig Jahren den 70. Geburtstag des großen Kanzlers begingen. An jenem 1. April 1885 stand Bismarck auf seiner höchsten Höhe. Er hatte das Reich errichtet und hatte es innerlich ausgebaut; er hatte es aus den Tagen der Verfassungsgründung in die Tage der wirtschaftlichen und sozialen Staatswirksamkeit hinaufgehoben; er hatte ihm einen neuen machtvollen sittlichen Inhalt verliehen. Er hatte es fest hineingestellt in ein widerwilliges Europa. Er hatte Frankreich im Zaum gehalten und sich selber Freunde gesucht; er hatte, als neuer Feuerschein im Osten, von Rußland her, aufstieg, Deutschlands Sicherheit auf das 1879er Bündnis mit Österreich gegründet; von diesem mitteleuropäischen Bündnis her, das den haltbaren Inhalt der Vergangenheit wiederherstellte und der Zukunft einen breiten Boden schuf, auf dem sie bis heute gelebt hat und heute deutlicher lebt als je, hatte er eine unvergleichlich glanzvolle Politik betrieben. Er hatte alle Staaten der alten Welt von sich abhängig gemacht, ohne Krieg, nur durch die Feinheit und Festigkeit seiner Hand, durch die Meisterschaft seiner die Welt umspannenden, nirgends faßbaren, überall wirkenden Diplomatie. Er stand zwischen und über Österreich und Rußland, zwischen und über Rußland und England, zwischen und über England und Frankreich, zwischen und über Frankreich und Italien. Er hielt alle Fäden und deckte sein Werk; er leitete sein Volk in die Weite der Erde hinaus und gewann ihm seine Kolonien. Er schloß die Vergangenheit, sein kontinentales Zeitalter, glorreich ab und bereitete das Kommen der Weltpolitik vor. Seine Zeit und seine Welt gipfelten in ihm. Er regierte Deutschland aus der Stille seiner Landsitze heraus, und das Geheimnis umwitterte sein Haupt; er trat im Reichstag aus dieser Stille hervor, blitzend, schlagend, grollend; er befruchtete inneres und äußeres Leben und schloß es in der Großartigkeit seiner eigenen Erscheinung zusammen. Wie haben wir Jüngeren damals dem Redner Bismarck in atemloser Bewunderung gelauscht, seinem heroischen Zorne und seiner schöpferischen Gedankenfülle; wir sahen einen großen Menschen an großem Werke. Wir sahen sein Werk leben; wir sahen sein Reich und seine Ge-

stalt über den Erdteil leuchten; wir sahen uns geschirmt, geleitet, erhöht. Die Parteien seines Volkes stritten um ihn und stritten so manchmal mit ihm. Daß sie den ersten Mann der Welt besaßen, wußten sie alle, und daß er die lebende Einheit war und daß er uns sicherte und vorwärts führte, das war uns selbstverständlich.

Und doch, wie neu war alles dies! Zwei Jahrzehnte zurück: am 1. April 1865 war Bismarcks 50. Geburtstag. Kein Mensch in Deutschland hat seiner gedacht, und wer es getan hätte, der hätte ihm geflucht. 1865 stand unsere Nation in der Blüte ihrer alten Zwietracht. Es gab kein Deutschland, keine deutsche Macht, keine deutsche Einheit; wir standen vor der schwersten Tragödie unserer neuen Geschichte, vor dem letzten entscheidenden Kriege Deutscher wider Deutsche. Wer diesen Krieg kommen sah, der zitterte vor ihm, und nur Einer war es, der seine Notwendigkeit nicht nur begriff, sondern sie wollte und vollzog: Bismarck. Er lag im Streite mit seinem preußischen Landtage; er trotzte lachend und verachtend einer Welt von Gegnern. Ein ungeheurer Haß umbrandete den kühnen Mann: er trug zorniger an seiner Einsamkeit, als er merken ließ, aber er ging mit sicherer Entschlossenheit seine schwindelnde Bahn. Daß er aus Stahl war, hatte man wohl bereits erfahren. Schon hatte er Schleswig-Holstein, inmitten des eifersüchtigen Europas, für Deutschland von der Fremdherrschaft befreit, auf seinen Wegen, allen Wegen der Zeitgenossen stracks zuwider. Schon leuchtete der Kämpfer und der Sieger aus ihm hervor; aber wie wenige glaubten schon an die schöpferische Triebkraft dieses ungeheuren Willens; wie wenige ahnten in dem sarkastischen Junker-Minister den tiefen Ernst eines weltgeschichtlichen Ziels!

Und schließlich, wer hätte es ahnen sollen? Dieser preußische Staatsmann kam aus dem Winkel des deutschen Daseins her, von dem sich die Zeit am wenigsten das Leben, die Befreiung, die Größe dieser Nation erwartete. Ein preußischer Landedelmann, wurzelnd mit all seiner Vergangenheit, mit all seinem Wesen, in diesem harten Staate, in dieser straffen, herben Welt der Hohenzollern und ihres Adels; groß geworden in den dumpfen Zeiten der Restauration, emporgekommen auf den Wegen seines Geburtsstandes, in Fremdheit und Gegensatz zu allem, wonach das neue Deutschland sehnsüchtig die Hände reckte. Wohl war er

gleichaltrig mit diesem neuen Deutschland: der Sohn des Jahres 1815, in dem Napoleon fiel, in dem Waterloo geschlagen ward, in dem die deutsche Jugend zum ersten Male ihr Haupt zur Sonne der deutschen Zukunft erhob. Aber seine Bahnen war er für sich gegangen, ohne Verbindung mit den Idealen der Zeit; ein junger Herr voll sprühender Lebenskraft und Lebenslust, voll übermütiger Kampfeslust und voll Eigenwillen: aber er dachte Jahrzehnte hindurch nur an sich selbst. Er suchte sich: daß dies das gute Recht eines werdenden Genius war, ahnte er selber nicht. Er kehrte dem Staate, dem Beamtentume mit 23 Jahren den Rücken; er ging auf sein Gut zurück, weil er sein eigener Herr sein wollte und sonst nichts. Als er — 1845 — dreißigjährig wurde, war er der pommersche Junker, das Gerede des Landes, toll und selbstherrlich, der ungefüge Held von hundert Schauermärchen. Wer ihn kannte, wußte, daß er mehr war; daß er die Bildung seiner Zeit in sich trug und mit ihr rang; daß er mit den Riesenkräften rang, die in der Seele des jugendlichen Genius gärten und schäumten. Er war voll Spott und voll Sehnsucht, voll Weltlust und voll innerlicher Schmerzen. Er suchte in qualvoller Einsamkeit, unbefriedigt, hadernd, kämpfend, nach einer Ausfüllung für sein Herz und für seine Kraft, nach einer Liebe, nach einem Glauben, nach einem Berufe. Kein Großer unserer Geschichte hat diese Jugendnöte des Genies tiefer erlebt und wahrhaftiger in sich ausgetragen; mit feiner und zarter, heißer und wunder Seele suchte er den engen Pfad zu seiner Zukunft. Und erst als ihm der Friede eines geliebten Hauses und eines persönlich tiefen Glaubens zuteil geworden war, wurde er fähig, seine gewaltigen Kräfte hinauszukehren in die Welt: von innen heraus hat er sich sein Wesen aufgebaut, aus den verborgenen Quellen des Gemütslebens strömten ihm lebenslang die Frische und der Friede zu, aus denen seine Seele die Kraft zum Schaffen sog. Frau, Gott und Beruf hat er im gleichen Jahre gewonnen; auf weiten Umwegen, nichts suchend als die Befriedigung seiner Natur, ist er, des drängenden Ehrgeizes, des ungeheuren Betätigungsdranges ungeheurer Seelenkräfte voll, dennoch wie durch einen Zufall an die Schwelle seiner großen Laufbahn herangeführt worden. Aber als er über sie hinwegschritt, da zeigte sich, daß alles, ihm selber unbewußt, die Vorschule gewesen war, um seine Fähigkeit auszu-

bilden zu dem einen großen Werke, für das er geboren war, zur großen staatlichen Tat.

Er hatte, kämpfend, in seiner Stille gelebt; er war reif geworden, diese Kräfte zu gebrauchen; er hatte begonnen im engen Kreise seiner Provinz und seines Standes: da riß das große Leben die Pforten vor ihm auf, und sein Dasein begann.

Zuerst zwar war es nur eine Begegnung unversöhnlich feindlicher Gewalten. In Preußen und Deutschland flutete die Revolution von 1848 über, und dieser Junker war ihr geborener Verneiner. Sie wollte, von unten her, die volle Freiheit und Einheit; sie wollte die alten Staaten, auch den preußischen, zerbrechen; er war ein preußischer Edelmann und liebte diesen harten, festen, königlichen Staat. Die Revolution zeichnete ein neues Deutschland in die Wolken und vermochte es der Wirklichkeit nicht abzuringen; sie scheiterte an der Wirklichkeit und stellte doch die Ziele der Zukunft auf. Bismarck warf sich ihr ganz entgegen; er war nichts als Preuße; er war Parteimann und Todfeind der Demokratie, er wollte kein liberal einheitliches Deutschland. Unter den Siegern der Reaktion, die den alten Bundestag wieder heraufführten, stand dieser Heißsporn der preußischen Konservativen voran. Er hatte die schärfsten Pfeile gegen den Geist der neuen Zeit abgeschnellt; dann erst trat er auf das Feld seines eigensten Berufs; der Abgeordnete von Bismarck wurde, in Frankfurt a. M., zum Diplomaten. Und hier erst reiften die Saaten seiner bisherigen Entwicklung; er vertrat im Bundestage seinen Staat, er mußte Preußen gegen die Nebenbuhlerschaft der anderen Staaten, gegen den Vorrang Österreichs, verteidigen und wurde sofort zur Verkörperung jenes Staates. 1855 wurde er 40 Jahre alt: da hat der Frankfurter Künstler Jakob Becker den jungen Meister gemalt: etwas glatt nach der Art der Zeit, den Diplomaten in Frack und Orden, aber aus den Augen blickt der Herrscher, der Leiter der Menschen und Dinge, der große Wille einer gewaltigen Kraft. Aus den Augen blickt jene Staatsmannschaft, die sich damals, in Frankfurt, aus dem Triebe der Existenz und der Macht seines Staates heraus, ein neues Preußen, ein neues Deutschland, ein neues Europa aufbaute, durchdachte, durchglühte; eine Staatsmannschaft, die hervorquoll aus Pflichtgefühl und politischem Glauben, und die gesättigt war mit Wirklichkeit,

mit dem Gefühle der Macht, mit dem Entschlusse, seinem Staate die Macht zu erkämpfen und sich selber hinzugeben an diese Macht. So ist er aufgestiegen zu seinem Berliner Amte, so wurde er Minister; so hat er das große Jahrzehnt der Erfüllungen auf Deutschland herabgezwungen. Ich sprach von dem 50jährigen Bismarck und seinem Kampfe nach außen und innen. Anscheinend fremd stand dieser Staatsmann in dem ringenden, unklaren, suchenden Deutschland der 60er Jahre da. Er sah seinen preußischen Staat, dessen Vertreter er war; er sah Europa, in das er diesen Staat erhöhend einführen wollte; zwischen Preußen und den Großmächten des Erdteils, wo blieb ihm die deutsche Nation? Er hat sie mit einem Schlage emporgehoben: aus Wirrsal und Nöten ohnegleichen, aus Machtlosigkeit und Mutlosigkeit, aus Gebundenheit und Hader. Er führte seinen Heimatstaat zur Größe, und mit einem Male ward er selber zum Deutschen. Als preußischer Patriot hat er das deutsche Chaos, zum Besten seines Landes, geklärt: das war die Schaffung Norddeutschlands, und Bismarck wurde zum Träger des norddeutschen Staats. Er kam von Preußen nach Norddeutschland und schritt von Norddeutschland zu Deutschland fort: das Lebensgebot des Staates und der Macht führte ihn vorwärts und führte ihn hinüber auf den Boden der Nation. Er kam nicht vom Idealismus des deutschen Gedankens her, sondern vom Realismus der Macht; aber er setzte sich, im Dienste der Macht, mit dem deutschen Gedanken gleich, er schloß sein Bündnis mit diesem Gedanken und mit seinem Träger, dem deutschen Bürgertum, er sprengte ihm die Pforten der Taten auf, er führte Süddeutschland zum Norden hinüber, er führte sie beide in den Einigungskrieg hinein und nach Paris. Ich erzähle und begründe diese Taten nicht: ich folge dem Wege seines Lebens allein, und den Stufen, die er empor ging. Er war 55 jährig, als er sein Werk krönte. Er war damals bereits der Held der Nation: die Deutschen wußten, wer sie leitete und wohin. Er hat damals in unvergeßlichen Monaten zu Versailles gekämpft, verhandelt, das Reich gebaut, die Neutralen ferngehalten, den Frieden geschlossen mit den Franzosen. Wir sehen ihn am Tische seines Hauses, im Kreise seiner Beamten, arbeitend, plaudernd, bei Speise und Trank; sein Gespräch gleitet blitzend durch alle Höhen und Tiefen des Lebens und des Gedankens; er arbeitet mit un-

endlicher Geduld und in gebieterischer Sicherheit; er zürnt auf alle Gegner, er streitet sich mit den Großen ringsum, auch denen im Lager selbst; er sehnt sich aus dem Kampfe und aus dem Siege wehmütig heim zu Frau und Kindern, und reitet, herbstlich weicher Betrachtungen voll, durch die Parkgänge Ludwigs XIV. dahin; auf seinem Betttische aber findet ein Hausgenosse das Gebetbuch seiner pietistischen Jugendfreunde. Die Fülle der Kräfte und der Gefühle ging in dem Gewaltigen, auf dem Gipfel seiner Schaffenskraft, auch damals streitend und spielend, durcheinander; aber seine Taten waren fest, einheitlich, stählern, von elastischer Stärke: er war in seinem Wirken, was er damals im Bewußtsein der Deutschen schon geworden war, die Verkörperung der von ihm zur Höhe geführten Nation.

Und auf der Höhe blieb er: er sicherte seine Schöpfung, Reich und Sonderstaat, Nation und Stamm miteinander und nebeneinander, er belebte sie unablässig, und führte die Einigungskämpfe fort; aber als er am 1. April 1875 sechzigjährig wurde, da dachte er schon an ein Streben nach veränderten, erneuerten Zielen, und eine Kanzlerkrise umschattete sein Haupt. Er hat diese Krisen zu Kaiser Wilhelms I. Lebenszeit alle überwunden; er hat den Wagen seines Reiches in neue Geleise hinübergelenkt: er hat Deutschland noch einmal, für seine wirtschaftlich-sozialen Reformen, erstürmt; er hat erst als Siebziger, ich sprach zum Eingang davon, den Scheitelpunkt seiner Sonnenbahn erreicht: als er das Fest von 1885 feierte, da war er Deutschland, wenn jemals ein Sterblicher und ein Einzelner zum Inbegriff eines ganzen Volkes geworden ist. Er war ergriffen worden von seiner Nation; er hatte sein Dasein erweitert zum Dasein seiner Nation. So ist er im letzten Jahrzehnt seiner Kanzlerschaft, in jenen achtziger Jahren, auf den Höhen dahingewandelt: so haben auch wir ihn als Wirkenden stets im Gedächtnis bewahrt. Ich habe ihn heute mit raschen Schritten von dieser Höhe in sein Werden zurückverfolgt und wieder hinaufbegleitet bis auf die Höhe. Wie war er damals?

Der Kämpfer war er, damals wie stets. Der Stein, an dem sich die Geister schieden, der Stein des Anstoßes für Zeit und Welt, das war er von Natur und von Beruf. Er hatte dies neue Deutschland in heißen Kämpfen geschaffen; er hatte Einmal in

diesen Kämpfen die Klinge mit jeder Gewalt in Deutschland gekreuzt, ob rechts oder links, ob oben oder unten. An seinem Namen hafteten tausend Gegnerschaften. Sie hafteten auch an seinem Temperament. Er war der Mann des Zornes; unerschöpflich an treibenden schaffenden Kräften, aber eben deshalb auch an kriegerischen Kräften der Seele und des Wortes. Er wäre kein Schöpfer großer neuer Dinge, er wäre nicht der Umwälzer eines Reiches und eines Erdteiles gewesen, wäre sein Inneres nicht angefüllt gewesen mit elementarer Glut. Sie floß in feurigen Strömen hinaus in die Welt und gab seiner Welt Wärme und Leben und Anreiz, und gab ihr einen Schimmer von dämonischer Macht. Immer ging Neues, Eigenes, Starkes von diesem Gewaltigen aus. Zu stiller versöhnender Pflege hat er nicht immer Zeit gehabt. Er hat gekämpft und hat auch Wunden geschlagen: das war seine Art. Aber er hat in allem diesem heißen Ringen, das aus seiner heißen Seele floß, vor allem doch seinem Vaterlande gedient: suverän und eigenwillig — und sachlich, gebunden und ernst. Wer nicht dies beides zusammen sieht, der sieht den lebendigen Bismarck nicht. Er hatte mit gutem Fuge das Bewußtsein, daß alle seine Feinde zugleich Feinde seines Werkes waren, der Einheit und Macht seines Staates, so wie er diese ansah und wollte. Er hatte mit gutem Fuge das Bewußtsein, daß keine Partei und kein Einzelner in deutschen Landen so weit blickte, wie er von seiner Stellung her über ihnen allen, und daß sich keiner in tiefer Seele so leidenschaftlich mit dem Ganzen durchdrang wie er. Er litt alle Gefährdungen seines Reiches in feindlicher Welt wie persönliche Schmerzen mit; er lebte und webte bei Tag und Nacht im Leben des Ganzen, er sann allen Möglichkeiten von Gegenwart und Zukunft nach und dachte sie mit scharfer Umsicht durch, rastlos fragend, rastlos suchend, wenn er bei Tage durch seine Forsten und Felder fuhr und ritt, oder wenn er einsam lag in schlaflos sorgenvoller Nacht. Er kämpfte um Seine Macht, aber in ihr lebte die Macht des Ganzen; er trug das Leben dieses Ganzen in Seiner Brust. Er suchte seinem Schiffe die Pfade durch die Gefahren ringsum, innerliche und äußerliche, und fühlte sie alle durch; er kannte für sein Reich und dessen Weltstellung keine Doktrin und keine Partei, keine Laune und keine Vorliebe, und immer nur das Lebensgebot des Ganzen. Er wußte

zu hassen und zu vernichten, aber er beugte seine gewaltige Natur vor dem Vaterlande und dessen Einheit und Macht. Er blieb der Genius der neuen Zeit der Wirklichkeiten und hat sein Volk mit Wirklichkeit durchtränkt und zur Wirklichkeit erzogen. Aber sein tiefstes Empfinden ergriff das Leben seines Reiches so groß und so streng, daß ich es wohl sagen durfte: der Realist Bismarck sei selber zur Idee des Deutschtums geworden, der große Selbstherrliche habe den allgemeinen Gewalten, die er über sich anerkannte, Nation und Staat und Monarchie, mit beinahe religiöser Hingabe, mit tiefer Einordnung seiner widerstrebenden Riesenkraft gedient. Es war und blieb hinter all seinem Kämpfertum und seinem Zorne ein fester, religiös-sittlicher Kern: wer den nicht erkennt, der begreift Bismarcks historische Größe nicht.

Und an diese Größe war die Größe jener Tage gebunden. Er führte das Deutschland der Reichsgründung, das er zum Siege geführt hatte, nunmehr zur Reife und Vollendung; er trug das reiche nationale System, das sich damals bei uns, konservativ und staatlich, auslebte, auf seinen gewaltigen Schultern. Mit dem ehrwürdigsten der Herrscher und dessen genialem Feldherrn zusammen, überragte er, der Siebziger, der jüngste der drei großen Greise, erhaben die deutsche Welt und die Lande ringsum. Er gab den Deutschen dieses Jahrzehnts in klassischer Mächtigkeit die Ruhe und die Größe; an alle unsere Grenzen schlugen auch damals die Gefahren, aber Bismarck ward ihrer immer Herr; mit leuchtendem Stolze und leuchtendem Vertrauen stand Deutschland hinter ihm. Nicht das ganze zwar: er kam selber von einer Seite her, er blieb der Mann des Befehls, ich sprach von den Überlieferungen des Kampfes und Gegensatzes, die sich notwendig an seine Erscheinung hefteten. Er war zu groß, um überall ausgleichen zu wollen; der Gegensatz und die Größe blieben nebeneinander, und seine gewaltigsten Taten verziehen ihm die nie ganz, gegen die er sie hatte vollbringen müssen. Aber, daß er die Größe war und daß das neue Deutschland seiner Hände Werk und seines Herzens Kind war, das fühlten doch alle, und nahmen es hin, als müsse es so sein.

Dann starb sein Kaiser, und es kam die Tragödie von 1890. Zwei Lebensalter und zwei Persönlichkeiten prallten aufeinander. Der 75. Geburtstag war einer der ersten Tage des Gestürzten in

seiner Verbannung zu Friedrichsruh. Es kam die Einsamkeit, die Tatenlosigkeit, die Trauer seiner letzten Jahre. München erinnert sich anderer Bilder aus jener Zeit: Fürst Bismarck steht — im Sommer 1892 — auf dem Altan des Lenbachschen Hauses, und der Jubel einer grenzenlosen Huldigung schwillt zu dem Schöpfer des Reiches herauf. Um ihn sammelte sich, solange er atmete, auch jetzt noch das Leben, eine brausende Liebe, aber auch der unvergängliche Streit. Es war der folgerechte Abschluß seines Kämpferdaseins, daß sich zum 1. April 1895, zu jenem letzten großen Bismarcktage, den er selber erlebte, die Überlieferung von hundertfältigem Groll zusammenschloß und ihm, vom deutschen Reichstage her, den er geschaffen hatte, den Glückwunsch verweigerte; man möchte sagen, es mußte so sein. Aber zur gleichen Stunde suchte das Deutschland, das von ihm gelernt hatte deutsch zu sein, die deutsche Jugend, ihn auf, und sah in ihm nur noch den Inbegriff des Gemeinsamen allein. Er aber hat zu seinem 80. Geburtstage zu seinen Deutschen gesprochen als die verkörperte Nation: sie lebte uns in ihm und leuchtete in ihm in die Seelen und in die Zukunft hinein. Wir sahen ihn damals, Auge in Auge; den Tausenden, die zu ihm in den Sachsenwald pilgerten, erschien er näher, als ehedem der Minister es gekonnt; sie sahen sein Haus, seinen Park, seine Bäume, die er liebte, sein tägliches Dasein; sie sahen den Gutsherrn von Friedrichsruh, im langen Rock, im großen Hut, von seinen Hunden geleitet, durch seinen Wald einherschreiten wie den Geist dieses Waldes selbst. Unermeßlicher Ruhm krönte das Haupt dieses Achtzigers; daß er in bitterer Tragik mit seiner Verstoßung aus dem eigensten Gebiete seines Daseins, aus seiner Wirksamkeit haderte, daß er in bitterer Seelennot mit der Sorge für seine Schöpfung rang, das ahnten wir wohl und empfanden es schmerzvoll mit. Aber der deutsche Mensch in ihm erschien uns und beglückte uns; wir sahen ihn zart und schlicht, im täglichen Leben von Natur und Haus, und hörten aus den Worten seiner Gespräche wie seiner Briefe den Klang der deutschen Seele. Wir sahen ihn zürnen und kämpfen, ohne korrekte Scheu, ohne die Fähigkeit zur Menschenfurcht; wir sahen Feinheit und Größe, Güte und Leidenschaft, Schlichtheit und Sturmesmacht in seiner Art dicht und selbstverständlich beieinander, wie in den anderen größten Germanen auch; wir fühlten sein deut-

sches Menschentum in begreifender Liebe und Hingabe mit und wußten, was er uns gegeben hatte und was er war. Er hatte unser Volk geformt und erzogen, zur Einheit und zu ihrem Gefühle, zu Staatsgefühl und Volksbewußtsein, zu Wirklichkeit und Kraft. Er hatte es beschenkt, überschwenglich reich. Er war uns der Wohltäter und Leiter, der Vater und der Freund. Er war uns, in der Stärke seiner ungeheuren Natur, in der Mischung seines Seelenlebens, anscheinend widerspruchsvoll und doch ganz einheitlich wie es war, das Bild der Größe: so groß und innerlich tief, so erhaben und so stark, wie menschliches Wesen nur sein kann, unvergeßlich auch als Persönlichkeitsbild, gleich einem Bildnisse aus den Alterstagen Rembrandts. Bewunderung und Dankbarkeit und eine heiße Liebe strömten ihm in unermeßlichen Fluten zu. Er selber hat mit Staunen auf diese selbstlose Liebe geblickt, auf die der harte Mann niemals gerechnet hatte; auch er war dankbar und blieb zugleich in tiefer innerlicher Angst. Das laute Gebet seiner letzten Tage, das seine Nächsten vernahmen, hat seinem Volke und Reiche gegolten, und es kam aus erschütterter Seele. Würde erhalten bleiben, was er mit seinem Herzblute in gewaltigen Zeiten erkämpft hatte?

Wir haben Bild an Bild gereiht, durch die Jahrzehnte seines Erdenlebens hindurch. Über dem Bismarck des Sachsenwaldes noch halten wir den Reichskanzler von 1885 fest, mit dem ich begann. Aber auch dieses Bild versinkt uns jetzt: dieses Bild von triumphierender Größe und mancherlei bleibendem Streit. Wir kehren, auch aus 1885, zurück in den heutigen Tag. Wir sind in unserer eigenen Welt. Wir hören das Getöse eines ungeheuren Kriegs. Und über uns rauschen die Fittiche eines ungeheuren Geschicks. Fürst Bismarck hat diesen Krieg von seinem Deutschland fernhalten wollen; er hat es vermocht; ob er es immer vermocht hätte, bleibt die Frage. Der Krieg gilt seinem Werke, seinem Erbe. Er hat ihm furchtlos in das Auge geblickt, als er im Winter 1887 drohte; er hat sich auf ihn gerüstet und hat auf sein Volk gehofft. Jetzt möchten die Wogen gerne über uns zusammenschlagen, von allen Grenzen her. Und wo ist uns Bismarck heute? Überall! in unserer ganzen Welt! sein Werk ist fortgewachsen, über seine Tage hinaus. Seine Wirkung lodert uns in unserem Volke entgegen: überall! in allen Höhen und Tiefen,

in allen Landschaften, in allen Schichten, allen Gruppen unseres Daseins. Die mit dem Lebenden gestritten haben, bekennen sich heute zu dem unsterblichen Verstorbenen; die Gegensätze seiner Erdentage sind dahin, und alle vollstrecken heute das eine, das er uns geschaffen hat, das er uns in die Seelen gegraben hat, für das er focht und bangte und warnte: heute geht in seinem Deutschland alles zusammen für Staat und Nation, für Reich und Macht. Wie in eine fremde Welt schauen wir in die Tage zurück, da dieses Bismarcksche Jahrhundert erst halb war. Wo sind die Spaltungen von 1865? Sie sind vergangen, vergessen! Wo ist der Kampf, zu dem der alte Kämpfer noch 1885 und 1895 die Degen so Vieler auf sich zog? Wir haben es immer hoffend vorausgesagt, daß Bismarck einmal zum Gesamtbesitze seiner Volksgenossen werden würde, wie es die Größten jeglichen Volkes sind. Wir sehen in ihm heute die Einheit allein. Wir hoffen auf eine bleibende Gemeinsamkeit und Einigkeit aller deutschen Zukunft: wir haben ihre Bewährung in unvergeßlich großen und strengen Tagen erlebt. Und diese Einheit hat keinen gewaltigeren Namen und keinen mächtigeren Träger als ihn. Wir blicken auf dieses Jahrhundert seit Bismarcks Geburt und danken der Gnade eines Geschickes, das unser Vaterland aufwärts geführt hat, aus Zersplitterung und seelischen Nöten und seelischen Gefahren auf die Höhen der Größe und der Kraft. Daß es an Gefahren heute nicht mangelt, das freilich wissen wir allzugut. Aber wir atmen nur um so tiefer auf.

Und so ist's recht. Verdoppelt fühlt und lebt,
Wer ringend über Todestiefen schwebt!

Wir stehen über diesen Gefahren und denken an gar nichts als an den Sieg. Wir feiern keine Siegesfeste, aber wir stählen uns für den Kampf, und keine Gewalt unsrer Welt vermag uns besser zu stählen als die Gegenwart des Helden, der uns diese Kräfte gestaltet hat und immer erhält. Und so rufen wir es dennoch aus tiefer Seele diesen Bismarcktagen entgegen:

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!

Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Wir warten der Tage des Friedens, wo von den Bismarcktürmen die Feuerzeichen über ein befreites Land hinwegflammen und zur Huldigung aufrufen dürfen für den Einiger der geprüften, der neubewährten Nation. Inzwischen ist es uns ein Symbol voll Trost und Kraft, daß diese Steintürme, die den einen Namen tragen, überall hinwegblicken über das deutsche Land, überall fest aus dem Boden hinausgewachsen wie Er, aus Quadern gefügt und von den Stürmen vergeblich geschüttelt. Und das Feuerzeichen, das über uns leuchtet, führend, stärkend, sammelnd, vorwärtszwingend, das ist uns heute Er selbst. Er ist bei uns und schreitet mit uns und schreitet vor uns her. Daß wir ihn hatten und haben, ist seinem Volke eine Versicherung des Mutes und des Siegs. Sein Name ist Leben und Zukunft und unbezwingliches Vertrauen und unbezwinglich einmütiger Kampf. Und heute und immer ist es ein und derselbe Ruf, der persönliche Bekenntnisruf, zu dem wir uns hier versammelt haben, der Ruf: hie gut Bismarck allewege, und der Schlachtruf unserer Nation, der unsere Brüder und Söhne hinausbegleitet in Blut und Sieg, der heilige Ruf: Deutschland, Deutschland über Alles!

* * *

Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation

1900

Nach einem Vortrage vor Londoner Deutschen, Pfingsten 1900

Einen weiten Gang gilt es in dieser kurzen Stunde zu unternehmen: Deutschland und England in ihrem gegenseitigen Verhältnisse gilt es durch die großen internationalen Entscheidungen vom sechzehnten Jahrhundert an zu verfolgen. Es handelt sich um die allgemein-europäischen Krisen, die Zeiten, wo die Völker am sichtbarsten, in politischen Taten, aufeinander, miteinander, gegeneinander wirken. Zwar, politische Beziehungen und allgemeine Kulturbeziehungen sind untrennbar: eine Isolierung würde, für die einen wie für die anderen, eine Verdunkelung bedeuten. Und ebensowenig darf man die großen Krisen, die hervortretenden Entscheidungsjahre, isolieren: auch sie sind nur begreiflich im Zusammenhange der stilleren Jahrzehnte, die zwischen ihnen gleichsam im Schatten daliegen. Denn freilich sinken oft genug auf kurze oder auch auf längere Fristen die gegenseitigen Beziehungen in solchen Schatten zurück; Zeiträume starken Zusammenlebens der europäischen Völker wechseln mit solchen des Alleinlebens der Einzelvölker ab. Ich habe heute auf der einen Seite die politischen Momente, auf der anderen die Entscheidungszeiten in den Vordergrund zu drängen; aber ich habe dabei stets zugleich auf die Kulturentwickelung hinzuweisen — Innerstes und Äußerliches beeinflußt einander unablässig; und ich habe zwischen den Höhepunkten, auf denen wir hauptsächlich verweilen, überall auch die verbindenden Linien rasch zu ziehen. Auf den Reichtum und die Farbe der Einzelheit, des Einzelereignisses, der Einzelpersönlichkeit, die Fülle des kulturellen Lebens muß ich dabei verzichten: zu einer Art von Flug durch vier Jahrhunderte wolle der Hörer mich begleiten. Der Endpunkt, zu dem wir zielen, ist ihm bekannt: es ist die Gegenwart mit ihren Völkerbeziehungen, die allen vor Augen stehen. Sie stellt zugleich eine Menge gefährlicher Rätsel. Unsere Betrachtung bleibt auf festerem, auf historischem Boden: die Bahn der Vergangenheit in ihren Hauptstadien will sie überschauen. Den Ausgangspunkt aber bildet das sechzehnte Jahrhundert: das führt uns gleich in eine Zeit lebhafter englisch-deutscher Beziehungen hinein; es führt uns auf die erste der großen modernen Krisen hin — gleichzeitig überdies auf jene innere Untrennbarkeit der politischen und der allgemeinen, geistigen wie wirtschaftlichen Faktoren.

Es ist das Jahrhundert der Reformation, das Jahrhundert der deutschen Weltwirkung, in dessen erster Hälfte wenigstens noch Deutschland im Mittelpunkt der Länder steht. Deutschland ist damals noch reich, es ist an Stärke der Bevölkerung, des Handels, an Wucht der Arbeit, des Besitzes, des Einflusses England noch weit überlegen; allerdings seit langem bereits im unaufhaltsamen politischen Zerfall und vornehmlich deshalb zuletzt auch zu wirtschaftlichem und auch zu geistigem Niedergange verurteilt. England ist damals soeben in seine Neuzeit eingetreten; ein kleines, menschenarmes, ganz überwiegend agrarisches Land, seit Menschenaltern von den ausländischen Kaufleuten wirtschaftlich beherrscht, durch blutige innere Wirren lange gelähmt. Aus diesen Wirren, dem Todeskampfe seines alten, feudalen Hochadels, hat es die Diktatur der Tudors damals herausgehoben, es geeinigt und befriedet, es erst in sich selber, dann auch den anderen gegenüber wieder zusammengefaßt und gestärkt, es allmählich hineingeführt in die Reihe der wetteifernden europäischen Nationen. Ein einheitlicher Staat — ich darf die tief und weit ausgreifenden historischen Gründe von alledem hier nicht erörtern — umschließt schon damals das englische Leben; das Königtum leitet ihn, im Bunde mit dem Mitteladel und den höheren städtischen Klassen, zumal denen der Hauptstadt London, im Bunde mit dem Parlamente und der Selbstverwaltung, die auf jenen Ständen ruhen; es betreibt seit 1500 eine feste nationale Wirtschafts- und Machtpolitik. Und diese Politik hat die ersten unmittelbaren Beziehungen zwischen England und Deutschland unter den Tudors in ihrem Gefolge gehabt: sie befreit England, in Anläufen, die ein volles Jahrhundert durchziehen, von der Handelsherrschaft der Fremden. Sie hat Italiener, Niederländer, Deutsche allmählich hinausgedrängt. Uns steht die stolze Erinnerung des hansischen Stalhofes vor der Seele, des Bereiches der deutschen Kaufherren an der Themse, mit ihrem Reichtume, ihren Vorrechten, ihrer verbrieften Macht. Die Tudors, zumal und zuletzt Elisabeth, haben diese Macht gesprengt, die Krone handelt da als Arm und als Haupt des englischen Kaufmannsstandes; auch der Deutsche, dem diese Hergänge schmerzlich bleiben, kann niemals bestreiten, daß es eine notwendige nationale Selbstbefreiung war. Und er greift die andere Notwendigkeit mit Händen, kraft deren die vereinzelten

deutschen Städte, die hinter den hansischen Kaufleuten standen, trotz all ihres lange aufrechten wirtschaftlichen Unternehmungsmutes, in ihrer politischen Schwäche durch die politische Wucht der neugebildeten nationalen Staatswesen Nordeuropas geschlagen und verdrängt werden mußten, verdrängt aus allen den nordischen Meeren, die sie dereinst, solange die Gegner noch unselbständig waren, beherrscht hatten. Hier hat sich, im Ringen mit den Deutschen, der erste große Aufschwung des neuen Englands vollzogen, der große Macht- und Kulturaufschwung der Elisabethischen Zeit; ein englischer Handel entsteht, streift die Fesseln der Fremden ab, geht selber wetteifernd und erobernd in deren Gebiete hinaus; er nistet sich ein in der Nord- und Ostsee und wagt sich alsdann in den Ozean, den das Zeitalter der Entdeckungen erschlossen hat und der erst jetzt, in den Jahrzehnten vor und um 1600, zum Tummelplatze auch der nördlichen Völker wird. Erst damals rückte England in die Reihe der modernen Seevölker ein; erst damals begann die später so viel bewunderte Gunst seiner Meereslage zu wirken, die ihm die Sicherheit gegenüber dem Kontinente, die freie Stellung in der großen Welt, den fruchtbaren Bund mit den Wellen verliehen hat. Deutschland aber hat sich vergeblich gemüht, die neuen Verschiebungen mit-, sie auch für sich nutzbar zu machen, sich in den Meeren des Nordens zu halten und seinen Teil am Ozean zu gewinnen; schutzlos und haltlos überall, weil es machtlos und staatlos war, ist es zurückgesunken aus der Zahl der Führenden und Lebendigen. Und auch seine geistige Blüte, die Blüte der Reformationszeit in Kultur und Religion, auch sie ist in der Dumpfheit und Enge des zerfallenden kleinen Einzeldaseins, ohne den Odem freier und weiter Verhältnisse, traurig genug hingesiecht und verdorrt.

Und doch hatte dieses zerfallende Deutschland eben damals der Welt, mindestens der germanischen Welt, Unermeßliches geschenkt. Wer die Wirklichkeit der Geschichte erfassen will, ob nun Protestant oder Katholik, der kann die ungeheure Tragweite der Einwirkungen, die von der Reformation ausgegangen sind, nirgends mißkennen. Gerade unserer Betrachtung bietet sich ebenhier der Faden, der sie durch die Überfülle der Tatsachen von vier Jahrhunderten deutlich hindurchleitet. Der Gegensatz der romanischen und der germanischen Völker, ihrer besonderen Art und Kultur, ist

älter als die Reformation. Zum guten Teile aus dieser Verschiedenheit ist die Reformation hervorgegangen, als eine germanisch aus- und umgestaltete Form des Christentums. Sie hat seither einen großen Teil der germanischen Völker ergriffen und hätte sie, ohne politische Hindernisse, wohl unzweifelhaft alle für sich erobert. Das ist ja nicht geschehen, aber der Mehrheit und dem überwiegenden Charakter nach bedeutet doch germanisch seitdem so viel als protestantisch und romanisch so viel als katholisch, und jenen Unterschied der germanischen und der romanischen Völker hat die Reformation gewaltig vertieft und zugleich verfeinert. Der Zug der persönlichen Selbständigkeit, der persönlichen Wahl des Einzelnen in seinem Verhältnis zu Gott und der Kirche, der in Luthers Riesentat das eigentlich Entscheidende war, hat sich, in aller Verhüllung und Trübung der Folgezeit, den protestantischen Nationen zuletzt doch immer wieder erneuert und ihre Eigenart wieder bestimmt, mit seinem Drange zu freier eigener Verantwortung, zur Besonderheit und Vielfältigkeit innerhalb des Ganzen — während im romanischen Geistesleben und Staatsleben der Trieb der Einheit, der Autorität, der Masse überwog. Über die Romanen ragte die kolossale Kuppel der alten Weltkirche, alle umschließend und beherrschend, über allem lastend, hinweg; die religiösen Verhältnisse sind da ein für allemal geregelt, und eine ewige, unüberwindliche Autorität hält sie und hält die Völker gebieterisch fest: das hat überall gewirkt, und damit im Verein der nationale Charakter. Frankreich ist, für lange Jahrhunderte, zum größten historischen Vertreter dieser Welt und Weltansicht geworden: Einheit, Staatsgewalt, Königsallgewalt über allem, das ganze Wesen von oben her wuchtig und planvoll bestimmt und gelenkt, Glaube und Geist, Kunst und Staat, alles machtvoll, massig, imposant, aber in vorgezeichneter Bahn — die Selbstbestimmung, die Unabhängigkeit des Einzelnen, seine Verantwortung und Entfaltung grundsätzlich beengt und beschnitten. Alle Geschichte der modernen Nationen seit Luthers Tagen zeigt diese Gegensätze auf, und sie sind Jahrhunderte hindurch immer nur schärfer geworden. Deutschland selbst hat die Wirkungen der Persönlichkeitsbefreiung und der geistigen Verlebendigung, die in seiner Reformation beschlossen lagen, niemals rein genossen. Vor allem doch jener Fluch seiner politi-

schen Lage hat sie ihm verkümmert, der Fluch seiner politischen Zersplitterung und Verdumpfung: seine Schicksale haben es ihm mit furchtbarer Strenge erwiesen, daß nur in gesunden staatlichen Verhältnissen auch der Geist auf die Dauer frei und groß gedeihen kann. England ist vor solchem Zerfalle und solchem Verfalle bewahrt geblieben: es hatte und es behielt und verstärkte seine einheitliche nationale Macht und hat dann doch die Folgen jener Ablösung von der römischen Kirche, jener Befreiung des Ganzen und zumal des Einzelnen, auf das reinste und wirksamste erlebt: es hat die Vorteile der Reformation ohne die deutschen Nachteile gehabt. Allein die Verwandtschaft der beiden Stämme, die in der Stammesart selber immer vorhanden gewesen, ist durch die gemeinsame Abwendung vom Papsttum, durch den gemeinsamen protestantischen Grundzug seither gewaltig gesteigert worden. In dieser Gemeinschaft am deutlichsten ruht die Einheit ihrer, der germanischen, Kulturgruppe auf der gesamten Erde. Und stets von neuem hat sie sich greifbar betätigt.

Ihre erste große Betätigung aber ist der erste große Moment der neueren englischen Geschichte: der Kampf mit Spanien im Jahre 1588. Spanien war die katholische Weltmacht geworden: für die römische Gegenreformatoin, für das spanische Übergewicht führte Philipp II. lebenslang das Schwert, beides verschmolz sich ihm und seinem Volke in Eins. Und den Engländern floß, indem sie Jahrzehnte hindurch bereits in verdecktem Kriege mit diesem Weltreiche lebten, ebenfalls das Verschiedenartigste untrennbar zusammen: sie stritten für ihre politische Unabhängigkeit, für ihre wirtschaftliche Ausdehnung in Europa und auf dem Ozeane, und zugleich für ihre Kultur und ihr Bekenntnis. Widerwillig aufgenommen, wurde der Entscheidungskampf bedeutungsvoll für sie und für die ganze Welt. Nach langem Zaudern erst hat Philipp seinen großen, umfassenden Stoß gegen die nordische Insel gewagt, der ihm den Westen und in der Folge dazu die Mitte des Erdteils unterwerfen mußte: die Geschicke der Menschheit, so hat Leopold Ranke geurteilt, lagen auf der Wagschale.

Die englische selbständige Kraft hat die einheitlichere und massigere spanische in den unvergeßlichen Kanalschlachten des Augusts 1588 besiegt. Erst dieser Sieg hebt England völlig und sichtbar in seine weltgeschichtliche Epoche hinauf: es hat sich er-

wiesen als ozeanische Gewalt. Und zugleich hat es dem festländischen, auch dem deutschen Protestantismus eine unendliche, vielleicht eben die entscheidende Hilfe gebracht. Das Schicksal der nördlichen Niederlande, Hollands, war mit dem der Elisabeth verknüpft. Die deutschen Protestanten, meist zersplittert und überwiegend passiv, niemals auch nur entfernt so einheitlichen und unmittelbaren Handelns fähig wie der englische Staat, gehörten doch zu der Weltgruppe, welche die Königin damals führend vertrat, und neigten gerade in jenen Entscheidungsjahren einiger und enger und auch tatkräftiger als lange vor- und nachher einander und den westeuropäischen Glaubensgenossen zu. Auch ihnen ist die Niederlage der Spanier wichtig geworden. Und so zeigt, wenn man vielmehr die großen inneren Zusammenhänge als einzelne militärisch-diplomatische Verbindungen im Auge hat, diese erste der hervorragenden europäischen Krisen, die uns auf unserem Wege begegnet, diese 1588er Entscheidung über die zumeist westeuropäischen Gegensätze von Reformation und Gegenreformation, von Nord und Süd, von germanischem und romanischem Wesen, doch gleichzeitig England und Deutschland — hier allerdings nur das protestantische Deutschland — auf einer und derselben Seite: man kann immerhin sagen, miteinander im Bunde.

Danach ist die Geschichte der beiden Völker ein Jahrhundert hindurch getrennte Bahnen gewandelt. Deutschland wird durch den Unsegen aller seiner Spaltungen in die verspätete und deshalb doppelt furchtbare Abrechnung des Dreißigjährigen Krieges hineingetrieben, in welchem sein altes Staatswesen vollends zugrunde geht, sein Boden von allen Heeren Europas verwüstet, die längst hinwelkende Kraft seines Wohlstandes und seiner Größe ganz geknickt wird. Es bleibt nach 1648 politisch und wirtschaftlich vom Auslande überherrscht; es fängt eben damals an, in der Stille wieder zu erstarken und seine künftige Erhebung an vielen Stellen vorzubereiten; seine aufsteigenden neuen Einzelstaaten und als ihr zukunftsvollster der brandenburgische, regen sich freier und kräftiger: es ist der Anfang eines neuen Emporgehens, aber welch ein unendlich mühseliger Anfang! Und als hinauswirkende Weltgewalt fällt Deutschland für den größten Teil des siebzehnten Jahrhunderts fast aus.

England hat es besser gehabt; aber auch für England war das

siebzehnte Jahrhundert eine Zeit des Sonderlebens: es lebte in sich und wenig in der europäischen Welt. Freilich in sich selber war sein Dasein erstaunlich reich. Da hat sich zuerst, in Elisabeths späten Jahren, der Glanz der weltlich-freien englischen Renaissance entfaltet, der neben der Königin ihren großen Dichter unvergänglich umstrahlt. Dann ist ihr die religiöse Gegenströmung des Puritanertums gefolgt: auf Shakespeare Milton; die Epoche, in welcher England vom religiösen, christlichen, protestantischen Geiste erst in seinen Tiefen innerlichst durchtränkt worden ist — erst von 1600 ab hat sich die deutsche Anregung der Reformation der englischen Seele wahrhaft eingeprägt. In starker, einseitiger, großartiger Übertreibung ist sie damals auf England eingedrungen, ein neues tiefes Lebenselement, das sich seitdem in allem Wechsel der Zeiten und der Formen im nationalen Charakter unzerstört erhalten und weitergebildet hat. Und diese religiösen Kräfte haben in dem Ringen des Parlaments, des politischen Adels und Mittelstandes mit dem Hause Stuart erst den Ausschlag und haben der ersten, der großen Revolution, ihre Farbe gegeben: sie haben der Monarchie Karls I. das Rückgrat zerbrochen. Aus ihrer Herrschaft ist dann auch der einzige Versuch hervorgegangen, den England um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gemacht hat, nach der Schwäche und Zurückhaltung der ersten Stuarts wieder eine gewaltige auswärtige Politik zu treiben: Republik und Protektorat sind in die Bahnen der Elisabeth zurück- und noch über diese Bahnen hinausgelenkt und Oliver Cromwell hat den Anlauf genommen zu einer protestantischen Weltpolitik, die doch zugleich nicht arm an englisch-nationalem Realismus war. Doch blieb dies ein letztes Aufflammen der internationalen Betätigung des Zeitalters der Reformation; nach 1660 sank England wieder in sein Sonderdasein zurück. Nur ein Stück aus dieser auswärtigen Kraftentfaltung der ersten Revolution nahm die Restaurationszeit Karls II. als Erbschaft herüber: sie bildete ihre wirtschaftliche Seite weiter. Die Navigationsakte, wie sie die Republik 1651 zugunsten des englischen Kaufmanns und Reeders erlassen hatte, wurde nicht aufgegeben. England war, nach einer halbhundertjährigen Pause, damit wieder sichtbarer und rücksichtslos in den aktiven Wettbewerb der Seevölker eingerückt: es hatte sich gegen Hollands seit 1600 immer klarer herausgebildetes merkantiles

Übergewicht erhoben, und diesen Kampf um die Seegröße, mit den Waffen des Handels und den Waffen der Gewalt, hat es von da ab niemals wieder fallen lassen. Es war erst nur der Kampf gegen Holland — so lange griff England in die großen Gegensätze der europäischen Welt noch nicht allzu unmittelbar ein. Aber 1688 erreichte diese Epoche ihr Ende. Das lange innerliche Ringen zwischen Parlament und Krone fand in der zweiten Revolution, der Verjagung der Stuarts seinen Abschluß. Der Landadel und die Kaufmannschaft und die Gewerbe von London, aber auch der Protestantismus Englands hatten gesiegt; die Puritaner hatten ihr einseitig schroffes Ideal nicht durchgesetzt, aber ein protestantisch freier Staat war ihren Kämpfen doch entsprossen. Inzwischen hatte englisches, protestantisches, puritanisches Wesen die Ostküste Nordamerikas kolonisiert und einen neuen Erdteil mit seinen Besonderheiten durchdrungen. Das neue England aber ist, auch auf der heimatlichen Insel, in diesen Glaubens- und Staatswirren des siebzehnten Jahrhunderts durchgebildet worden: es hat damals seine volle Gestalt erhalten. In sein neues Zeitalter — das achtzehnte Jahrhundert im weiteren Sinne, das Zeitalter, das 1688 beginnt und erst 1815 endet — trat es ein, protestantisch und parlamentarisch, unter monarchischen Formen wohl noch, aber in einer Verfassung, die wesentlich beherrscht war von der politischen Aristokratie. Und die für den inneren Zweikampf abschließende Krisis von 1688 stieß es auch erst wieder in den vollen Strom der europäischen Machtkämpfe, der Weltkämpfe hinein: sie bezeichnet für England zugleich die zweite seiner großen Krisen internationaler Art. Sie erst gab ihm wieder entscheidenden Anteil an der Weltpolitik und erhob diese Politik zum entscheidenden Faktor des eigenen englischen Daseins. Das Ringen um ein Weltreich setzte erst jetzt ein: und wieder, wie 1588, war der Gegner ein romanisches und katholisches Volk, der Erbe Spaniens in seinen Ansprüchen als Haupt der südlichen und westlichen Welt — das Frankreich Ludwigs XIV. Dies Frankreich bedrohte als politische Macht die Stellung aller seiner europäischen Nachbarn; es dehnte sich überdies wirtschaftlich über sie hinweg, es griff, Kolonien zu erwerben, weit hinaus in alle Fernen der Erde; es war endlich von katholisch-kirchlichen Bestrebungen durchdrungen und getragen. Seit anderthalb Jahrzehnten hatte England sich

ihm, in Stimmungen und Interessen, entgegengesetzt gefühlt, aber die Stuarts hatten an Frankreich festgehalten: jetzt erfolgte mit dem Bruche der Stuartschen Macht zugleich der Bruch zwischen den beiden Völkern. Hand in Hand aber mit England gingen dabei die Deutschen. Der Sieger über Jakob II., Wilhelm von Oranien, war gleichzeitig die Verkörperung des europäischen Widerstandes gegen Ludwig XIV.; mit seinem brandenburgischen Oheim im Einverständnis rüstete er damals den Entscheidungsschlag wider die beiden Feinde: es ist bekannt, daß der Große Kurfürst auf seinem Sterbelager noch seiner Garde die Namen London und Amsterdam zur Parole gab. In diesem Streite gegen den französischen und katholischen Weltehrgeiz Ludwigs XIV. haben England und Preußen zum erstenmal zusammengestanden. An 1588 reiht sich 1688.

Der Feind dieses Jahres ist für England der Todfeind geblieben bis 1815. Der englisch-französische Gegensatz ragt über die gesamte politische Geschichte Europas während dieses langen Zeitraumes hinweg: ein Gegensatz, der alles in sich hineinzog, der zum Kampfe wurde um die Macht innerhalb Europas, um den Handel, um die Absatzgebiete, um die Kolonien, um Nordamerika und Ostindien: ein Gegensatz von wahrhaft weltumspannender Weite. Er hat eine lange Reihe großer Kriege heraufgeführt, echte Nationalkriege, die immer zugleich vor allem Handelskriege gewesen sind, sieben an der Zahl, der kürzeste 5-, der längste 12jährig, derart — so hat es Seeley ausgerechnet —, daß unter den 126 Jahren der Epoche 64 Kriegsjahre waren. Bei diesem Kampfe aber brauchte England von Anfang an, um seiner selbst, nicht bloß um des ihm später angeschlossenen Hannovers willen, einen starken Helfer auf dem Festlande, einen Stützpunkt in Mitteleuropa: und dort war der Hauptfeind Frankreichs seit Jahrhunderten das Haus Habsburg und von dessen Zweigen seit dem siebzehnten Jahrhundert der österreichische Zweig — der Kaiser. Seit 1688 haben sich der katholische Kaiser und das protestantische England gegen den gemeinsamen Gegner, den Franzosen, vereint. Eine Freundschaft, die selbst die Grenze von 1815 noch mannigfach überdauert hat und heute noch nachwirkt; ein rein politischer Bund: innere Gemeinsamkeiten fehlen den beiden Genossen. Die Landmacht Österreich und die Seemacht, zu der

England in immer höherem Maße wurde, halfen einander; was sie zusammenband, war lediglich der gemeinschaftliche Kampf gegen Frankreich.

Und eben deshalb ist an einem Punkte, dem historisch gerade wichtigsten von allen, dieses englisch-österreichische Bündnis für eine Weile auseinandergebrochen: das geschah, als die diplomatischen Verschiebungen von 1756 Österreich auf die Seite Ludwigs XV. hinübergebracht hatten, in den Ausbruchzeiten des Siebenjährigen Krieges. Das ist der eigentliche Entscheidungskampf geworden, und er fand neben England wiederum eine deutsche Macht, aber nicht Österreich, sondern Preußen.

Dieses Preußen war ja inzwischen in Deutschland zu Österreichs aufstrebendem, norddeutschem Rivalen und seit 1740 zu Österreichs eigentlichem Todfeinde geworden. Mit England war Preußen seit 1714 selten gut Freund gewesen. Denn den englischen Thron hatten seit 1714 die norddeutschen Nebenbuhler der Hohenzollern, die hannöverschen Welfen inne, und wenngleich das Wechselspiel der politischen, zumal aber auch der konfessionellen Parteien die beiden großen protestantischen Staaten in den vergangenen Jahrzehnten gelegentlich zueinander geführt hatte, im ganzen hatten sie doch, nach Taten und Gefühlen, den entgegengesetzten Lagern angehört. Und sicherlich, verschieden genug waren England und Preußen in so manchen bedeutsamen Zügen. England war seit 1714 vollends parlamentarisch, von der politischen Aristokratie, von den Whigs regiert, der Partei, in welcher der große Landadel sich mit der Macht des wohlhabenden Bürgertumes verband. Es wurde in Wirtschaft und Geist immer vollständiger ein modernes Land; die Landwirtschaft war noch stark und im Staate gewichtig, aber neben ihr und allmählich über sie hinaus wuchsen die bürgerlichen Gewerbe, der große Handel, der immer mehr zum eigentlichen Wahrzeichen des Inselvolkes wurde, und dann, ihm nachstrebend, die werdende große Industrie. Und in diesem adelig-bürgerlichen Staate entfaltete sich, seit 1660, seit dem Sturze der Puritanerherrschaft, die englische Aufklärung: ein naturwissenschaftlich-kritisches Denken, das nach und nach alle Lebensgebiete überzog, das auch die Staatsanschauung, auch die Religion ergriff; die Aufklärung, bei all ihren Einseitigkeiten und mancher Ausschreitung dennoch als historische Gesamterscheinung

für das gesamte Geistesleben unserer Welt die gleichberechtigte Nachfolgerin der Renaissance und der Reformation — auch und besonders der Reformation, deren Werk sie in mannigfach anderer Richtung ihrerseits doch weiterführte: sie leitete unsere Nationen aus der Gebundenheit der alten religiösen und kirchlichen Begriffe und Zustände in freiere und weltlichere über, sie erst hat die Welt geschaffen, in der wir atmen — wir alle! Sie aber ist auf germanischem Boden maßvoll geblieben: sie traf da nicht auf die äußerliche und innerliche Zwangsgewalt der römischen Kirche, sie begegnete den dehnbaren protestantischen Landeskirchen, sie begegnete dem alten germanisch-protestantischen Drange der selbständigen Persönlichkeit; da konnte sie weiterbilden, ohne einen Bruch. In den romanischen Gebieten hingegen, in Frankreich zumal, im Kampfe mit unbedingten Gegnern, mit den Jesuiten und der dieser verbündeten Staatsgewalt, ist sie radikal und revolutionär geworden; in England blieb sie reformatorisch. Und auch in Preußen erschien sie in dieser gemäßigten Gestalt. Zwar der preußische Staat, an Alter und Sicherheit und kultureller Höhe weit hinter den Verhältnissen Englands zurückstehend, in eisernem täglichem Kampf ums Dasein und seine Zukunft begriffen, war straff, militärisch, hart und absolut, von der breiteren und behäbigeren parlamentarischen Wirtschaft weit verschieden. Aber auch Preußen bildete den alten protestantischen Geist in seiner Weise bei sich fort, seine größten Herrscher gehörten unbewußt oder bewußt der Aufklärung zu, und Schule, Geist und Kirche wurden von ihr berührt, der Boden gelockert, der Staat selber tausendfach befruchtet. Bei allen deutlichen Abweichungen war ihnen ebenso gewiß, im Größten angesehen, das eine gemein: die Erbschaft der Reformation nach Geschichte und Gegenwart, und zugleich äußerlich die Vormachtstellung in der protestantischen und der germanischen Welt.

Und nun wurde beiden gerade diese Gemeinsamkeit durch ihre Weltinteressen recht eigentlich ins Blut getrieben. Denn sie hatten beide zu Todfeinden je eine katholische Großmacht, England die französische, Preußen die österreichische, und eben um 1756 drohte ihnen beiden die entscheidende Prüfung. Es ging um Canada und die Vormacht in Nordamerika, um Ostindien, und es ging um Schlesien; es ging um die Lebensinteressen beider im

vollsten Sinne. Englands Weltstellung, die Sicherung und Durchführung seines werdenden Weltreichs, das soeben überall auf Frankreichs Gegenwirkung stieß, stand auf dem Spiele; und Preußen rang geradezu um seine eigenste Existenz: wollte man doch den jungen Großstaat ganz niederschlagen, ihm all seine Außenlande wieder abnehmen, die Beute an die Nachbarn verteilen. Es war für Deutschland die Frage nach der Zukunft eines norddeutschen Gesamtstaates, nach der Zukunft einer deutschen Einheit unter norddeutscher Leitung gestellt: überall also die politischen Daseinsfragen. Bisher erklärte Gegner, waren England und Preußen 1755—56 halb zufällig zueinander geführt worden, beide noch ohne ein Bewußtsein von der Tragweite ihrer Annäherung; geliebt hatten sie sich nicht, und kaum erst gesucht; da hatte die Politik die Weltgruppen durcheinander geschüttelt und plötzlich standen der englische Staat und der Träger des deutschen Staates Schulter an Schulter — ähnlich wie 1588 und 1688: nur daß es dieses Mal in aller Form und unmittelbar geschah und daß dieses Mal Preußen als die eigentliche, ja als die einzige deutsche Macht hervortrat. Zwei Gewaltige reichten sich die Hände: Friedrich II. und William Pitt. Der Siebenjährige Krieg aber wurde zu einer der großen Schicksalskrisen der Welt. Die Dinge im einzelnen sind keineswegs ohne Schatten. König Friedrich hat mehr als einmal über die Lauheit der englischen Hilfe geklagt, sein Stolz hat die englischen Geldzahlungen mehr als einmal zurückgewiesen: die englische Flotte hätte er haben wollen, und die enthielt man ihm vor. Am Ende hat sein Verbündeter, nach dem Sturze Pitts, ihn — und zuletzt rücksichtslos — fallen lassen, und nicht an Lord Bute hat es gelegen, daß Preußen einen Frieden ohne Landverluste errang. Die Briten hatten wohl eine Zeitlang für den Sieger von Roßbach und Leuthen geschwärmt, dann aber mit einer Nüchternheit, die zweifellos nicht ohne ihr gut Teil Berechtigung, wenngleich ohne Größe und auch ohne Weitblick gewesen ist, sich mehr und mehr ihren Sonderinteressen zugekehrt. Sicherlich, zu idealisieren ist dieses Bündnis nicht. Und dennoch! Wie hätte Friedrich sich halten sollen ohne Ferdinand von Braunschweig und dessen Heer, ohne die Rückendeckung im nordwestlichen Deutschland? Und war der Wert für England minder groß? Auf deutschem Boden sind damals Frankreichs Kräfte zum einen, großen

Teile festgehalten und gebrochen worden, in Deutschland, so hat es Pitt im Parlamente ausgesprochen, ist Amerika erobert worden. Dieser Krieg bezeichnet in weltpolitischer Hinsicht die Höhe des achtzehnten Jahrhunderts. Und sein Ergebnis war so: er war in der Hauptsache kein bewußter Glaubenskrieg und doch ein Sieg der schwer bedrohten protestantischen Gewalten in der Welt; er war kein bewußter und durchaus kein reiner Rassenkrieg und doch ein Sieg der beiden germanischen Vormächte; er war von unendlicher Bedeutsamkeit. Und wie die Dinge auch zustande gekommen waren, und wie ein jeder Betrachter heute auch empfinden oder urteilen möge: das eine ist einmal Tatsache: in Schicksalsgemeinschaft, die alle Stimmungen und Verstimmungen überwogen hatte, gemeinsam haben sie die Entscheidung erstritten, und diese hat fortgewirkt bis in den gegenwärtigen Tag.

Nachher zwar gingen die Wege wieder lange und weit auseinander. Friedrich hat sich in bitterem Grolle — denn er fühlte sich verraten — und im Mißtrauen gegen den unberechenbaren Wechsel der englischen Kabinette England von 1762 ab unbedingt ferngehalten. England seinerseits war durch die monarchische Reaktion, die Georg III. seit 1760 versuchte, in innere Wirrsale gestürzt, die manchmal ein bedrohliches und überdies ein wenig saubercs Aussehen trugen. Es verlor damals seine nordamerikanischen Kolonien; es erlebte eine der Epochen von Abspannung, die es öfter durchgemacht hat, in denen es aus den europäischen Angelegenheiten fast ausgelöscht und einem starken Niedergange ausgeliefert zu sein scheint — Zeichen, die man dann jedesmal in der Welt gut tut, nicht allzu wörtlich aufzufassen! Auch damals hat England, trotz so mancher Niederlage, sein auswärtiges Reich — in Ostindien — weitergedehnt und befestigt, es hat sich im Seekriege gegen eine große Koalition behauptet, es hat sein Handelsübergewicht in dem abgefallenen Nordamerika festgehalten, hat seine inneren wirtschaftlichen Kräfte gewaltig weitergebildet und dann zuletzt, seit 1783, in der Verwaltung des jüngeren Pitt sich wieder gesammelt und gestärkt und auch wieder begonnen, seinerseits in die europäische Welt — und zwar im bedeutsamen Bunde wiederum mit dem Preußen Friedrich Wilhelms II.! — bestimmend hineinzuwirken. Bis dann nach 1790 eine neue große internationale Entscheidungszeit hereinbrach: die Zeit des Kampfes mit

der französischen Revolution und ihrem Sohne Bonaparte. Das demokratische, revolutionäre Frankreich tritt da dem aristokratischen und konservativen England in den Weg; das Franzosentum vertieft und erhöht in ungeheurer innerer Kraftanspannung sein nationales Wesen und läßt es bald über die Grenzen ringsum machtvoll hinausströmen; es schlägt die alten Bahnen Ludwigs XIV. wieder ein und drängt noch weit über sie hinweg: es ergießt sich erobernd über Europa und über die Welt. Und es nimmt dabei, der nationalen Geschichte getreu, vor allem gegen England den alten Daseinskampf wieder auf: es ringt von neuem um die Herrschaft der Meere, es will das Mittelmeer und Ägypten gewinnen, es greift wieder nach Westindien, in den nordamerikanischen Kontinent hinaus, es träumt von der Wiedereroberung Ostindiens. England ist das innerliche Gegenteil der jakobinischen Republik; es ist der Machtgegner und der Handelsgegner Frankreichs wie seit hundert Jahren: den Kampf haben die Jakobiner aufgenommen und haben für ihn die Waffen und die Pläne gerüstet; Napoleon hat ihn geerbt, ihn in der höchsten Großartigkeit ergriffen, und sich zum guten Teile an ihm verblutet. Und auch in diesem gigantischen Streite, der von 1793 bis 1815 kaum eine kurze Pause erlitt, ist England mit Deutschland vereinigt gewesen. Anders als 1756 war dieses Mal Frankreich der Eroberer, der sich gegen alle wendete, deshalb schlossen sich alle, früher oder später, gegen Frankreich zusammen, und deshalb war dieses Mal der alte Hauptgegner Frankreichs auf dem Festlande, Österreich, wieder Englands Bundesgenoß und zwar sein Hauptbundesgenoß, länger und fester als das unsicher schwankende Preußen und als das entferntere Rußland. Allerdings, so lange und so fest wie England hat keiner der Verbündeten sich gehalten: dieser Weltkrieg war, wie er die innerlich bereits absterbende aristokratische Epoche des englischen Verfassungslebens noch einmal verlängerte und auffrischte, zugleich das höchste Meisterstück des alten aristokratischen englischen Staates, mit seinen größten Staatsmännern und Feldherrn, seinem Pitt, seinem Nelson, seinem Wellington. Unter den Gegnern Frankreichs ist nur dieser allein, der maritime, der Hauptsache nach niemals geschlagen worden; er hat sich, nach starken anfänglichen Gewinnen für seinen Handel und seine Machtstellung, auch später und bis an das Ende aufrecht erhalten, durch

schwere Nöte hindurch, mit jener „Taktik von Waterloo", die der französische Historiker in Englands gesamter Gegenwehr dieser Jahre wiederfindet: auszuharren, bis die befreiende Hilfe kommt. Ohne diese Hilfe allerdings konnte England auch nicht bestehen und mindestens nicht siegen; erst die kontinentalen Verbündeten konnten den Ausschlag geben und das hart eingezwängte Britannien aus seiner Gefährdung erlösen.

Das aber ist bekannt, welche dann zuletzt unter all diesen Helfern die entschlossensten und die wichtigsten geworden sind. Es waren die Preußen, die lange unbeteiligten, gelegentlich sogar feindlichen, dann schmählich von Napoleon geschlagenen, die sich wieder erhoben hatten in innerlichen Reformen und nun endlich hinaustraten in den allgemeinen Kampf. Preußens hohe Führer, von allen Feinden Napoleons, etwa mit Nelson zusammen, die einzigen, die dem großen Kaiser persönlich gewachsen waren, hatten lange auf England geblickt und seinen Beistand gesucht: zweimal ist Gneisenau, in den Tagen der Nöte, nach London gegangen. Und zuletzt stand dann wirklich sein freier, kühner, angriffsfreudiger Genius in starkem Zusammenwirken dicht neben der defensiven Zähigkeit Wellingtons: es hat sich so gefügt, daß der letzte große Schlag gegen Napoleon im Juni 1815 ein gemeinsamer Kampf und Sieg, nicht bloß von Engländern und Deutschen, sondern, wie in den Zeiten des Siebenjährigen Krieges, von Engländern und Preußen gewesen ist — Waterloo.

* * *

Das ist indessen auch die letzte ganz große, ganz allgemeine europäische Krise gewesen, von der die Geschichte bis heute berichtet. Im eigentlichen neunzehnten Jahrhundert, von 1815 ab, bietet sich zu den bisher von uns überschauten internationalen Abrechnungen kein Gegenbild. Frankreich hatte seine zentrale Stellung verloren, deshalb ist auch kein Zusammenwirken gegen Frankreich wieder nötig geworden, und erst allmählich ist Rußland zu einer Höhe aufgestiegen, die in ähnlicher Weise bedrohlich scheinen kann, wie ehedem die französische. Nach 1815 kamen die Zeiten, wo England, zum großen Teile dank seinen eigenen früheren Kämpfen und Siegen, keinen bedeutenden, wirklich hemmen-

den Gegner in der Welt mehr sich gegenüber sah, und wo es sich mit ungefesselten Armen ganz frei hat dehnen können. Wohl hat es ein stetes Spiel gegen Frankreich und auch gegen Rußland zu unterhalten gehabt, im ganzen Mittelmeerbecken, zumal in dessen östlichen Teilen, in Konstantinopel und in Ägypten, und außerdem bereits im hinteren Asien; aber lange Jahrzehnte hindurch ist es doch ohne eigentlich ernsten Waffenkampf geblieben, nicht einmal den Krimkrieg wird man als solchen nennen können. Es hat, von 1815 bis etwa gegen und nach 1870, Zeit gehabt, den Erdkreis, fast ohne irgendwelchen Einspruch, für sich zu umklammern. Es war für England zugleich die Epoche großer sozialer Umbildungen, des Anwachsens der von der Großindustrie geschaffenen neuen großen Städte, einer doppelten neuen Bevölkerungsschicht von bürgerlichem Unternehmertum und von industriellem Arbeitertum. Soziale Kämpfe und politische Kämpfe sind daraus hervorgegangen, der Schwerpunkt der Verfassung hat sich verlegt, die alte Vorherrschaft der Aristokratie hat aufgehört, das Bürgertum ist seit 1832, der Arbeiterstand seit den 60er Jahren in das Wahlrecht, in die Mitregierung eingerückt. Im ganzen hat sich zunächst die bürgerlich-liberale Gewalt mit ihren Anschauungen durchgesetzt, und hat auf längere Zeit auch die auswärtige und koloniale Politik liberal beeinflußt: auch aus dieser liberalen Überzeugung stammte es her, daß man schroffe staatliche Kraftentfaltung von beiden Gebieten möglichst fern hielt und die Entwicklungen friedlich möglichst sich selber überließ. Man konnte das ruhig tun, unbeschadet der britischen Größe: denn damals stieg diese eben, ohne Konkurrenten, ganz von selber in der weiten Welt immer höher empor. Sie hing eng zusammen mit dem Übergewicht, das die britische Industrie und der britische Handel besaßen. Erst das neunzehnte Jahrhundert hat ja deren Oberherrschaft auf der Erde vollendet, und einmal, gegen die Mitte des Jahrhunderts, mochte sie ganz und gar durchgedrungen zu sein scheinen. Sie stand auf eigener, riesiger Höhe da, anscheinend unerreichbar, unerschütterlich, unbesiegbar. In Wahrheit eine übergroße, gewissermaßen, darf man sagen, künstliche Stellung. Diese Insel, ohne eigentliches natürliches Hinterland, beherrschte den Kontinent durch ihren Handel. Es war das Ergebnis der Geschichte seit 1500, deren Hauptphasen wir gefolgt sind; sie hatte

England an Macht wie an Wohlstand einen ungeheueren Vorsprung verliehen.

Die Beziehungen Englands zu Deutschland, um die es sich hier ja insbesondere handelt, liegen demnach in dem Zeitraum nach 1815 nicht so sehr auf äußerpolitischem als auf wirtschaftlichem Gebiete. Und zudem — darauf muß ich hier wenigstens hindeuten, auf geistigem Gebiete. Denn es war damals, in engem Zusammenhange mit jener wirtschaftlichen und sozialen und innerpolitischen Entwickelung, die Zeit des größten geistigen Einflusses Englands auf die Welt. Schon im achtzehnten Jahrhundert hatte die englische Aufklärung einen Siegeslauf angetreten, durch Frankreich und Deutschland, englische Philosophie und Publizistik und dann auch englische Dichtung hatte weithin gewirkt. Im neunzehnten Jahrhundert hat das alles fortgedauert, wieder hat zumal der Geist der englischen Forschung, der Naturforschung, den Kontinent ergriffen und befruchtet; und sicherlich war die Ausstrahlung Englands dorthin wichtiger als die Rückstrahlung besonders Deutschlands auf England. Gewiß hat es auch an wirklichem Austausche niemals gefehlt, wie ja unsere Kulturnationen alle alltäglich einander beeinflussen, bewußt und unbewußt, wie in politischer und allgemein-kultureller und sittlicher, so in technischer, wissenschaftlicher, literarischer, künstlerischer Hinsicht. Gewiß hat unsere klassische Dichtung und Philosophie auch auf England zurückgewirkt, bereits vor Thomas Carlyle und dann besonders durch ihn; auch für die Wissenschaften, nicht bloß die Naturwissenschaft der neuesten Epoche, wäre das nachzuweisen, und der Historiker darf darauf hindeuten, daß u. a. der führende Mann der heutigen politischen Geschichtschreibung in England, S. R. Gardiner, den deutschen Richtungen Rankescher Art ganz besonders nahe steht. Jedoch im ganzen ist es wohl wahr, daß England nicht so entscheidungsvoll von uns beeinflußt worden ist als wir von ihm; überwiegend wenigstens hat die englische Kultur, in ihrer wurzelstarken Eigenart, in ihrem insularen Stolze doch für sich gelebt, und vielleicht sogar allzu ausschließlich. Die Wirkung auf Deutschland aber war in vielem groß: und sie war am größten auf dem Felde des staatlichen und wirtschaftlichen, insbesondere des verfassungspolitischen Lebens. Von England hauptsächlich kam die neue Wirtschaftslehre Adam Smiths und seiner Nachfolger zu uns, die dann im

neunzehnten Jahrhundert der ausgebildete Liberalismus fortführte, die Doktrin vom freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, vom Freihandel, bis hinein in all ihre weiten Ausläufer. Liberal aber wirkte vor allem das Vorbild des englischen Verfassungslebens auf unser Vaterland. Seit Montesquieus berühmter Idealisierung ist Englands parlamentarische Freiheit in Europa in immer steigendem Maße Menschenalter hindurch bewundert, gepriesen, mittelbarer oder unmittelbarer nachgeahmt worden. Es ist einer der wichtigsten Ströme historischen Einflusses überhaupt; nach Deutschland ist er durch mancherlei Kanäle hineingelangt, anfangs über Frankreich und daneben direkt aus England, später, als es, von der Revolution ab, Ernst damit wurde, eine Weile lang wesentlich in romanisierter und radikalerer Form, in vorwiegender französischer Vermittelung; zuletzt wieder, maßvoller, germanischer, realistischer, aus England selbst. Immer aber war er von starker Bedeutung; man kann sagen: in alledem hat England die geistigen Schulden der Reformationsepoche an Deutschland zurückgezahlt. Von etwa der Mitte des achtzehnten bis über die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sind diese englischen Einflüsse in unserer Geistes- und Staatsgeschichte vornehmlich spürbar. Sie haben auch heute keineswegs aufgehört, ich brauche nur an die Sozialpolitik zu erinnern; sie werden sicherlich immer anregend einwirken können. Aber ihre eigentliche Zeit ist vorbei. Das englische Muster als allgemein anerkanntes, als wesentliches Bildungs- und Entwicklungsmittel für Deutschland besteht heute nicht mehr. Der deutsche Staat hat sich in eigenen Formen, gemäß den besonderen, von England verschiedenen, deutschen Verhältnissen ausgebildet. Wir haben nicht die Vergangenheit und haben auch nicht die Lage Englands; wir stehen notgedrungen gerüstet zwischen kontinentalen Feinden, die uns immer und überall bedrohen; wir brauchen schon deshalb einen starken Zusammenhalt und wir haben dank unserer Geschichte eine starke und maßgebende Krone. Unser Staat ist konstitutionell, aber er ist vor allem entschieden monarchisch, er ist nicht parlamentarisch, wie der englische es sein muß und kann — in England hat man, so scheint uns, die Eigenheit und die Notwendigkeit und das gute Recht dieser deutschen Abart wohl noch lange nicht allgemein genug eingesehen, man kennt uns wohl, trotz manchen, sehr rühmlichen Ver-

mittelungs- und Erläuterungsversuches, noch immer viel zu wenig. An die einfache Übertragbarkeit fremder Staatsformen glaubt heute niemand mehr; Formen und Wesen sind da ja überall untrennbar, und wir sind anders als England. Trotzdem zeigen der englische und der deutsche Staat noch heute gewichtige Verwandtschaften, wie sie die oberflächliche Betrachtung nach Schlagworten zu leicht übersieht. Auf beiden Seiten steht doch die Selbstverwaltung als tragendes Prinzip — was unser Staat von England hat lernen können, hat er vor allem da gelernt; und auf beiden Seiten der alte individualistische Grundzug: Persönlichkeit und Verantwortung, Unabhängigkeit und Initiative der einzelnen Landschaft, des einzelnen Kreises und des einzelnen Menschen, Eigenart also, bei Deutschland mit dem alten Eigensinn so vielfach noch stark durchsetzt. Immer wieder zeigen sich die germanischen Grundzüge, die Wirkungen zugleich des Protestantismus in beiden Nationen. Die Abweichungen, wie sie außer Lage und Geschichte die verschiedene Mischung der beiden Völker hervorgebracht, sind unzweifelhaft zahlreich und erheblich. Ich wies bereits beim Siebenjährgien Kriege auf die Unterschiede hin, die auf den ersten Blick zwischen Preußentum und Britentum heraustreten. Die natürlichen Folgen jener unserer militärisch-defensiven Weltstellung und Konzentration, unserer staatlichen Straffheit und Strammheit, haften uns eben alle an, die heilsamen ganz gewiß, die minder erfreulichen aber ebenfalls; die einen wie die anderen wirken in dem, was wir an militärischem und an bürokratischem Wesen an uns tragen, mit. Wir werden, zumal im Gedanken an manche Übertreibung unseres Bürokratismus, wohl urteilen müssen, daß wir — nicht nur an eigentlich politischem Sinne, wie ihn der Volkscharakter und die Schulung der Jahrhunderte drüben herausgebildet hat —, sondern auch an Entwicklung der freien selbständigen Einzelpersönlichkeit, die gewohnt und fähig ist, sich überall handelnd zu betätigen, noch lange nicht auf der Höhe unserer älteren angelsächsischen Vettern stehen, des Herrenvolkes, das seine Kolonien und Indien regiert. Es ist doch wohl so, daß die englische Persönlichkeit, soweit man dergleichen im Durchschnitt bestimmen kann, derber, massiver, selbstbewußter nicht bloß im guten Sinne, daß sie aber auch fester und runder, daß sie für die weite Welt allseitiger erzogen ist — wir Deutschen streben dem

jetzt nach, zumal in unseren Seeleuten, unseren Offizieren, unseren Industriellen und Kaufleuten, wir haben auch unsere Erziehung zu ergänzen, sie praktischer und körperlich fester zu machen gesucht, und müssen dabei doch hoffen und sorgen, daß wir das Beste, Feinpersönliche, den allgemeinen Zug unserer Bildung darüber nicht verlieren. Daß andererseits auch England so manches von uns zu lernen habe, hat ihm kürzlich Lord Rosebery in mehreren Reden eindringlich vorgehalten: er hat die methodisch wissenschaftliche Art unserer Fachausbildung, unserer wirtschaftlichen Arbeit und unseres Heerwesens hervorgehoben, die uns doch siegreich gemacht hat in der Welt und der Weltkonkurrenz; und ebenso die Klarheit und die Schärfe in der Gliederung und der Tätigkeit unserer höchsten Regierungsbehörden. Sollte insbesondere unsere Militärorganisation den Engländern nicht doch noch irgendwie wichtig werden? Gewiß, die Verschiedenheiten sind überall da, Licht und Schatten ist auf beiden Seiten: aber bei alledem wird man selbst vom staatlichen Leben sagen müssen, daß unser Staat, allen Verfassungsformen zum Trotz, dem englischen doch näher steht als der parlamentarische französische. Noch heute ist, dem Wesen nach, trotz mancherlei Änderungsversuchen, der romanische Staat vorwiegend Massenstaat, wie im siebzehnten Jahrhundert — zentralistisch, den Einzelnen führend, mitreißend, absorbierend, vor allem bezeichnet durch die Allmacht der Präfekten. Weder England noch Deutschland haben diese Züge in ihrem heutigen Dasein — und morgen wird möglicherweise, wenn es wirklich mit den großbritischen Reichsplänen vorangehen sollte, England auch föderative Gestaltungen bei sich selber kennen lernen, die es unserer föderativen Reichsverfassung wie der des verwandten Nordamerikas und der eigenen Kolonien in manchem näherbringen müßten. Je tiefer man aber hinabgriffe, in das literarische, das religiöse, das Gemütsleben, in das häusliche Leben hinein, um so tiefer und stärker würden, über alle Abweichungen hinweg, diese Ähnlichkeiten unserer beiden Nationen sich zeigen. Das darf an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden; und nur die zusammenfassende Frage sei hier gestellt: wo in Europa, ja vielleicht sogar, wo auf der ganzen Erde, fände der Deutsche heute — und wo, mindestens in Europa, wenn er so gut zu sehen vermag, fände auch der Engländer — eine große Kultur, die der seinen

so nahe stände als die des anderen, stammverwandten Volkes? in Frankreich oder Italien? gewiß nicht! Staat, Geist, Glaube, Empfindung der romanischen Nationen sind von anderer Art, und es will ja überdies scheinen, als seien sie als Gesamtheit und als seien die meisten Einzelvölker unter ihnen im Niedergange begriffen. Oder etwa auf slawischem Boden, etwa gar in Rußland? Da klafft ein noch breiterer Spalt, da finden Deutsche wie Engländer erst recht eine fremde Welt. Unsere alte innere Zusammengehörigkeit, unsere Verwandtschaft in tiefem Sinne besteht fort.

Aber auch die der politischen Interessen, die uns bis 1815 an so großen Wendepunkten gewissermaßen elementar, beinahe trotz der Menschen, entgegengetreten ist? Herrscht da nicht heute die weiteste Entfremdung, ja der offenste Gegensatz? Wir kehren von dem Ausblicke auf die inneren Kräfte, auf die inneren Beziehungen unserer zwei Nationen im neunzehnten Jahrhundert zur äußerpolitischen Geschichte seit 1815 zurück, derart, daß uns nicht die politische Reflexion, sondern die Verfolgung des geschichtlichen Ganges an unsere Gegenwart heranführe. Und da muß vornehmlich von Deutschlands Entwickelung in diesem Jahrhundert die Rede sein.

Fanden wir England in die weite Welt hinausgekehrt, so wendet sich Deutschland bis 1871 fast ausschließlich auf sich selbst. Es arbeitet an seiner nationalen Einigung; sie war zuerst das höchste Ziel und blieb die Vorbedingung für alles weitere. An ihre Geschichte schließt sich uns alle andere deutsche Geschichte dieser Menschenalter an. Bis 1848 die erst langsame und zuletzt immer stürmischer werdende Vorbereitung; 1848 der erste große Anlauf, von da ab, nach der stilleren, mühe- und schmerzensreichen Märtyrerzeit der Reaktion, die neue heroische Kampfesepoche von 1860 bis 1870. Das alles ist bekannt; wie hat sich England dazu verhalten? Bis 1848 ist es nicht stärker davon berührt worden; seit 1848 aber hat es sich — das ist die Tatsache — immer nur unfreundlich dazu gestellt. So bereits in der 1848er Krise; so in der gesamten schleswig-holsteinischen Verwicklung mit Dänemark, wo Deutschland doch eine unausweichliche nationale Forderung betrieb: England ist da stets dänisch gewesen; so in der ganzen Kette dieser Jahrzehnte, durch all ihre großen Ereignisse, durch all ihre Krieges-

zeiten bis 1871 hindurch. Mittelbar oder unmittelbar, ganz oder halb hat es stets bei den Gegnern, niemals bei den Freunden unserer Einigung gestanden. Es hat dabei so gut wie nie seine volle Kraft eingesetzt: es war gerade die Blütezeit des englischen Liberalismus, und eine wahrhaft starke englische Außenpolitik gab es damals fast nirgends. Was sie aber tat und wünschte, war gegen uns. Das war natürlich nicht einfach böser Wille, es war das Ergebnis der politischen Lage. Sein Gegensatz gegen Frankreich war nicht brennend genug, um England das Emporkommen eines einigen Deutschlands seinethalber auf alle Fälle wünschen zu lassen. Vielmehr war gerade Österreich, gegen das die deutsche Einigung sich ja am deutlichsten vollzog, Englands alter mitteleuropäischer Verbündeter, an den es sich auch jetzt noch, trotz mancherlei Schwankungen, wenn nicht in Mittelmeerfragen, so doch in Festlandsfragen, und zumal gegen Rußland, gern anlehnte: diese Säule gebrochen zu sehen, konnte es nicht wünschen. Und weiter: die deutsche Einigung lag auch an sich selber nicht im englischen Vorteil. Alle die alten bestehenden Staaten mußten begreiflicherweise gegen das Entstehen eines neuen und starken Nebenbuhlers sein, und vollends eines solchen im Herzen des Erdteils; ihnen allen ohne Ausnahme mußte es bequem sein, das schwache zerteilte Deutschland verschwinden zu sehen, in dessen getrübten Wässern sich allezeit so trefflich fischen ließ. Ein mächtiges neues Deutschland aber mußte zugleich neue Ansprüche erheben, und mußte wirtschaftlich gefährlich werden; seit dem Zollverein war dies deutlich genug. „England," schrieb Otto von Bismarck bereits am 30. Mai 1857, „kann uns keine Chancen maritimer Entwickelung in Handel oder Flotte gönnen, und ist neidisch auf unsere Industrie." Diese Interessen alle haben England handeln lassen, wie es gehandelt hat; und Stimmungen, Parteianschauungen haben dabei wohl sicherlich mitgewirkt: das monarchistisch-konservative, osteuropäisch erscheinende Preußen hat man wohl wenig geschätzt und geliebt. Aus ähnlicher, politisch-wirtschaftlicher Konkurrenz hat ja übrigens das damalige England auch gegen die nordamerikanischen Nordstaaten sich auf die Seite der Südstaaten gestellt, die außerdem dem englischen Wesen in manchem verwandter waren als das Yankeetum, und hier wie dort hat der Gang der Dinge der britischen Abneigung nachträglich Recht gegeben; frei-

lich hier wie dort war es ein Ankämpfen gegen die dennoch siegreiche Sache. Die deutsche Einheit ist vollendet worden, ohne und ein wenig gegen England. Der Historiker begreift jene Kühle und Unfreundlichkeit Großbritanniens aus den Interessen, die sie veranlaßten: er begreift aber auch, wie sie auf Deutschland gewirkt hat. Die deutsche Stimmung hat es nicht leicht verstanden und hat es bis heute nicht vergessen, daß gerade das bisher so lebhaft von ihr bewunderte, stammverwandte Land sie so tief enttäuschte. In diesen großen Völkerkrisen hat Deutschland den Engländern wenig zu danken gehabt, und das wirkt überaus bitter, ja gewiß auch nicht ohne ungerecht und unpolitisch übertreibende Bitterkeit, die aber vorhanden ist, in ihm nach.

Seit 1871 besteht das Deutsche Reich. Ja, Österreich hat sich in den 70er Jahren allmählich an dieses Reich angeschlossen: 1878, während des russisch-türkischen Krieges und des Berliner Kongresses, unter der Sorge vor Rußland vorbereitet, vollzog sich im Jahre darauf das deutsch-österreichische Bündnis. Englands südeuropäischer Schützling und Freund, Italien, hat sich diesem Bündnisse dann eingefügt. England selber aber hatte in jener Krise von 1878, als Rußlands sichtbarster Gegner in der orientalischen Frage, die Interessen Österreichs ungefähr geteilt. Seit jenen Entscheidungen hat sich, wie man weiß, die internationale Lage auf dem Kontinent in ihren größten Zügen einigermaßen befestigt. Ein neuer mitteleuropäischer Bund, der stärkere Nachfolger früherer Bildungen, hat seitdem bestanden und sich bis heute behauptet; der russisch-französische Zweibund ist diesem Dreibund entgegengetreten. England hat zwischen oder neben diesen Gruppen frei dastehen wollen; mit seiner natürlichen Sonderstellung, seinem Schutze durch Meer und Flotte, mit seinen wechselnden Parteiregierungen, die es bündnisfähig erscheinen ließen, mit seinem Charakter als Weltmacht, die außerhalb der eigentlich europäischen Gegensätze stünde, hat man diese „glänzende Isolierung" begründet. Dennoch ist es natürlich genug in alle europäischen Fragen stets mit hineingezogen worden, es kann ihnen doch einmal keinen Augenblick wirklich fremd oder gleichgültig gegenüberstehen. Und da hat nun, gerade unter dem englischen Gesichtspunkt betrachtet, die gegenwärtige Lage wieder eine gewisse Ähnlichkeit mit derjenigen früherer Jahrhunderte gewonnen. Wieder ist auf dem

Kontinente, vergleichbar dem Frankreich Ludwigs XIV. oder Napoleons I., eine überstarke Macht emporgekommen, die wohl nicht unmittelbar, aber dennoch durch ihr Dasein selber, durch ihr wahrscheinliches Weiterwirken alle anderen bedroht; eine Macht, gegen welche — so hat es uns unser großer Kanzler oft genug mahnend vorgehalten — insbesondere Deutschland keine streitenden, keine zum Angriff treibenden Interessen hat noch irgend sucht, und von welcher auch wir heute und morgen wohl keinen Angriff zu fürchten haben, und die eben doch, vermöge jener ihrer Riesengewalt, ihrer steten inneren und äußeren Dehnung, ihres slawischen Weltmachtcharakters, sub specie aeterni betrachtet, auf unserer Existenz zu lasten scheint wie eine ungeheure Zukunftsgefahr: Rußland. Dieses Rußland aber ist bereits heute vor allem und überall in der Welt der Gegner gerade Englands. Es ist mit Englands altem Erbfeinde Frankreich verbündet, der auch heute noch dessen Feind ist: die Gegnerschaft für das Inselreich ist also verdoppelt. Und diesem bietet sich dem gegenüber, durch die Machtverhältnisse, wie sie liegen, durch die geographischen Verhältnisse von selber eine mögliche Stütze gegen diesen Doppelfeind dar: dieselbe Stütze, die es einst gegen das übermächtige Altfrankreich benutzt hat — jenes Mittleuropa, das heute aus Deutschland, Österreich und Italien besteht. Die alten Weltgruppen von 1700 und 1800 haben sich also umgebildet, aber vorhanden sind sie auch 1900. Gegen Rußland hat die britische Politik schon früh, als es unter Peter dem Großen, vollends als es unter Katharina II. bedrohlich gegen Westen vordrang, die Führung Europas, insbesondere mit Deutschland vereinigt, zu übernehmen gesucht; heute haben die Gegensätze der beiden Weltmächte so gut wie alle englischen Lebensfragen ergriffen. Die Verwandtschaft der heutigen Lage unseres Erdteils mit den Zeiten des langen französischen Krieges ist also, von England her gesehen, wirklich recht groß. Ganz von selber hat sich, wie bemerkt, bereits 1878 die alte Interessengemeinschaft Englands und Österreichs, diesmal den Russen gegenüber, erneuert; diese historischen Bande sind auch heute nicht abgerissen, sie bestehen und wirken fort und sie könnten versuchen, auch Deutschland in sich hineinzuziehen — Deutschland, dessen Dasein und Kraft unter dem Gesichtspunkte dieser russischen Weltgefahr für England von allerhöchstem Werte sein muß. Deutschland seinerseits,

das hat man hundertmal ausgesprochen, hat jegliche Ursache, seine freie Stellung zwischen England und Rußland sich zu erhalten, es würde sie nur überaus ungern aufgeben, gewiß nur, wenn es unbedingt muß. Aber es können Lagen gedacht werden, wo Deutschlands wie Englands Vorteil, ja wo ihr Dasein die Herstellung solcher Gemeinsamkeit fordern könnte: in irgendeiner zukünftigen großen Völkerkrise, die sich den hier besprochenen der Vergangenheit anreihte. Was an Bluts-, an Kulturgemeinschaft der beiden germanischen Völker alsdann für solche Kampfesgemeinschaft sprechen könnte, das haben wir überschaut; die Geschichte hat uns die merkwürdige Kette der Jahre 1588 und 1688, 1760 und 1815 gewiesen — sie hat uns auch erzählt, daß es in keinem der früheren Jahrhunderte, weder im sechzehnten noch im achtzehnten (noch auch im Beginne des neunzehnten) die gegenseitige Neigung gewesen ist, die Engländer und Deutsche nebeneinander gestellt hat. Nicht einmal um ein längeres gegenseitiges Suchen der Diplomaten hat es sich immer gehandelt, sondern die Ereignisse, die Verhältnisse sind es gewesen, welche die zwei Nationen so zueinander geschoben, zueinander gezwungen haben.

Die Diplomatie kann auch heute nicht nach Anti- oder Sympathien verfahren; nicht einmal nach Sympathien der Stammesverwandtschaft oder nach Kulturgemeinschaften. Solche Werte der Kultur, des Glaubens, der Rasse haben für die politische Weltbetrachtung und Weltanschauung ein Teil von Recht, und sie erweisen wohl auch in den ganz großen Entscheidungszeiten der Völkergeschichte ihre Existenz und ihre Bedeutsamkeit, — aber für den politischen Tageslauf kommen sie nicht leicht in Betracht. Der politische Geschäftsmann befragt nicht sie, sondern den Augenblick und die Macht, das Interesse, das wirtschaftliche Interesse zumal.

Und da ist ja nun, wenn auch der mitteleuropäische Bund von heute in politischer Hinsicht an die Vergangenheit, an die alten Beziehungen der mitteleuropäischen Staaten mit England erinnert, in Deutschlands wirtschaftlicher Stellung, in seinen wirtschaftlichen Interessen ein allbekannter, riesiger Wandel vor sich gegangen. In denjenigen Englands weniger: seine Weltstellung und seine Weltinteressen sind alt. Die Deutschlands sind neu: alles an ihnen hat sich verändert. Aus den engen Mittelstaaten der frü-

heren Tage ist der Großstaat Preußen herausgewachsen, aus Preußen wurde der Zollverein und wurde das Deutsche Reich. Es ist eine Einheit in sich selber geworden, ein großes Gebiet von Erzeugung, Austausch und Verbrauch; und es hat angefangen, hinauszudrängen in die Welt: mit Machtansprüchen und mit wirtschaftlichen Taten. Erst dieses große Deutschland, versehen mit allen Verkehrsmitteln, gehoben durch alle Produktionsmittel des neunzehnten Jahrhunderts, ist wieder eine wirtschaftliche Großmacht geworden — eine Großmacht, wie es im Weltverkehr zuletzt das Deutschland von 1500 gewesen war, von dem unsere Übersicht heute hergekommen ist, dieses Mal aber eine Wirtschaftsmacht mit starkem Staate, mit Einheit und politischer Macht. So hat Deutschland seine natürliche Stellung in Mitteleuropa endlich zurückgewonnen: lange wirtschaftlich wie politisch von außen her durch seine Nachbarn überragt und beherrscht, jetzt wieder selbständig, wieder hinausgewandt in die Welt. Es hält, heute wie vor vier Jahrhunderten, und heute in vollerem Maße als damals und als je, jeglichen Vergleich aus, nach Volksmenge, Fleiß, Kraft und Tüchtigkeit, nach Unternehmungseifer und hellem und weitem Blick, nach reicher und hoher wirtschaftlicher Leistung. Es genießt heute endlich wieder des Vorteils seiner geographischen Lage für einen großen Handel: kein Zweifel, daß unsere Häfen, die Nordseehäfen von den Niederlanden bis Hamburg, mit ihren Strömen, ihrem unmittelbaren und dabei so weiten mitteleuropäischen Hinterlande von der Natur ungleich günstiger gestellt sind, als England, dessen Isolierung vom Festlande eben nur durch den Gang der Geschichte aus einem kommerziellen Nachteile zum Vorteile umgestaltet worden ist. Und so hat uns der Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts ein Gegenstück zu den Entwicklungen des sechzehnten geschaffen. Damals, so haben wir gesehen, hat sich England von den deutschen Kaufleuten befreit, und hat seitdem die Oberherrschaft über den deutschen, über den europäischen Handel errungen — durch kaufmännisch-persönliche Kraft und staatlich-militärische Macht und durch eine beispiellose Gunst der Umstände; es hatte zuletzt jenen Vorsprung gewonnen, der unverlierbar schien. So steht es heute nicht mehr: eine Stockung, ein Rückschlag ist eingetreten, und seit dem Abschluß des Zollvereins, der Gründung des Reiches, seit dem Reifen der wirtschaftlichen

Früchte der Einigung, also etwa seit 1840, 1870, 1890 ist es Deutschland, das sich nun, in steigender Schnelligkeit, seinerseits von jener Vorherrschaft des englischen Handels und der englischen Industrie befreit. Es geht jetzt selber hinaus, es ist Englands Wettbewerber auf deutschem, auf europäischem, auf dem eigenen englischen Boden und draußen in allen Erdteilen, und dem wachsenden Anteile am Weltverkehre ist die wachsende Teilnahme an der Weltpolitik nachgefolgt. Das alte Deutschland war dem Briten bequemer, natürlich; das Österreich und das Preußen, mit dem er einst verbündet gewesen, war wirtschaftlich, politisch, vollends weltpolitisch anspruchslos und nirgends sein Nebenbuhler. Heute sind alle die großen Völker dem voraufgeschrittenen England nachgerückt, Nordamerika, Rußland, auch Frankreich, auch Japan: in dieser Reihe stehen auch wir. Deutschland strebt nach der Selbständigkeit der Macht innerhalb des Erdkreises, es will sich dort außen dehnen, sich Raum schaffen, sich festsetzen, wie es die Vorgänger gelehrt; es will vor allem sein wirtschaftliches Dasein, seine Absatzfreiheit draußen mehren und wahren. Die deutsche Staatskunst kann heute gar nicht anders: sie muß auf diesen Zuständen und auf diesen Bedürfnissen fußen, sie muß diese Interessen leiten oder mindestens stützen, sie muß dafür vorsorgen, sie zu verteidigen, sie auch mit Macht und Waffen zu schirmen — zu schirmen nicht gegen *eine* Nation, sondern innerhalb aller. Sie hat an Fürst Bismarck das unverlierbar große Beispiel für diese Pflicht des Staatsmannes, sich rückhaltlos hinzugeben an die Lebensforderungen seines Staates, seines Landes; sie hat in Wahrheit die Bahnen des Reichsbegründers schöpferisch weiter verfolgt, über die Möglichkeiten und Absichten seiner eigenen Tage bereits hinaus.

Dabei aber trifft Deutschland, daran ist kein Zweifel, auf die Wirklichkeit der englischen Weltmacht: die Interessen stoßen aufeinander. Die ungeheure Ausdehnung dieses Weltreiches, das seit dem Wettbewerbe der jüngeren Kolonialstaaten um 1880 sich jäh aufgerafft und sein eigenes Gebiet in hastiger Eroberung auf das Doppelte gebracht hat; die — heute vielleicht doch stark überschätzte? — Gefahr eines wirtschaftlichen Zusammen- und Abschlusses des englischen Riesenreiches in irgendeiner Art von Zollverband, eines Abschlusses gegen alle Dritte: beides erweckt

die Bedenken; ein noch weiteres Wachstum des „größeren Britanniens" liegt in niemandes, auch nicht in Deutschlands Interesse und Wunsch. Wie alle mittleren Nationen sieht auch Deutschland sich geradezu gezwungen, sich um sein Dasein als Nation, als Wirtschafts-, als Kultureinheit, um den Bestand seiner Nationalität selber, zu sorgen, sich gegen Einschnürung, gegen Erdrückung zu wehren: diese uns unvermeidlichen Besorgnisse richten sich auch gegen England. Und auf der anderen Seite mag, ja man sollte meinen, muß doch auch Deutschland seinerseits mit seinem Ausdehnungsbestreben, mit seiner industriellen und kommerziellen Weltkonkurrenz den Engländern im Wege sein: auch sie stoßen auf uns und müssen sich an uns stoßen. Der Handel beider Völker wirkt sicherlich vielfach zusammen, aber er wirkt eben doch auch gegeneinander; wir hören, vielleicht nicht ohne verschärfende und verallgemeinernde Übertreibungen, aber wir hören von Eifersucht aus beiden Lagern.

Wie sollen und wie werden sich da die beiden Völker und ihre Staaten zueinander stellen? Die Antwort ist nicht meines Amtes, sie gehört dem Politiker. Der Historiker wird gut tun, ihm immer nur den geschichtlichen Stoff darzureichen, er wird ihm dabei vielleicht manche Wege wirklich aufhellen können, er wird die gegenwärtige Lage, auch die gegenwärtigen Stimmungen in ihrem Werden bis an unseren Tag heran verfolgen und mit Vergangenem erläuternd vergleichen; mittelbar wird er sein bescheidenes Teil auch für die politische Selbstbesinnung beizutragen vermögen. In einer berühmten diplomatischen Reichstagsrede vom 10. Januar 1885, in der er einen Friedensbruch zwischen Deutschland und England als unbegründet und unwahrscheinlich bezeichnet hat, hat Fürst Bismarck von dem begreiflichen Erstaunen des Engländers darüber gesprochen, daß „die Landratte von Vetter, als die wir ihm erscheinen, plötzlich auch zur See fährt". Er hat zugleich fein, aber deutlich darauf hingewiesen, daß die englische Regierung gut daran tue, „den Ausdruck des Befremdens bei allen ihren Untertanen rechtzeitig zu mäßigen". Noch heute wird es der Deutsche, wenn er unbefangen um sich und zurück blickt, begreifen, daß er, als neue Potenz in der Welt — heute in der eigentlichen Weltpolitik —, noch immer überall ein gewisses Unbehagen erregt. Aber auch der Engländer wird aus der historischen Erwägung

unserer Entwicklungen lernen und nachgerade, ohne jenes Erstaunen, anerkennen müssen: das alte Deutschland sind wir einmal nicht mehr und können wir nicht mehr sein. Wir müssen und wollen weiter und hinaus: wer mit uns auskommen will, der muß sich in diese Tatsache finden. Es handelt sich für uns um eine Lebensfrage, um ein unbedingtes Bedürfnis unseres Daseins; es gibt für uns kein Zurück ohne Verkümmerung, ohne Verstümmelung, ja ohne Untergang, und deshalb ohne Kampf auf Leben und Tod. Damit muß man rechnen, überall in der Welt; wir fürchten manchmal, daß man es noch nicht anerkennen, auch in England noch nicht anerkennen will, daß man uns noch nicht „für voll" nehmen will, für das, was wir sind.

Ja, niemand kann es leugnen: unsere Interessen reiben sich mannigfach. Diese Reibungen *können* einmal weitgehende Folgen haben: niemand kann vorhersagen, ob und wie? aber die Möglichkeit besteht. Auch die Notwendigkeit? Wären jene Konflikte an sich unlösbar? Müssen, wie so mancher meint und predigt, England und Deutschland feindlich aufeinander stoßen? Können sie nicht beide Ellbogenraum genug finden, in unserer Welt, die heute so unendlich viel weiter ist als ehedem? Können sie einander nicht anerkennen nach Art und Ausdehnung? So wenigstens liegt es doch keineswegs, daß Deutsche und Engländer die Einzigen auf der Erde, die beiden um die Vorherrschaft miteinander Ringenden, und daß sie deshalb absolute Nebenbuhler wären! Ein Weltübergewicht, eine stete Weiterdehnung Englands, so sagte ich, kann auch der Deutsche nicht wünschen; aber einen Sturz, einen Wegfall Englands noch sehr viel weniger! Und genau so steht es für England: auch ihm wäre die Beseitigung der deutschen Großmacht ein sehr gefährlicher Verlust. Haben wir nicht, alle beide, noch nähere Gegner als einander? Gegner, mit denen ein kriegerischer Zusammenstoß auch wieder durchaus nicht von vornherein sicher ist, die aber doch jedem von uns nach Stamm und Bildung und Glauben und auch nach dem Interesse entgegenstehen? Es ist nicht meine Sache, Gemeinsamkeit und Gegensatz zwischen uns abzuwägen: da trete der Praktiker, der Politiker vor! Da reden, in der Welt des Handelns, die Gebote des Momentes mit, die lebendigen Menschen, die Einseitigkeit, die Leidenschaft, die Rücksichtslosigkeit des Willens — nicht die leidenschaftslos ruhige Be-

trachtung, wie sie der Gelehrte übt oder doch zu üben streben soll, allein hat da ihr Recht; und ein jeder wird sich da, wenn es Ernst wird im politischen Kampfe, mit ganzer Seele auf den Boden der Lebensfragen *seines* Volkes stellen. Aber das eine gerade wird der Historiker heute sagen dürfen: so einfach, wie die öffentliche Meinung die Lage zwischen Deutschland und England gern ansieht, so selbstverständlich-gegensätzlich ist sie nicht. Gerade auf die großen Weltparteiungen, die großen Weltkulturgegensätze und -zusammengehörigkeiten, wie sie die Jahrhunderte durchwaltet haben, darf er hindeuten: das ist seines Amtes. Er darf in still abmessender Betrachtung auch die Summe aus der Vergangenheit dieser großen Weltfragen ziehen: und da sieht er die beiden führenden germanischen Nationen in den neueren Jahrhunderten, die wir heute mit weiten Schritten durchwandert haben, tatsächlich in den entscheidenden Kampfeszeiten eben doch miteinander vereint. Sie haben für Macht und Geist gemeinsame Siege erstritten, sie bleiben in ihrem Besten einander verwandt; sie haben im heutigen Völkerringen Dritten gegenüber manches Bedeutsame gemein, freilich auch einander gegenüber manche Klage und manche Forderung. Eines aber, das ist ganz gewiß, wird ihnen beiden heilsam und nötig sein: sich nicht zu verrennen, sich nicht hineinhetzen zu lassen in Gegensätze, die vielleicht — dahin weist die Geschichte — im größten Augenblicke *nicht* die entscheidenden sein werden; einander besser zu erkennen, als es, zu beider Schaden und zu keines Ruhme, heute so vielfach geschieht; einander zu nahen mit jenem echten historischen Geiste, der mit offenem Sinne und offenem Herzen Wahrheit und Verständnis sucht und dem die Geschichte dieses Verständnis bringt — Verständnis für die gemeinschaftliche Vergangenheit und für das Werden und das besondere Wesen unserer Völker; ein besseres Begreifen, das für alle Beziehungen auch in Gegenwart und Zukunft, in Freundschaft oder in Gegnerschaft, allemal nur zu einem Segen werden kann, zu einem praktischen Wegweiser und sicherlich zu einer innerlichen Bereicherung für alle beide.

* * *

Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart

1910

Nach einem Berliner Vortrage vom Januar 1910

Der Name Deutschlands ist in diesen Wochen der englischen Wahlbewegung recht oft und mit recht unfreundlichem Klange über die Nordsee zu uns herübergehallt. Kein Deutscher kann heute vergessen, was zwischen den beiden so nahe verwandten Völkern liegt; auch der Historiker nicht. Blickt er auf die Vergangenheit ihrer Beziehungen zueinander zurück, so wird er auch seine Fragen an die Vergangenheit heute unter dem Gesichtspunkte derjenigen Fragen formulieren, die seine Gegenwart erfüllen: er kann nicht anders. Will er eine richtige und also auch allein brauchbare Antwort von der Vergangenheit erhalten, so muß er dann freilich bei der historischen Betrachtung die Leidenschaften des Tages vergessen und nichts suchen als sachliches und gerechtes historisches Verständnis. Die Forderung mag nicht immer ganz so leicht zu erfüllen wie auszusprechen sein; daß sie unbedingt und unerläßlich ist, kann niemand bestreiten.

Auch das nicht, daß ein Bild von Englands auswärtiger Politik richtig nur werden kann, wenn man es weit faßt: erst aus der Anschauung großer Zusammenhänge kann es sich ergeben. Hier soll es für vier Jahrhunderte mit raschen Strichen umrissen werden. Bleibt aber nicht auch dieser Rahmen noch zu eng? Läßt sich die auswärtige Politik überhaupt isolieren? Welch einen Reichtum umspannt die englische Geschichte von 1500 bis 1900, an tiefen Umbildungen des gesamten äußeren und inneren Volkswesens, an Epochen, jede voll starken Wechsels, jede voll starken Eigenlebens, von Elisabeth an über Cromwell und die Stuarts, über die Aristokratie des achtzehnten Jahrhunderts und den Krieg gegen Napoleon bis zu dem bürgerlichen England des neunzehnten, dem bürgerlich-demokratischen des zwanzigsten, von Shakespeare über Milton und Newton zu den Satirikern und den Romandichtern von 1750 und 1850, zu Scott und Byron, und bis zu Wilde und Shaw, von den ersten Raub- und Entdeckungszügen Francis Drakes bis zu dem Großhandel und der Großindustrie und zu dem Weltreiche unserer Tage! Überall eine Fülle geistiger wie wirtschaftlicher Arbeit, religiöser und sittlicher Neubildungen und Leistungen, menschheitlicher Leistungen, und eine Fülle gesellschafts- wie verfassungsgeschichtlicher Wand-

lungen; und neben den allgemeinen Gewalten die mächtige Einwirkung des Persönlichen auf allen Lebensgebieten, einer Menge unberechenbarer, freier Kräfte. Unablässig hat nicht nur, mit tiefster Bedeutsamkeit, das Auswärtige auf das Innere zurückgewirkt, sondern das Innere in allen jenen Gestalten, wirtschaftlich-sozialen, politischen, geistigen, religiösen, ebensosehr auf das Äußere. Und in der auswärtigen Politik selber welche rastlose Änderung und Dehnung, von den bescheidenen Anfängen der Tudorzeit bis auf die Riesenverhältnisse des heutigen Tages!

Nie wird man diese unendliche Bedingtheit und Vielfältigkeit vergessen dürfen: nie vergessen, daß, wenn aus ihr die eine Seite eines nationalen Lebens herausgehoben wird, es immer das Ganze ist, nur unter einem bestimmten Gesichtspunkte betrachtet, das Ganze in seiner Zusammengesetztheit und seinem stetigen Werden und Wachsen.

Dennoch müssen wir seine einzelnen großen Erscheinungsformen isolieren, wenn wir sie klarer erfassen wollen. Und auch die auswärtige Politik dieses Volkes bildet eine Einheit für sich, innerhalb aller jener innerlichen Zusammenhänge, die auch sie mitbestimmen, über alle ihre eigenen Wandlungen hinweg: ein großer Zusammenhang erfüllt sie selbst, durch alle diese Jahrhunderte hin, ein Wesen ist ihr aufgeprägt. Sie ist, bei hundert Zuflüssen und Einflüssen, doch ein eigener großer Strom, der seine besonderen Schicksale hat, sein Schwellen und Sinken, Sturm und Stille, seine Windungen und seine Grenzen, an Hügel und Deich; er verbreitert sich unablässig, und mancherlei Schiffe befahren ihn; er selber aber hat seinen Gang und sein Dasein für sich. Es lohnt der Betrachtung, sich die durchgehende Richtung dieses Ganges herauszuheben: eine Aufgabe, für den Sprecher und für die mitarbeitenden Hörer einigermaßen entsagungsvoll durch den Verzicht auf alles bunte Einzelleben, durch den Zwang zur Abstraktion, und doch vielleicht auch reizvoll durch ein Zusammenordnen und Zusammenschauen des Bekannten. Bestimmte, immer wiederkehrende Antriebe, die den Verlauf überragend beherrschen und vorwärts drängen, werden sich da überall ergeben.

Die beherrschende Grundtatsache ist sofort klar: es ist Englands Insellage. Sie hat dem mäßig großen Lande die innere Geschlossenheit und die äußere Abgeschlossenheit verliehen, den Schutz

alſo, und doch zugleich den Anreiz, der es hinauswies auf das Waſſer und auf die Welt. Inſular hat ſich der engliſche Charakter entwickeln dürfen, mit den männlichen Tugenden des Seevolkes, nüchtern und kraftvoll. Das Volksganze hat ſich glücklich, aus einander ergänzenden Elementen, zuſammengeſetzt: nach heftigen Erſchütterungen ein langer, guter, inſular ungeſtörter Vollzug der Miſchung und Durchdringung: auf altkeltiſcher Unterlage ein überwiegend germaniſcher Grundſtock, von gewiſſen, wenigſtens halbromaniſchen Einflüſſen berührt, ſächſiſcher Individualismus, durch die politiſche Begabung der Normannen ergänzt und geſtählt, ein Nebeneinander und Miteinander perſönlicher und ſtaatlicher Entfaltung, das die Vorzüge der franzöſiſchen und der deutſchen Entwicklung neidenswert vereinte; neben ſtändiſcher Freiheit dennoch die ungebrochene Einheit der Nation, eines ſtarken Staates; über der Selbſtverwaltung ein großes Stück ſchöpferiſcher Selbſtregierung. Und dieſes ganze Weſen durch die Reformation vollends ausgeprägt, im germaniſchen Typus, jedoch mit eigenen und beſonderen Zügen, ſtets mit einer ſtark politiſchen Legierung.

Aber voll ausgeprägt worden iſt es auch erſt in dieſem Zeitalter der Reformation. Das engliſche Volk iſt vorher kein eigentliches Seevolk geweſen und nicht eigentlich abgelöſt vom Kontinente. Es war in den Jahrhunderten des ſpäteren Mittelalters mit Weſteuropa nicht nur durch jene Schickſalsverwandtſchaft verbunden, die auch ſpäter blieb, es war mit ihm, mit Frankreich eng verkoppelt: immer wieder hat England in heißen Kämpfen um die Herrſchaft auf dem franzöſiſchen Boden gerungen, und die blutige Ablöſung des fünfzehnten Jahrhunderts war von ſchweren inneren Kriſen begleitet.

Erſt unter der heilenden Diktatur der Tudors ſind jene Keime inſularer Selbſtändigkeit, die anſcheinend ſelbſtverſtändlichen Folgen der Inſellage, wirklich gereift. Erſt da erwuchs eine neue feſte innere Ordnung, auf Königtum und Mittelſtände gebaut, Ruhe und Arbeit, eine neue Wirtſchaft und Geſellſchaft, engliſcher Handel und engliſche Macht; erſt da zog ſich England auf ſich ſelber zurück; erſt da iſt das neue England, unſer England, entſtanden.

Von Europa losgelöſt hat es ſich natürlich auch damals nicht: an deſſen ſtaatlichem wie ſeinem kulturellen Geſamtleben hat es ſtets Anteil behalten, eine europäiſche Macht iſt es auch damals

und ist es immer geblieben: es hat sich beiseite gehalten, aber niemals sich ganz entfernt; schon gegen Karl V. betätigte es eine Art von Gleichgewichtspolitik, die in dem Erdteile keine einzelne Macht allzu groß werden zu lassen wünschte.

Auch zu solcher maßvollen Befreiung ist England im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts erst mühsam gelangt. Noch hielt die alte Nebenbuhlerschaft mit Frankreich, ja die alte Eroberungslust es eine Weile lang in ihren Banden und riß es gelegentlich einmal fast bis zur Unselbständigkeit in die europäischen Wirren zurück; noch stand Schottland als eigene Macht feindselig neben England und deckte sich gegen den größeren Nachbarn durch Bündnisse mit den Festlandsstaaten. Aus allen diesen Verschlingungen hat erst Elisabeth nach 1558 ihr Land endgültig gelöst und es endgültig auf sich selber gestellt. Nun erst trug auch die innere Arbeit ihrer Vorfahren dauernde Frucht: das Joch der fremden, der italienischen, deutschen, niederländischen Kaufmannschaft wurde ganz abgeschüttelt, und der englische Handel ging zu eigenen wirtschaftlichen Eroberungen in die nahen und fernen Meere und Lande hinaus. Nun erst begann die geographische Lage diesem Handel zu dienen und er sich, von der vorgelagerten Insel her, seine Stellung auf dem Kontinente, die allmählich eine Herrschaft werden sollte, zu erringen: der Kontinent wurde Englands Hinterland. Nun erst erstritt sich England seine politische Weltstellung, und zwar auf protestantischer Grundlage: seine Freiheit und sein Glaube verketteten sich eng; und nun erhob es sich gegen Spanien, die Weltmacht des Menschenalters nach 1560. Denn Spanien griff damals nach der Hegemonie in Europa, es trug auf seinen Armen die Welteroberung des gegenreformatorischen Katholizismus, es gebot über die Ozeane und beide Indien, es war zudem der Herr der Niederlande, und eine Großmacht, die ihre Hand auf diese nahen Küsten legte, berührte jederzeit die Lebensfragen des Inselreiches. Im Kampfe gegen diese katholische Welt- und Seegewalt Spaniens ist Englands Freiheit und Größe emporgewachsen, es ward zeitweilig zum Vorkämpfer und zum Führer der protestantischen Welt. Und England leistete seinen Kampf mit Mitteln, die es festzuhalten gilt. Solange es irgend anging, beschäftigte es den Gegner auf dem Festlande: es verband sich mit den aufständischen Niederländern, wie es sich zuvor mit

den aufständischen Hugenotten verbunden hatte, es blies alle Wirren an, die Spanien drüben hemmen konnten, es suchte dann das Bündnis mit dem spanierfeindlichen Frankreich der letzten Valois und vollends Heinrichs IV., es hat angeknüpft mit dem südeuropäischen Todfeinde der spanischen Macht, dem Türken, mit jedem Gegner Spaniens überall. Erst als diese Vorwerke versagten, nahm es den Streit unmittelbar auf und verwendete seine eigene Waffe: das war die Flotte. Mit ihr stieß Elisabeth hinaus in die weite Welt; mit ihr hat sie, in ruhmreicher Abwehr, in den Kanalschlachten des großen Sommers von 1588 die spanische Armada geschlagen. Das ist das Eintrittsjahr Englands in seine eigenste Geschichte und in die neuere Weltgeschichte zugleich. Das also ist in diesem ersten Lebenskampfe das Bild: deckende Kontinentalpolitik, eigene Eroberung des Meeres, auf dem Meere die letzte Entscheidung. Hinter dem Kampfe aber stand bereits ein waches und starkes nationales Gefühl, ein Grimm, in dem sich die Antriebe von Erwerb und Macht, von Freiheit und Bekenntnis sonderbar mischten: doch so, daß das Politische sicher überwog. Und mit Stolz, Ehrgeiz, Glaubensleidenschaft drängte die Sehnsucht der jungen Nation bereits eroberungslustig in alle Fernen: mühsam hielt die kühle Realpolitik ihrer Königin sie in den Grenzen des Möglichen, in den Grenzen insularer Selbstbeschränkung fest.

Die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ist von dem Rückschlage gegen die Siege des endenden sechzehnten erfüllt. Auf Elisabeth folgten 1603 die Stuarts; sie brachten der britischen Insel durch den dynastischen Abschluß Schottlands die Einheit; und auch die Unterwerfung Englands, die Großbritannien deckte und erst völlig abschloß, ist in diesem Jahrhundert fortgeführt worden. Vorerst aber lähmte das Regiment der Stuarts und dann der innere Kampf zwischen dem Parlamentsadel und der Krone, dahinter der Aufstieg der demokratisch-religiösen Opposition des Puritanertums, die auswärtige Kraft. Im 30jährigen Kriege hat England keine Lorbeeren gepflückt; und höchstens für die Zukunft schärften ihm die beiden ersten Stuarts die Waffen.

Schwung und Macht hat ihm erst die puritanische Revolution von 1650 wiedergegeben: der Triumph der Gewalten, die England erst ganz eigentlich und schöpferisch mit Protestantismus und

Glaubenskraft durchtränkten, die es aufs tiefste mit ihrer strengen Leidenschaft durchdrangen, voll höchster Großartigkeit, voll erschütternder Innerlichkeit; die es gestählt und erzogen, die es emporgebildet haben in die Weite und in die Höhe, unvergeßlich stark in Erscheinung und Nachwirkung: auch für den Historiker, der ihre Bedeutung nicht steigernd übertreibt, ganz sicherlich eine der großen, entscheidenden, der alles erfassenden Mächte der englischen Entwicklung. Auch in die Welt drängte der Puritanismus hinaus: in der Besiedlung Nordamerikas stand er voran, und er erfüllte sich selbst und England mit dem vorwärtstreibenden Stolze des auserwählten Gottesvolkes, er sammelte und er entlud, auf beiden Ufern des Atlantischen Ozeans, ungeheure moralische und auch wirtschaftliche Energien. Sobald er aber die politische Macht gewann, kehrte er auch diese nach außen: der revolutionäre Mittelstand des puritanischen Parlamentes nahm die Politik der Elisabeth wieder auf, band Handel und Macht wieder zusammen. Diesmal mit anderem Ziele, wider einen anderen Gegner: Holland. Die Navigationsakte von 1651 galt der Befreiung der heimischen Schiffahrt von holländischem Übergewicht, sie eröffnete den zweiten Akt der englischen Weltmachtsgeschichte. Spanien war gesunken, Holland in diesem halben Jahrhundert englischer Mattigkeit, hoch über seine natürliche Stellung hinaus, gestiegen, es hatte die hansische Wirtschaftsgewalt beerbt, aber auch England eingeengt und seine Hand hart auf alle Nachbarn gelegt. Es war, als Staat, die protestantische Großmacht mindestens Westeuropas geworden und ruhte auf der Kraft seiner siegreichen Flotte: aber in dem Kampfe, den England jetzt mit ihm begann, war der führende der Gegensatz des Handels. Der hat England schließlich zum Angriff getrieben: gegen Elisabeths alten Bundesgenossen, und doch in folgerichtigstem Weitergehen auf Elisabeths Bahn. Um 1650 brach die neue große Zeit auswärtiger Kriege herein: sie ging, wie einst, noch immer gegen Irland und Spanien und ging gegen die eigenen Royalisten — man focht im Mittelmeere, in Westindien, also in weiterer Ferne als zuvor; man focht auf dem Festland, wo Cromwells Truppen mit den französischen gegen die Spanier schlugen; und auch in das Ostseegebiet griff Cromwell hinüber, in einer Politik, die noch einmal den vollen, religiös-idealistischen Schwung des Zeitalters der Reformation mit allem

Realismus der englischen Interessen verband. Aber den Hauptstoß führte der eifrige Protestant doch gegen das protestantische Holland. Und nur in dieser einen Richtung setzten die Nachfolger sein Werk fort: König Karl II. übernahm von der Revolution die koloniale Ausdehnung jenseits des Ozeans, den Trieb zur Reichsbildung, und vor allem den Streit mit Holland. Das Mittel aber war bei beiden das gleiche wie unter Elisabeth: das Bündnis mit dem Gegner von Englands jeweiligem Gegner, mit der französischen Militärmonarchie, das Bündnis erst gegen Spanien, dann gegen Niederland, ein Bündnis, das bei den letzten Stuarts zu einer pflichtwidrigen Auslieferung Englands an Frankreich entartete und vor der eigenen Nation die restaurierte Monarchie entwürdigte und verdammte; neben und über diesem Bündnisse jedoch die heimatliche Waffe, die Flotte: sie stand gegen die Flotte der Niederländer. Und das Ergebnis wurde, neben der Vollendung von Spaniens Fall, daß Holland zwar nicht zerbrochen, aber gebrochen worden ist: es wurde zu seiner natürlichen Höhe hinabgebeugt. Die beiden nachbarlichen protestantischen See- und Handelsmächte haben sich auseinandergesetzt und dann miteinander vereinigt, allein die Führung fiel nun England zu; es hatte sich gegen Holland den freien Raum und die erste Stelle erkämpft.

Der aber, gegen den sie sich alsdann vereinigten, war in der Reihe der großen Gegner Englands der dritte und der größte: Frankreich.

Ludwig XIV. und sein Land standen, in den 25 Jahren nach 1660, auf ihrer Höhe. Der alte Nebenbuhler, das Haus Habsburg, war weit überflügelt, die spanische Macht zerschlagen, die österreichische zurückgeworfen, die Obermacht Ludwigs auf dem Kontinente zweifellos. Neben ihm steigerte Colbert die innere Arbeit des merkantilistischen Königsstaates zu ihrer reichsten Wirkung; auch Gewerbe und Handel Frankreichs trachteten die Welt zu erobern, wandten sich ebenso feindselig, wie England es tat, gegen die Niederländer, strebten ebenso zuversichtlich über die Meere hinaus. Auch die Kolonialpolitik führte Colbert auf ihren Gipfel: sie streckte die Hände nach Kanada und nach Ostindien hin. Dieses starke Frankreich hätte gewünscht, die belgischen Küsten zu gewinnen, und am liebsten auch die holländischen zu beherrschen, wie einstmals Spanien; es war wirtschaftlich bei weitem ehrgei-

ziger und kraftvoller als dieses je gewesen; es war fast ebensosehr der Hort der katholischen Welt wie Karl V. und Philipp II. und griff mit seiner politischen Macht so drohend um sich wie jemals sie.

Und da fühlte sich England in allem bedroht, was es besaß: in seinem Protestantismus, in seiner eben sich entfaltenden wirtschaftlich-maritimen Blüte, in seiner politischen Stellung als europäische und auch als koloniale Macht. Frankreich war ihm näher als Spanien, und war gefährlicher, als Holland gewesen. Ein tiefer nationaler Gegensatz entstand, der — diesmal weit vollständiger als in den zwei früheren Fällen — alles in sich aufnahm, auch die Empfindung, auch den Fanatismus; alles — Glauben, Kultur, Wirtschaft, Verfassung, Weltstellung. Das französische Kolonialreich und das englische, der französische Handel und der englische begannen sich zu stoßen; die Verrückung des europäischen Gleichgewichts zu Frankreichs Gunsten, sein Übergewicht am Rhein, sein Vordringen gegen den Kanal beleidigten und gefährdeten England. Ein packendes Schauspiel, wie dies Bewußtsein sich in England, in den 1670er und 80er Jahren zumal, durchgesetzt hat, bis zum Gefühle der Notwehr, bis zur nationalen Leidenschaft, in vielfältigen und heißen innerlichen Erschütterungen, in denen das Königtum der Stuarts endgültig brüchig ward und zuletzt zerbarst. Aus wirren Volksbewegungen, aus klarberechneten wirtschaftlichen Interessen, aus den Machtbestrebungen der hohen Politik hob sich als immer sichreres Ergebnis der große Krieg.

Auch jene Interessen griffen unmittelbar in die zukunftsvollen Parteibildungen dieser Vorbereitungsjahre hinein: in der Partei der Whigs strömten die tätigsten Wirtschaftsgewalten, Handel und Gewerbe von London und der exportierende ländliche Großgrundbesitz, ebenso ineinander wie die Gedanken der parlamentarischen und der protestantischen Freiheit, und die Whigs wurden zur Partei des französischen Kriegs. Aber die Führung gewannen die politischen Gegensätze und die politischen Männer: Wilhelm III. von Oranien hat England für seinen Todkampf gegen Ludwig XIV. von Holland aus erobert, erst das vollendete die gärende Entwicklung und klärte sie zur Tat. Ein europäischer Kampf brach 1689 aus, in dem Holland und England sich gegen den neuen, sie beide bedrohenden Konkurrenten und Eroberer die Hände reich-

ten; ein Kontinentalkampf mit zahlreichen Schlachtfeldern, vom Po und von der Donau bis zum Niederrhein, eine Kriegesära, die das Jahr 1700 umrahmte, wie sie 1800 umrahmen sollte.

England trat hier in universale Weiten ein, wiederum weiter und bedeutsamer noch, nicht nur als die der Elisabethischen, sondern auch als die der Cromwelltage. Ein neues England: das des achtzehnten Jahrhunderts, königlich, aber mehr noch aristokratisch-parlamentarisch und großbürgerlich-kommerziell; es kämpfte um seinen Handel und seine Industrie, um Absatzgebiete und Landbesitz, um Kolonien und Meere, um Ostindien und Nordamerika. In diesem Kampfe ist es zur eigentlich großen Nation emporgestiegen, in einem Zeitalter voll reicher wirtschaftlicher und reicher geistiger Bewegung, das eine neue Dichtung und eine neue Weltanschauung ausbildete, dessen wuchtige Stattlichkeit uns aus Händels Musik und aus Reynolds' Bildnissen entgegenrauscht; eingefaßt ist es von großen Kriegen — das Jahrhundert der Handelskriege!, und geleitet und verkörpert zu allerhöchst von großen Staatsmännern, Feldherren, Admirälen.

Die volle Hälfte der 126 Jahre zwischen 1689 und 1815 sind Kriegsjahre gewesen. Das letzte, eigenste Mittel war diesmal wie immer die Flotte. Seine stärksten Fähigkeiten wiesen England auf die See und kamen dort zu ihrer stärksten Wirkung: seine freie Manneskraft ist dort der zentralistischen Staatsgewalt Frankreichs immer wieder überlegen gewesen. Aber es hat, dem kontinentalen und deshalb zweifrontigen Frankreich gegenüber, auch den ungemeinen Vorteil besessen, seine beste Kraft hauptsächlich immer auf die See konzentrieren zu dürfen. Daneben freilich kämpfte es zu Lande: mit seinen Landtruppen hat es bei Plassey und Quebec die lokalen Entscheidungsschlachten um Indien und um Amerika gewonnen: jedoch es ist bekannt, daß Amerika in Wahrheit auf den Schlachtfeldern in Norddeutschland und am Rheine erobert, d. h. Frankreich dort erst ins Herz getroffen worden ist. Nicht nur die Verkoppelung mit Hannover fesselte das England der welfischen Könige an den Kontinent: auf dem europäischen Festlande vielmehr fielen aus Gründen der großen Machtverhältnisse in jenem Kampfe um die weite Welt die wirklich entscheidenden Würfel.

Dieses Festland lag von eigenen tiefen Gegensätzen beherrscht.

Im Osten Türken und Russen gegeneinander und gegen den Kaiser, Preußen neben und gegen Österreich; Österreich von alters her gegen Frankreich. Keineswegs England etwa hatte diese Spaltungen gegraben: es handelte sich um die eigenen Lebensfragen der Völker und Staaten. England hat keinen der großen europäischen Kriege des achtzehnten Jahrhunderts willkürlich entfesselt, nicht den Pfälzischen von 1689, nicht den Spanischen Erbfolgekrieg von 1701 noch den Österreichischen von 1740, nicht den Siebenjährigen von 1756 und nicht den Revolutionskrieg von 1793. Es war an allen beteiligt, es hat sie natürlich ausgenutzt, sie gelegentlich wachgehalten, nach seinem Vorteile, so lange und natürlich nur so lange, als dieser es verlangte: hervorgerufen hat es sie nicht. Es hat sie alle verwertet in seinem Streite gegen Frankreich: der blieb Englands eigentliche Angelegenheit. Es brauchte gegen die französische Militärmacht Verbündete, wie gegen Spanien und Holland. Wohl hat es eigene Heere auch auf dem europäischen Kontinente aufgestellt, unter Wilhelm III. und Marlborough, unter Georg II. und noch unter Wellington; aber selbst deren Soldaten stammten überwiegend vom Kontinent; und das schwerste Stück seiner Landkämpfe schob es in der Regel völlig den Bundesgenossen zu: seine eigenen Kräfte nach Möglichkeit zurückhaltend und dennoch an allem beteiligt, so daß es, dem Ergebnisse nach, mit dem im Ganzen leichtesten Einsatze unter allen den höchsten Gewinn davontrug. Es warb sich Helfer — an Stelle des französischen Helfers von früher jetzt Helfer gegen Frankreich. Unter ihnen vorangestanden hat Österreich. Viele standen dahinter: Holland, zuzeiten Rußland, die iberischen Staaten, von denen ja Portugal in diesen Kämpfen zum Nebenlande Englands geworden ist, italienische Staaten und andere mehr, auch deutsche Klein- und Mittelstaaten bis zu Preußen hinauf — Österreich indessen über ihnen allen: der alte Todfeind Frankreichs auf dem Festlande neben dessen neuem Todfeinde zur See. Der österreichisch-englische Bund beherrschte diese Zeiten, der Stoß von London und von Wien konvergierte gegen Paris. Nur Einer ist dann gleichwertig an Österreichs Stelle gerückt: das Preußen Friedrichs II.; die berühmte Schwenkung von 1756 schob Preußen zu England hinüber, Österreich zu Frankreich. Man kennt die weltgeschichtliche Bedeutung, die gerade dadurch dem Siebenjährigen

Kriege zufiel. Die besonderen deutschen Gegensätze waren wahrlich bodenständig, und wahrlich wichtig genug: Habsburg und Hohenzollern, Süd und Nord, alte Kirche und neue; aber erst Englands Teilnahme gab dieser Abrechnung die universale Tragweite für die Rassen und die Bekenntnisse über den Erdball hin.

Und Englands Kampf hat diesen Höhepunkt überdauert. Er zeigt Schwankungen auf, je nach den inneren und äußeren Verhältnissen, nach dem Einflusse der Personen, er schwillt und sinkt, wie Englands Macht; zwischendurch sind die beiden großen Feinde auch einmal diplomatisch zusammengegangen, zwischendurch, um den Beginn der Revolution, hat sich England einmal mehr gegen das ehrgeizige Rußland der Katharina gewendet. Immer aber kehrte die Nadel in die ursprüngliche Richtung zurück; und immer folgte auf ein Wellental, auch auf ein tiefes, wieder ein Wellenberg: auf die Pelhams Pitt der Vater, auf den Abfall Amerikas, dessen Schläge das diesmal isolierte England nur durch Seesiege einigermaßen wettgemacht hatte, Pitt der Sohn und die französische Revolution. Ja erst am Schlusse stand dieser gewaltigste Gang des langen Zweikampfes, der Krieg gegen die Revolution und das Kaiserreich, in dem die beiden Völker ganz persönlich rangen, Brust an Brust, Individualität gegen Individualität, Aristokratie gegen Demokratie, und Leidenschaft gegen Leidenschaft. Sie haben damals rücksichtslos jeden Zwang geübt, widereinander und wider die neutrale Welt, vergeblich schlossen zum zweiten Male die bedrückten Neutralen sich gegen England zusammen. Eine Weile lang konnte Napoleon Bonaparte sich Europa als seinen Befreier vom englischen Monopole darstellen, von der Überlegenheit der vorausgeeilten englischen Wirtschaftskraft, von der Brutalität der englischen Zwangspolitik. Jedoch die Maßlosigkeit des großen Kaisers selber stieß die Nachbarn alle wieder zu England hinüber, und auch in diesen heroischen Kriegen von 1793 bis 1815 blieb England doch unausschaltbar an allen Wirren des Kontinents beteiligt, je länger um so unbedingter. Nie ist ihm der Vorzug seiner Insellage wertvoller gewesen als damals; der Kanal und Nelson erhielten es unbesiegt. Seine Angriffswaffen aber blieben auch jetzt die Heere der Landmächte. Es hat sie vorgetrieben, nach seinem Bedürfnis, und teilte doch auch wirklich mit ihnen, mit Österreich, Rußland, Preußen das entscheidende Lebens-

interesse der Macht und der Freiheit. In den Frieden von 1815 ging es als des revolutionären Frankreichs zähester Feind und deshalb als der erste unter den Siegern hinüber, ganz so wie ein Jahrhundert zuvor: nach vier Menschenaltern des Kampfes, den es geführt hatte, wir sahen es, nach der alten Methode der Elisabeth, nur auf immer breiterem Felde und in so viel längerer Frist, mit immer mächtigeren Kräften, mit immer deutlicher weltgeschichtlichen Dimensionen.

Und nun folgte das eigentliche neunzehnte Jahrhundert. Weltgeschichtlich dieses erst recht, gerade für England! Es hat die moderne Wirtschaft und Gesellschaft auf englischem Boden ganz durchgebildet, die Großindustrie, die Industrialisierung, die neuen Klassen, bürgerliche und proletarische; es hat England durch alle Stufen sozialer und politischer Entwicklung hingeführt bis in die großen Zeiten der Gewerkschaften hinein und bis über diese hinaus, zu den heutigen Gegensätzen, in denen mit dem industriellen die neue Großmacht des „rentnerischen" Englands streitet, die internationalen Geldgewalten in der City, die den Erdball mit ihrem Kredit umspannen und auch die innere Macht gewaltig umwerben. Stets aber ist nebenher die Weltausdehnung Englands gewachsen. Das neunzehnte Jahrhundert hat England den Verlust der Vereinigten Staaten beinah vergessen gemacht und ihm zum ersten Male ein wahres Weltreich geschaffen: mit Ostindien und seinen Nebengebieten, Australien, den Besitzungen allen am Stillen Ozean; mit den Straßen dorthin und mit Afrika; mit Kanada und Westindien: eine Weltumklammerung! Das Mittel dieses Wachstums war zum Teil der Krieg. Die alte Macht- und Gewaltpolitik der vergangenen Jahrhunderte ist niemals erloschen, zumal in und um Indien hat sie sich betätigen müssen, und in ihr glüht doch wohl das innerste Feuer der englischen Weltstellung, der Wille des erobernden, streitenden, sich wahrenden Herrenvolkes. Jedoch, die Kriege fielen nur mehr in die Peripherie; das Hauptmittel des Wachstums wurde nach 1815 für zwei Menschenalter der Friede. Großbritannien fand, als es jetzt das Größere Britannien errichtete und erweiterte, in der Welt keinen einzigen starken und hemmenden Gegner mehr, wie es Frankreich so lange gewesen war. Die Kriege der Vergangenheit trugen ihre Frucht. Die liberale Ära der englischen Weltpolitik durfte

sich durchsetzen. Über jenen Grenzkriegen und einem kurzen europäischen Waffengange (dem von 1854) stand der Friede, über der alten Bestätigung des Staates und seiner Macht die neue der freien wirtschaftlichen Kräfte: diese handelten, kolonisierten, eroberten, strömten frei, ungehindert, uneingeengt über den Erdkreis aus. Der alte Gedanke der Staatsmacht, der so viele Kriege und Siege zählte, ward vornehmlich von den Konservativen festgehalten und weitergetragen; die Liberalen vergaßen ihn nicht einfach, aber sie drängten ihn mit Entschiedenheit zurück, ihr eigenes neues Ideal schien die Welt zu bezwingen. Es hat vorgewaltet, solange die Siege der Vergangenheit nachwirkten.

Eine auswärtige Politik natürlich mußte auch diese Epoche treiben. Die Welt lag England offen; aber die Mächte des Kontinents bestanden doch fort. England begann, nach 1815, als ihr engverbundener Freund, als Mitglied der soeben siegreichen Heiligen Allianz. Es hat sich in den zwanziger Jahren aus ihr gelöst und auf sich selber gestellt, insularer denn je; erst jetzt kam das Zeitalter der bewußten Isolierung. Auch jetzt schied England niemals aus dem Spiele der Diplomatie aus, im Gegenteil, es hat sich stets in ihm zur Geltung gebracht; aber es brauchte sich nur noch mit halber Kraft hineinzuwerfen. Es durfte die Kontinentalmacht hinter die Weltmacht zurückschieben. Eines unmittelbaren, engeren Zusammenhanges mit dem Kontinente bedurfte es nicht, weil der Kontinent es nicht mehr bedrohte. Wer hätte das zu tun vermocht?

Frankreich war geschlagen. Zwar, es hat sich niemals ganz als geschlagen bekannt; immer wieder hat sich die uralte Feindschaft aufgebäumt. Das Verhältnis der beiden Nachbarn im neunzehnten Jahrhundert ist interessant genug. Es ist erfüllt von dumpfen Zusammenstößen, die freilich nicht mehr kriegerische gewesen sind. Die Nebenbuhlerschaft trat zumeist zutage im Mittelmeer, dem östlichen wie dem westlichen; sie tat es von den dreißiger Jahren an immer von neuem bis an das Jahrhundertende. Als einmal, 1840, Frankreich mit Krieg drohte, stand England in der Reihe der europäischen Mächte: also in der alten Front. Allerdings, es gab auch eine andere Aufstellung. Zwischendurch hat, von 1830 ab, mehr als einmal im Gegensatze gegen die Machtansprüche der konservativen europäischen Ostmächte, Rußland und Österreich zu-

mal, im Kampfe um das Übergewicht in Europa, England das nachbarliche Frankreich an sich gezogen: die eine liberale Westmacht die andere, unter dem Banner des gemeinsamen Liberalismus und der Völkerfreiheit. Auch das war die alte Methode: die eine Kontinentalmacht als Bundesgenosse Britanniens gegen die andere oder die anderen, als Gegengewicht. Unschädlich geworden, wurde Frankreich von seinem alten Feinde benutzt und ausgespielt — obgleich es völlig zuverlässig doch niemals geworden ist.

In den dreißiger, vierziger Jahren spielte man so um die Macht, ohne daß es zu wahrhaft ernsten Kämpfen kam.

Indessen aber erhob sich aus der Mitte der drei Ostmächte die eine zu besonderer Höhe: Rußland wurde allgemach zum Weltgegner Englands, es rückte für das neunzehnte Jahrhundert politisch in die Stelle ein, die im achtzehnten Frankreich ausgefüllt hatte. Früher wohl einmal vorgebildet, entfaltete sich erst jetzt ein umfassender Gegensatz der beiden großen Staaten. Er ergriff Asien, Hinterasien — Indien und seine Nebenlande, wie Vorderasien — die türkische Welt; er setzte um 1830 herum an beiden Stellen ein, als Kampf um Indien und als Kampf um Konstantinopel. Reibungen begannen um Afghanistan, Reibungen um die Randgebiete des östlichen Mittelmeeres, Griechenland, die Türkei, Ägypten, den Weg nach Indien. Der europäische Kontinent behielt seine eigenen Gegensätze: wieder waren sie in sich selber natürlich und stark, und wieder weichen sie unter dem Weltgesichtspunkte in die zweite Reihe zurück. Zum Weltgegensatze wurde der russisch-englische. Seit den Vierzigern drang er sichtbarer vor; in den Fünfzigern brach er im Krimkriege los; von den Siebzigern bis in die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts erreichte er seine vorläufige Höhe. Ein Kampf, hinter dem stets irgendwie auch Wirtschaftliches stand, und in dem Wirtschaftliches — dank dem Aufstreben einer russischen Großindustrie — in späten Jahrzehnten auch direkter hervortrat; hauptsächlich aber ein rein politischer Kampf: um Länderbesitz und Herrschaft, um die Weltvormachtstellung des englischen Volkes. Er betraf Asien und umfaßte Europa. Er bildet den vierten großen Akt des langen Dramas, das wir begleiten.

Wieder fragen wir nach den Mitteln, mit denen England ihn geführt hat. Es hat sich in Indien auf sein Landheer, in seiner

Gesamtstellung auf seine erdumspannende Flotte gestützt; aber wiederum ging es darauf aus, gegen die große Landmacht Rußland die anderen Landmächte in seine Dienste zu ziehen. Immer die alte Lage: statt Frankreichs eben Rußland; und wer auf Englands Seite, statt Österreichs oder Preußens? Im Krimkriege ist England vornehmlich mit Napoleon III. zusammengegangen; der Sieg, den sie errangen, war, im großen Zusammenhange betrachtet, ein englischer Sieg, im kleineren Rahmen der fünfziger Jahre angesehen scheinen Leistung und Gewinn Napoleon zuzufallen. Auch um Österreich und Preußen haben die Westmächte damals geworben: auch Mitteleuropa sollte gegen Nikolaus I. marschieren, wie einst gegen Napoleon I. und Ludwig XIV. Österreich hat sich halb mitziehen lassen, Preußen hielt sich schließlich zurück — es waren die höfisch-staatlichen Kämpfe, in denen sich Bismarck der Staatsmann die Sporen verdiente. Nachher ist Frankreich zurückgesunken, und soweit es lebendig blieb, trat, von den sechziger Jahren an, in den Achtzigern sich heftig steigernd, seine alte afrikanische, ägyptische Rivalität mit England wieder hervor. Auf wen stützte England sich, gegen die Russen, da? Lange hat es die überkommene Gemeinschaft mit Österreich gepflegt; in der Krise von 1878, im russisch-türkischen Kriege, auf dem Berliner Kongresse, trieben Beaconsfield und Andrassy ein paralleles Spiel: wäre es zum Äußersten gekommen, so hätten ihre Reiche zusammenwirken müssen. So blieb es in den Achtzigern, in den Zeiten Salisburys und Kalnokys: sie gingen, soviel man erkennt, jedes für sich, aber doch im Erfolge parallel, auf dem Balkan gegen Rußland vor. Neben Österreich jedoch stand damals bereits in engem Bunde das Deutsche Reich: 1879 war der Zweibund gegen Rußland geschlossen worden, bald danach trat Englands Schützling Italien ihm bei. Wie verhielt sich der Dreibund zu England? Nicht immer freundlich. Fürst Bismarck ließ sich nicht einspannen, er blieb selbständig, unabhängig und gelegentlich gegnerisch neben England stehen, gegnerisch namentlich zu dem liberalen England Gladstones. Gipfelte doch in dessen Ministerien dieser Tage die außerpolitische Einseitigkeit des älteren englischen Liberalismus überhaupt, eine idealistische Friedensliebe, die Bismarck schwächlich, haltlos, unpolitisch erscheinen mußte: mehr als einmal hat er sich scharf gegen diese Regierung gewandt, und alle Feinde

Englands, Franzosen wie Russen, meisterhaft gegen sie ausgespielt. Dennoch erwuchs auch zwischen ihm und England ganz von selber eine gewisse Gemeinschaft der Interessen, die deutlicher hervortrat, wenn in London die Konservativen herrschten, die aber doch nur aus der Lage selber hervorging. Bei der gefährlichen russisch-deutschen Spannung von 1887 bot England, mindestens durch sein Dasein selbst, dem Dreibunde eine Art von Deckung: das lag in den Tatsachen; und auch zu einem bestimmteren Einverständnisse ist es damals wohl gekommen. Aber ein fester oder gar dauernder Anhalt, ein festes Verhältnis war es offenbar nicht.

Das englische Streben also blieb in allen diesen Jahrzehnten das alte seiner Diplomatie: es suchte Beistand gegen Rußland: der eine Faden geht durch alle wirren Verschlingungen der Ereignisse hindurch.

Da brachte der Fall Bismarcks die längst angebahnte Vereinigung *Frankreichs mit Rußland*, den neuen Zweibund von 1891, zum Vollzuge: ein Bündnis, geschlossen gegen Deutschland und seinen Dreibund, ein Bündnis zugleich der beiden gewichtigsten Feinde, die England besaß. Es mochte der britischen Politik bequem sein, die beiden Systeme auf dem Festlande gegeneinander stehen und einander lähmen zu sehen; eine gewisse Gemeinschaft des Dreibundes mit England war doch zugleich auch jetzt wieder, und jetzt erst recht, die notwendige Folge. Indessen, das französisch-russische Bündnis entwickelte sich; gegen Deutschland gegründet, gegen Deutschland gekehrt, richtete es nach einigen Jahren (seit 1894) seine Hauptspitze nicht mehr so sehr gegen Deutschland: es fing an, vornehmlich englandfeindlich zu sein. Frankreich war Englands Nebenbuhler in Nordafrika, Rußland in Asien, gerade in diesen Zeiten warf Rußland seine Kräfte ganz überwiegend auf Hinterasien: die Folgerung lag nahe und trat ein. Es wurde die Signatur der fortschreitenden neunziger Jahre, daß die riesige Doppelmacht, von Rußland gelenkt, unmittelbarer gegen den Weltgegner draußen arbeitete, als gegen den kontinentalen Gegner in der Mitte.

England hat um so eifriger, nach seiner Art, diese Militärmacht der Mitte gegen die beiden Flankenmächte für sich zu gewinnen getrachtet. Man weiß aus vielen Zeugnissen, mit welcher Seelenangst der gestürzte Bismarck in den Jahren nach 1890 diese

Bestrebungen verfolgt hat; er fürchtete, sein Staat könnte seine Freiheit an England dahingeben und auf Kosten seiner politischen Existenz zu dessen Sturmbock gegen Rußland werden. Einige Jahre hindurch schien seine Sorge berechtigt, die deutsche Diplomatie London sehr viel näher zu sein als Petersburg. Wie es damit jeweils gestanden hat, weiß ich nicht; ein dauernder Anschluß unseres Reiches an England ist nicht herausgekommen. Um 1894 schwenkte Deutschland sichtbar ab; 1895 ging es in Ostasien mit dem Zweibunde Hand in Hand gegen Japan und mittelbar gegen England.

Dessen Bündniswerbung hatte niemals geruht: dennoch war es allein geblieben. Es stand in unverkennbarer unbehaglicher Vereinzelung, in einiger Bedrängnis da. Die Zeit, da es für England nur sicheren Frieden in der Welt gab, war längst vorüber. Wo waren die Zustände der sechzig Jahre nach 1815 geblieben! Die Alleingewalt Englands innerhalb der weiten Welt war verschwunden: England war nicht mehr allein auf der Erde. Bisher hatte machtscharakter gewannen: Rußland seit langem, dann aber auch Deutschland und die Vereinigten Staaten; andere zweiten Ranges gesellten sich dazu. Neue Industriemächte, Handelsmächte, Kolonialmächte waren erstanden, neue Flotten hatten sich gebildet oder drängten zum Licht. Es gab wieder Nebenbuhler Englands oder doch deren Möglichkeit. Seit 1880 war es immer klarer geworden. Neue Großmächte waren emporgekommen, die alle Welt- es sich nur von Rußland, auf dem Lande, an bestimmter Stelle, bedroht gemeint: jetzt von mehreren und überall. Politisch ganz fühlbar geworden, ganz empfunden worden war die Veränderung wohl zumal durch den überraschenden Eintritt Deutschlands unter die Mächte, die sich Afrika teilten, und durch Bismarcks erfolgreiche Aktion gegen den Widerstand Granvilles (1884—85). Der Kanzler hatte sich fein und fest in den vermeintlich geschlossenen Kreis hineingeschoben. England sah sich selber nunmehr neben Anderen, neben Mitstrebenden, Nachstrebenden: sein ehedem in allem ungeheurer Vorsprung verringerte sich, und es erschrack aufs tiefste. Die Probleme, die da aufstiegen, waren den Pfadfindern schon vorher bewußt geworden, jetzt, seit den achtzigern Jahren, wurden sie Eigentum und Sorge des jüngeren Englands überhaupt: Probleme der wirtschaftlichen und der staatlichen Selbsterhaltung,

Probleme des Reiches und seiner Weltstellung. Die Generation des älteren Liberalismus ging nieder, der Imperialismus erhob sein Haupt. Er forderte Gegenwehr auf allen Gebieten, innere und äußere Selbstverteidigung der Nation und des Reichs, Neuorganisation der Reichsverfassung und der Flotte, erhöhte Anspannung jeder wirtschaftlichen und jeder politischen Kraft, in beiderlei Hinsicht Gegenstöße gegen das Ausland, stürmische Ausdehnung in der Welt, und zwar, wie in der alten Zeit, unter der Führung des Staates, mit den Waffen der Macht. Disraeli war dieser Bewegung praktisch vorangegangen; in gewissem Sinne, in der Beschlagnahme Ägyptens (1882), hatte sich selbst der widerstrebende Gladstone ihren Bedürfnissen fügen müssen; jetzt erst wurde sie zum System, zur populären Kraft. Da wieder eine Mehrzahl von Mächten in der Welt war, nahm England den gewappneten Wettstreit wieder auf, den es hatte ruhen lassen, solange es keine Mitbewerber besaß. Das neue England durchdrang sich mit dieser Gesinnung; Gegensätze von weltgeschichtlicher Weite und weltgeschichtlicher Härte sprangen wieder zutage, weiter noch als im achtzehnten Jahrhundert, aber fast ebenso hart wie damals.

In inneren Erschütterungen schritt England den neuen Bahnen zu. Um die Mitte der achtziger, dann schwerer wohl noch um die Mitte der neunziger Jahre türmten sich ihm, überallher, die Wolken drohend auf. Sein Wetterwinkel wurde vor allem Afrika. England raffte sich heftig zusammen, Joseph Chamberlain ergriff 1895 die Zügel des öffentlichen Lebens, man nahm die Kämpfe, die kommen möchten, auf. In Nordafrika schwelte das Feuer der französischen Gegnerschaft; eben nachdem Kitchener seinem Reiche das Niltal wieder erobert hatte, blies der Zusammenstoß der beiden Ansprüche bei Faschoda es zu stürmischen Flammen auf: 1898 schien der englisch-französische Krieg vor den Türen. Da brach Frankreich zusammen: es unterwarf sich. Das französisch-russische Bündnis hatte gegen England versagt.

Und nun ging beides weiter, die Gefahr, die England bedrohte, und seine Gegenwehr. Die Krisis trat ein im Burenkriege von 1899: wieder setzte die Gegnerschaft des Zweibundes aus; auch Deutschland blieb untätig, seine Regierung eher England freundlich. Die gegenseitige Lähmung der kontinentalen Staaten, tiefbegründet auch jetzt in deren Interessen und Geschichte, von Eng-

land auch jetzt nicht geschaffen, aber sicherlich gerne genährt — sie und die feste Machtstellung des Inselreiches zur See hielten Europa in Schach. England hat in den schweren Anfangsmonaten des südafrikanischen Krieges, in harten Niederlagen, eine bewundernswerte Kaltblütigkeit und Charakterkraft erwiesen; gedeckt durch das alte Schild und Schwert seiner Geschichte, die Flotte, hat es den kleineren Gegner durch sein Landheer schließlich niedergerungen. Siegreich, soll es noch einmal die Anlehnung an Deutschland gesucht haben: Deutschland aber blieb seiner neutralen Zwischenstellung zwischen den Weltgruppen getreu. Da tat England das letzte. Es brauchte einen kontinentalen Militärstaat als Deckung gegen Rußland; Deutschland wollte das nicht sein, Österreich war nicht dazu imstande: da warb England um das rassenfremde Japan. Es war trotz aller Neuheit und aller tiefen innerlichen Gefährlichkeit des Wagnisses doch nur das uralte Mittel: neben der Flotte der Bund mit dem Feinde seines Feindes. Das Mittel hat gewirkt; 1902 der Vertrag, 1904 und 1905 der japanisch-russische Krieg; in ungeahnter Schwäche sank der Koloß vor dem Stoße Japans zusammen, und England war der Sieger.

Eine ungeheure Wendung: wir haben es alle erlebt. Frankreich hat sich gebeugt und hat schon während des japanischen Krieges (1904) den Anschluß an England vollzogen; Rußland selber ist ihm gefolgt, es hat sich seinem Todfeinde genähert. Die Wolken des letzten Jahrzehntes haben sich für England zerteilt. Sein Verfahren aber und sein Erfolg waren die gleichen gewesen wie in allen diesen Jahrhunderten: Spanien, Holland, Frankreich, die Ostmächte, Rußland, Frankreich-Rußland — es ist eine, und eine lange, Reihe. Ist sie zu Ende? Ist die Luft jetzt frei? o nein! Großbritannien erblickt einen neuen Gegner: Deutschland. Da ist eine neue, da ist jetzt für England die europäische Militärmacht und Weltmacht, die seine Ruhe bedroht. Schon vorher war ihm Deutschland das gewesen, neben oder hinter Rußland; jetzt steht es allein, oder doch weit vor der Schar der anderen.

Diese Gegnerschaft hat ihre Vorgeschichte, natürlich, und wenigstens angedeutet werde diese auch hier. Seit 1848 zeichneten die Umrisse des kommenden neuen Deutschlands sich am Horizonte ab, und die englische Politik hat es nicht eben freundlich begrüßt. Die Reibungsfläche bildete von Anfang an Schleswig-Holstein;

eine deutsche Stellung zwischen den Meeren war England nicht erwünscht, und bequem konnte ihm weder die Aussicht auf Deutschlands steigendes Wirtschaftsleben noch auf die Möglichkeit einer deutschen Seegewalt sein, bequem vor allem nicht das Dasein einer starken deutschen Macht überhaupt. Wem von unsern Nachbarn hätte die Erhebung dieser Macht an der Stätte der alten deutschen Ohnmacht nicht einen Verlust und ein Ärgernis bedeutet? Ein kräftiges Italien konnte den Engländern lieb sein, ein kräftiges Preußen-Deutschland war es nicht, und die Schwächung ihres alten Bundesgenossen Österreich schädigte sie. 1864 trat Palmerston mit kriegerischen Drohungen für Dänemarck ein; der damals jüngere, friedfertige Liberalismus Gladstones widersprach, und England blieb bis 1871 neutral; eben damals zog es sich aus der europäischen Politik so weit zurück als es nur irgend vermochte. Enttäuscht hat es damit freilich beide Parteien, den Franzosen erschien es deutschfreundlich, den Deutschen franzosenfreundlich. Seit 1871 erhob sich das neue Reich zu einer Art von Vormachtstellung auf dem Kontinente. Es war nicht gegnerisch gegen England und wurde so wohl auch nicht angesehen, aber es noch höher wachsen zu lassen wünschte England nicht; es glaubte Frankreich gegen weiteren deutschen Druck stützen zu sollen. Alsbald nach dem Kriegslärm von 1875 verschärfte sich, über den Balkanwirren, Englands Verhältnis zu Rußland; Deutschland wurde nur noch wichtiger, aber darum nicht behaglicher für England. Den Liberalen war der feste und einigermaßen harte Machtstaat des eisernen Kanzlers nicht angenehm, ihre innere Sympathie gehörte dem republikanischen Frankreich; Bismarck hat ihnen die Abneigung heimgezahlt und ihre Führer mißachtet. Ich wiederhole nicht, was ich im Zusammenhange des englisch-russischen Gegensatzes früher über diese Phase der Beziehungen Englands zu Deutschland gesagt habe: sie führte Deutschland mehr als einmal nahe an Englands Gegner heran, sie ließ es im Grunde auch wieder mit England in tatsächlicher Interessengemeinschaft zusammenstehen, zumal mit dem England der Konservativen; vor allem aber hat Bismarck, so sehr er englisches Wesen lebenslang geliebt hat, seinem Staate in jedem Augenblicke die unabhängigste Bewegungsfreiheit gewahrt. Die Reibungen um Afrika aber blieben in England unvergessen, das neue Deutsch-

land ihm unheimlich nicht nur als kontinentale, auch als werdende Weltmacht, und es wurde ihm stets fühlbarer und in so mancher Hinsicht unbequemer mit jedem Wachstum seiner Industrie und Handelskraft. Ich habe von den Umwerbungen, den Schwankungen nach 1890 gesprochen; sie führten schließlich nur zu steigender Gereiztheit beider Teile, und seit der 1895er Annäherung des Reiches an den Zweibund brach die Feindseligkeit bitter heraus. Es kam das Krüger-Telegramm vom Jahre 1896, die glühende Parteinahme der deutschen Stimmung im Burenkriege, die deutsche Flottenbewegung, die ihre Schlagworte nicht immer vorsichtig abwog. Es kam die Niederlage Frankreichs, der stille Kampf mit Rußland, und Deutschland hielt sich zwischen den Lagern. In jenen Jahren ist die gegenseitige Eifersucht und das gegenseitige Mißtrauen immer schärfer, der Blick Englands für die Weltstellung Deutschlands, die politische wie die wirtschaftliche, und für die Unfreundlichkeit der deutschen öffentlichen Meinung immer empfindlicher geworden. Von den neu aufgestiegenen Weltmächten, die Englands Träume störten, war Deutschland die England nächste, näher als die im Grunde wohl gefährlichere der Vereinigten Staaten, unmittelbarer unbequem und unmittelbarer faßbar. Wie hat sich schon damals der Gegensatz unserer beiden Völker in Presse und allgemeiner Anschauung zugespitzt bis zu immer wiederkehrender Sorge vor Krieg; längst sind Erregung und Feindseligkeit in England bei weitem lauter, heißer, ja fiebrig-nervöser geworden als jemals bei uns. Seitdem ist das letzte eingetreten: der Zusammenbruch Rußlands. Und wir stehen unter dem frischen Eindrucke einer Kette von Erscheinungen: der Persönlichkeit und Politik König Eduards VII., des starken Fortschrittes der imperialistischen Ideen, der Arbeit für den Zusammenschluß und den Abschluß des Größeren Britanniens; sicherlich hat die konservative Strömung sich innerlich immer voller durchgesetzt, die alte konservative Überlieferung der Macht, der Staats- und Flottengewalt, der auswärtigen Gewalt auch die Gegner zum guten Teile durchdrungen und das zwanzigste Jahrhundert an das achtzehnte angeknüpft. Auch der Gegenschlag des liberalen Wahlsieges von 1906 hat die auswärtige Politik nur um einige Grade abgekühlt, aber ihr Wesen keineswegs verändert, die Leitung blieb imperialistisch und ag-

greſſiv, und Sir Edward Grey hat wenig anders gehandelt, als Lord Lansdowne hätte handeln können. Überall aber die Menge auswärtiger Erfolge: im tieferen Aſien die Ausnutzung der ruſſiſchen Niederlage, in Vorderaſien und Europa die Wendung überall gegen das Deutſche Reich. Ich bilde mir nicht ein, hinter die Kuliſſen zu blicken, aber einiges wiſſen wir alle: dieſes Aufgebot der Kontinentalſtaaten — Frankreichs, Spaniens, Italiens, Rußlands, niemand bezweifelt, gegen wen. Wir hören von Werbungen um Öſterreich. Ich habe Abſichten und Ausſichten des Verſuches der „Einkreiſung" nicht zu prüfen: aber das ſpringt in die Augen, wieder ſind wir auf dem vertrauten Boden der uralten politiſchen Methode Englands! Jahr um Jahr ſeit 1904 hat ſie ihre Kreiſe gezogen; wir haben die Gegenwirkungen Deutſchlands geſpürt, zuletzt den großen Gegenſtoß des Winters von 1908/09, den weiten und heißen Kampf, der ſich an die Balkankriſe, an die Weigerung Öſterreichs, Deutſchland aufzugeben, an den Wunſch, Öſterreich für dieſes Nein zu beſtrafen, anſchloß. Wir haben den engliſch-ruſſiſchen Angriff an der Einigkeit und der Waffenmacht der beiden Zentralmächte zerſchellen ſehen: Deutſchland hat der Tripel- oder Quadrupelentente ihre innerliche Uneinheitlichkeit und Gegenſätzlichkeit, ihre Unfähigkeit zur Tat dies eine Mal praktiſch ſehr klar ad oculos demonſtriert und ſich ſelber behauptet. Der Eindruck des Ereigniſſes war groß; ob es Früchte trägt, werden wir ſehen.

Aber der Gegenſatz, aus dem es hervorging, dauert fort. England iſt heute vorläufig nicht unmittelbar gegen Frankreich, nicht unmittelbar gegen Rußland gekehrt: nur gegen Deutſchland. Ob England dieſe Gegnerſchaft, vor aller Welt und vor ſich ſelber, nicht maßlos übertreibt, ob es nicht ſie, ob es nicht vielleicht — uns überſchätzt und geradezu verzerrt, iſt hier nicht die Frage; die Tatſache beſteht: die europäiſche Macht, die Flotte, der Wettbewerb Deutſchlands ſind ihm unbehaglich, und das Bild des achtzehnten Jahrhunderts iſt zu einem großen Teile wieder Leben geworden.

Es iſt hier nicht die Aufgabe, zu unterſuchen, was — unter dem engliſchen Geſichtspunkte, der allein uns hier angeht — etwa gegen die Vernünftigkeit einer Weiterentwickelung dieſer engliſchen Sorgen und Feindſeligkeiten, was gegen die Vernünftigkeit, und auch gegen die Wahrſcheinlichkeit, eines engliſchen Angriffes, eines

englisch-deutschen Krieges spricht: nur einige Schlagworte, die eine solche Untersuchung zu leiten hätten, reihe ich hier noch auf. Es würde sich da handeln um die gewaltige Tatsächlichkeit einer uralten und doch ganz gegenwärtigen Bluts-, Glaubens- und Kulturverwandtschaft der beiden germanisch-protestantischen Nationen. Es wäre zu erinnern an die überraschende Tatsächlichkeit unserer politischen Geschichte, daß diese beiden Nationen bisher, in allen größten Völkerkreisen der Neuzeit, in allen Jahrhunderten seit der Reformation, niemals gegeneinander gestanden haben[1]. Es wäre hinzudeuten auf die sehr aufrichtige Friedfertigkeit Deutschlands — ob auch die englische Meinung an sie nicht glauben zu können scheint — und mehr noch auf die Stärke Deutschlands, die am Ende wohl eindrucksvoller sein wird als unsere Friedenslust; ganz besonders aber auf das Dasein anderer Nebenbuhler Englands in der Welt, denen ein englisch-deutsches, erschöpfendes Ringen lediglich zugute kommen müßte, Nebenbuhler mindestens der Zukunft — Nordamerika? Rußland! —, auf neue Gewalten von neuer Seite her — die gelbe Rasse, auf Japan selber, den gefährlichen Verbündeten! Und noch eines würde nicht zu vergessen sein: der seelische Widerstand gegen eine Gewaltpolitik, der in England selber rege ist, die große Bedeutung ethischer und religiöser Ideale, die neben der konservativen, der imperialistischen Strömung und ihrer Machttendenz herlaufen und deren bestem Inhalte nicht einmal zu widersprechen brauchen. Unzweifelhaft ist dieser grundsätzlich humanitäre Gedankenstrom in England stark, wie denn, seit den Tagen der Puritaner, neben allem harten Realismus ein Zug zum Grundsätzlichen dieses Volksleben immer erfüllt hat: in einer oft sonderbaren Mischung, deren Aufrichtigkeit dem Ausländer nicht immer einleuchtet und dennoch besteht. Wird sich der Entschluß zum rücksichtslosen Vernichtungskriege aus Gründen der Konkurrenz und etwa der Angst gegen diese Gefühle der Menschlichkeit und des Gewissens durchsetzen? Und andererseits, würde der Krieg sich lohnen? Man darf bezweifeln — ich deutete das an —, ob ein Niedergang Deutschlands politisch für England, innerhalb Europas und vollends innerhalb der Welt, wirklich ein Bedürfnis ist und ein Heil wäre; aber wenn

[1] Ich verweise auf meine Schrift von 1900 (oben S. 221 ff.).

England selbst — was eine Sache für sich bleibt — wünschenswert fände, Deutschland zu verwunden: überwöge nicht dennoch die Last der unvermeidlichen Opfer, die Störung aller wirtschaftlichen Beziehungen, der riesengroßen Beziehungen gerade auch zu Deutschland selber in Ausfuhr und Einfuhr, überwöge nicht gerade der wirtschaftliche Schaden selbst eines Sieges den wirtschaftlichen Nutzen, den man von ihm erhofft? Alle diese Fragen sind auch in England oft aufgeworfen und beantwortet worden, und ihre innerliche Bedeutsamkeit unterschätzt man auch drüben nicht. Ob solche Erwägungen in ernster Stunde überwiegen würden, ob England den einzigen Entschluß fassen und durchführen wird, der uns ertragbar ist und der uns vernünftig und gesund erscheint, den Entschluß, uns gelten zu lassen als das, was wir nun einmal geworden sind und was wir sein und bleiben müssen: das vermag der Ausländer freilich am wenigsten zu entscheiden. Und aus dem Rahmen dieses Vortrages führen solche Fragen bereits hinaus.

Es handelt sich hier nicht um Tagespolitik; ich spreche nicht als Politiker, nicht einmal als betrachtender. Aber am Ende dieser historischen Betrachtung verlangte auch dieser Blick auf die Gründe seinen Platz, die davor warnen, mit dieser Fortsetzung der alten Reihe von Kriegen, mit der Wendung des Krieges nunmehr wider Deutschland, wie mit einer selbstverständlichen Notwendigkeit zu rechnen. Denn diese Warnung fällt in den Pflichtenkreis des Historikers: die Warnung vor einer Ausrechnung der Zukunft, vor einer jeden dogmatischen und absoluten Schlußfolgerung aus der Geschichte. Ich habe die allbekannte Kette vor Ihren Augen aufleuchten lassen, die von Spanien durch alle jene Zwischenglieder zu Rußland und zu Deutschland führt. Ich möchte nicht versäumen, in dieser überraschend und fast erdrückend einheitlichen Reihe doch auf das Variierende noch einmal ausdrücklicher aufmerksam zu machen, das bei der raschen Überschau aus historischer Ferne und Höhe zu sehr verschwindet, auf das Auf und Ab, das Hin und Her, in dem sich bei näherer Vergegenwärtigung die Hergänge doch tatsächlich vollziehen, auf den bunten Einfluß innerer und äußerer Geschehnisse und der lebendigen Einzelnen, auf die langen Zeiträume ohne Stoß, die zwischen den Kampfeszeiten liegen. Die Entwickelung ist so manchesmal ausgebogen, und provozierende Krisen und Persönlichkeiten wie die Revolution und Napoleon

haben dazu gehört, sie wieder in dieses Geleise zu zwingen. Die Art der Gegnerschaft hat ebenfalls gewechselt; wir sahen sie verschieden gegenüber Spanien und Frankreich hier, und gegenüber Holland oder auch Rußland dort, und verschieden sind ihre Ergebnisse gewesen: schon Rußland gegenüber ist England doch im Grunde, auch in seinen Gegenstößen, nur defensiv gewesen. Und die Welt des alten Merkantilismus, man hat es oft betont, umgibt uns heute doch nicht mehr: nicht vergebens hat in der Zwischenzeit ein anderer Geist die Völker durchtränkt — ganz abgesehen von den idealen Gewalten, auf die ich schon wies: auch vom wirtschaftlichen Boden her vermag der „Neumerkantilismus" die naive Ausschließlichkeit der alten Kampfespolitik doch nicht mehr zu teilen und nicht wieder zu erwecken, die von der einfach groben Überzeugung ausging, daß eines Volkes Glück mit Selbstverständlichkeit des Nachbarn Unglück sein müsse. Kurzum: der Zukunft bleibt außerhalb der Wege der Vergangenheit ihr breiter Raum, und alles Unberechenbare und Neue, alles das was wir den Zufall nennen, an Dingen und an Menschen, behält sein Feld. Vor allem: der lebendige Wille behält das seine. Der Staatsmann wird sich niemals einfach einem Fatum unterwerfen, dessen inneres Recht er bestreitet, wie diesem Fatum eines angeblich notwendigen Zusammenstoßes, an dessen politische, wirtschaftliche, kulturelle Vernünftigkeit er nicht glaubt.

Das alles wird der Historiker, als solcher, nicht verschweigen. Das Künftige ahnt, d. h. das Künftige will der handelnde Mensch; der Historiker wird seine eigene Aufgabe nur erfüllen, wenn er sie sich rein hält: als Verständnis der Vergangenheit. Der Staatsmann ziehe dann seine Folgerungen aus ihr: vermöge seines Willens. Was er — ich meine jetzt den deutschen Staatsmann — aus den großen Entwickelungen, die hier überschaut worden sind, lernen will, überlasse ich füglich ihm; nur das eine wird sicher dabei sein: die Erkenntnis *einer* „Notwendigkeit", die aber kein Fatum ist, sondern eine Klugheitsmahnung: der praktischen Notwendigkeit eigener, uns deckender, bewaffneter Kraft. Denn daß die Gefahr jenes Zusammenstoßes sich verwirklichen müsse, das mag er bezweifeln, und dagegen wird er sich stemmen; daß sie besteht, daran wird ihm die Geschichte und Gegenwart schwerlich einen Zweifel belassen.

Die historische Summe aber sei hier noch einmal gezogen. Es ist nicht zu leugnen: der Eindruck wird von jener Einheitlichkeit des Verlaufes beherrscht, die einem jeden zu denken gibt; ich zähle die Namen der Gegner und die Mittel des Kampfes nicht nochmals auf. Immer wieder, das sahen wir, wirkten dabei Macht und Wirtschaft zusammen, und auch über seiner Machtstellung allein hat England stets mit eifersüchtigem Stolze gewacht. Immer wieder hat es aktiv in die Welt hineingegriffen. Das eine wiederhole ich: die alte Anklage ist töricht und falsch, als habe England den Kontinent verwirrt und dieser sich England zuliebe verwirren lassen. O nein: er hat seine eigenen Lebensfragen ausgefochten, und England hat diese in sich selber unvermeidlichen Spaltungen nur benutzt. Wie das auch in Zeiten seiner verhältnismäßigen Zurückhaltung, in den Tagen etwa Lord Palmerstons oder sogar Gladstones, getan hat, wie sich da in seiner Rolle als Schirmherr der Auflehnungen niedergehaltener Festlandsvölker sein eigenstes Interesse und seine Überzeugung, seltsam und dennoch nicht unehrlich, durchdrangen, das wäre eine Darstellung für sich. Genug: bloß zugesehen hat England nie, auch nicht in Zeiten, wo das Dogma der glänzenden Vereinzelung am eifrigsten verkündet und geglaubt worden ist. Es hat jederzeit in der Reihe der „großen Mächte" gestanden, die Leopold Ranke so großartig überschaut und deren Spuren Max Lenz besonders gerne weiter verfolgt hat. Es gehört zu diesen großen Staatsindividualitäten, deren jede ihr eigenes Gesicht, ihre besondere Stellung, ihre besondere Struktur besitzt, ihre besondere geographische und politische Lage, ihre besonderen Vorbedingungen der Natur, der Rasse, der Religion, der Verfassung, der gesamten Kultur, und somit auch besondere, in allem Wechsel immer irgendwie sich erneuernde, natürlich-historische Bestrebungen, Überlieferungen: jede, England wie Frankreich, wie Preußen, Österreich, Rußland und so fort. Einheitlicher, klarer, wenn man will gröber ausgeprägt als in England sind diese Großstaatsüberlieferungen nirgends. Die einfache Gunst seiner Lage hat ihm diese ungemeine Folgerichtigkeit gestattet. Und eines geht durch alle diese Jahrhunderte hindurch: die Überlieferung eines derben, massiven Patriotismus, der immer zuletzt, auch im inneren Streite der Ideale, über allem die Partei seines Vaterlandes nimmt, in Unrecht oder Recht; es geht hin-

durch ein starker Glaube an England, an seine Rasse, seine Mission, seine innere und äußere Überlegenheit und Kraft, an die Selbstverständlichkeit seiner Weltansprüche, soweit sie sich auch dehnen mögen, ein nationaler Glaube, zusammengemischt aus Feinem und Grobem, aus religiösen, ethischen, materiellen Gedanken, aus elementaren Empfindungen und naiven Einseitigkeiten, aus Hingabe und Vorurteil, Brutalität und Größe. Als merkwürdig stark und merkwürdig einheitlich habe ich diese Überlieferungen bezeichnet. Einiges scheint dieser Einheitlichkeit zu widersprechen: der Wechsel der regierenden Parteien und ihrer Kabinette ist so oft dafür angeführt worden, daß England nicht konsequent sein könne und daß es eben deshalb nicht bündnisfähig sei. Tatsächlich besteht ja eine gewisse Nichtverantwortlichkeit der neuen Regierung für manche Taten und Absichten der vorhergehenden, parteifremden; tatsächlich hat diese taktische Ungebundenheit die englische Politik manchmal geschädigt, so manchesmal aber auch freier gemacht und in der Hauptsache diplomatisch gestärkt. Darüber hinaus: es bestehen auch wirkliche, tiefe und innere Abweichungen in der Politik, in den Grundbestrebungen und -überzeugungen der Parteien, auch nach außen hin, und gelegentlich haben sie Inkonsequenzen und selbst Entgleisungen hervorgerufen. Das ist richtig. Und dennoch hat über alles dieses, im großen, doch stets wieder jene säkulare Einheitlichkeit gesiegt und jede Unregelmäßigkeit schließlich ausgelöscht, und eines hat stets gegolten: das Vaterland und seine Macht über allem. Ein ungeheures staatsmännisches Erbe, im Denken und im Handeln, auch in der Taktik der Politik, hat sich innerhalb der regierenden aristokratischen Schichten durchgebildet und übertragen; es ist längst auch dem Bürgertume, es ist auch dem Arbeitertume zugeflossen und von ihnen in weitem Maße aufgenommen worden. Wir bewundern die Kraft dieser Schulung, dieser politischen Tradition, dieser politischen, nationalen Instinkte. Auch die Demokratisierung des letzten Menschenalters hat dem neuen England, der Hauptsache nach, ein festes, selbstverständliches Verhältnis seiner Massen zum nationalen Staate belassen, um das wir es beneiden, ein Gemeingefühl, das über die Partei, einen Instinkt, der über die Dogmen hinausragt. Ein Deutscher studiert England heute nicht mehr, um, so wie einst, un-

mittelbar, für die Nachahmung, von ihm zu lernen; in manchem wird er von England gegen England lernen wollen, an die einfache Übertragbarkeit auch des Nachahmenswerten glauben wir nicht mehr. Dennoch: nachdenklich lehrreicher kann uns in der Welt kaum etwas sein als dieses Schauspiel der großen politischen Zusammenhänge, die über die Geschlechter der englischen Geschichte hinwegreichen, und ihrer vaterländischen Überlieferung; das Schauspiel dieses Mutes und dieser Kraft, dieses Sinnes für Wirklichkeit, dieser Sachlichkeit, die den Eigensinn, die Neigung und Abneigung doch zuletzt immer über dem Ganzen vergißt und dessen Bedürfnisse groß und unbefangen ergreift. Das ist ja die Lehre, die uns Deutschen der Gründer unseres Reiches, er, in dem so vieles an englische Art gemahnt, von seinen Frankfurter Tagen an verkündet hat, in Tat und Wort, voll tiefer Gewissenskraft, ganz undogmatisch, ganz auf das wechselnde Leben gestellt: das Staatsgefühl, das Gesamtgefühl als oberstes und unbedingtes Gebot aller politischen Pflicht. Was wir aus dem Bilde der englischen Politik sonst lernen und folgern sollen, blieb hier dahingestellt, und ihr nachwirkender Eindruck wird für den heutigen Deutschen nicht arm an ernsten Schatten sein: eine Lehre solcher hohen Pflichten aber, im Bismarckischen Sinne, erteilt sie uns gewiß.

* * *

Die imperialistische Idee in der Gegenwart 1903

Vortrag Dresden 1903

Wer heute zu einem weiten Kreise deutscher Hörer vom Imperialismus unserer Tage zu sprechen unternimmt, hat es nicht nötig, die Wahl seines Gegenstandes zu begründen. Eher wäre es nötig, die Wahl des Redners zu erörtern, dem der Vorstand der Gehestiftung die Behandlung dieses Gegenstandes angetragen hat: daß sie auf den Historiker gefallen ist, das ist für den Inhalt und die Richtung der Darlegungen maßgebend, die Sie heute erwarten. In der Tat habe ich nicht als Politiker von diesen Bewegungen zu reden, um die der Kampf der streitenden Meinungen noch alltäglich tobt; ich untersuche nicht Recht und Unrecht, ich handle weder von dem, was etwa sein solle, noch von dem, was etwa kommen werde: für beides, Kritik wie Zielsetzung oder Prophezeiung, würde ich unzuständig sein. Ich habe zu schildern, zu begründen, zu verknüpfen: und auch dieses nicht wesentlich, wie es der Nationalökonom tun würde, im Hinblick auf die wirtschaftlichen Seiten der Erscheinung; es kann sich hier nur um Beobachtungen — und in der Kürze dieses Vortrages nur um einige, stark zusammendrängende Beobachtungen — handeln, wie sie sich eben unter dem Gesichtspunkte politischer Geschichtsbetrachtung ergeben: Beobachtungen über die Eigenart und über den historischen Zusammenhang dieses Imperialismus von 1900.

Daß wir von einer „imperialistischen Idee" sprechen können, die eine Macht unserer Tage ist, ist gewiß: von einer Idee des Imperialismus, wie von einer Idee des Sozialismus oder Liberalismus, der Nationalität oder der Revolution, als einer Summe von Vorstellungen und Absichten, einem allbekannten Gedankenbilde und zwar einem solchen, das die Bestrebungen leitender Kräfte der Zeit in sich zusammenfaßt: einer der großen Richtungen, einem der hallenden Rufe im Streite der Jahrhundertwende.

Was aber enthält dieser neue Imperialismus? Mit einem „Imperator" hat er an sich nichts zu tun; ob er mit dem Cäsarismus Verwandtschaften besitzt, wird noch zu fragen sein; dasselbe wie dieser ist er jedenfalls nicht. Eine bestimmte Verfassungsform oder auch nur der Drang danach ist nicht mit ihm verknüpft, in allen Ländern, unter allen Verfassungen tritt er auf. Es ist das „Imperium", wonach er seinen Namen hat: das Reich, nicht das

Kaiserreich, sondern — so empfinden wir es sofort — das Weltreich. Und auch da zeigt sich alsbald: es ist nicht ein Weltreich im alten Sinne kaiserlicher Weltherrschaft. Keines der heutigen Weltreiche verlangt den Erdball allein zu beherrschen; von dem universalen Anspruche des alten Roms, seiner Umspannung der damaligen eigentlichen Kulturwelt in ihrer Gesamtheit, von dem Universalismus des mittelalterlichen Papsttums und etwa auch des mittelalterlichen Kaisertums oder, in beschränkterem Sinne, Napoleons I. sind sie alle weit entfernt. Vorläufig mindestens besteht eine Vielheit der Weltmächte; höchstens in unbestimmten Zukunftsfernen kann ein Ehrgeiz oder eine Sorge, die weit hinausschweifen, eine starke Verengerung der heute mit einander wetteifernden Gewalten, eine Zuspitzung auf zwei Kämpfer, etwa gar auf einen einzigen Sieger ahnen wollen.

Was wir heute erblicken, ist darum doch neu und bedeutsam genug. Wir alle kennen die wesentlichen Züge, und wir alle haben den Eindruck, daß die Welt sich seit den 70er und 80er, vollends dann, in außerordentlich beschleunigtem Maße, in voller Durchsetzung des Neuen, seit den 90er Jahren umgebildet, daß sie ihr Antlitz verändert hat. Völker und Staaten, die einst führende Mitträger der allgemeinen Geschichte gewesen sind, treten in die zweite Reihe, manche ganz und gar in den Hintergrund; die kleineren und schwächeren sind nur noch leidende oder sich an die größeren anlehnende Zuschauer. Weit zurückgetreten scheint selbst Österreich; unzweifelhaft ist es Spanien, nicht minder die skandinavischen Länder, die Niederlande, trotz ihres alten Kolonialbesitzes; von der Türkei und ihren Verwandten brauche ich gar nicht zu sprechen. Mittel- und Südamerika liegen zur Seite oder unter dem Einfluß des Stärkeren, und ebenso der Rest mehr oder weniger selbständig gebliebener Staaten Asiens, China selber voran. Gerechnet wird innerhalb der „Welt" nur noch mit Rußland, Großbritannien, Nordamerika, Deutschland, Frankreich, dazu mit Japan und, in einem erheblichen Abstande, Italien. Diese aber haben über die alten Grenzen ihrer Kernlande hinausgestrebt, sie drängen, mit ihrem Menschenmaterial oder ihrer Macht, in die große Welt hinaus. Sie betreiben „Weltpolitik". Sie erweitern sich, die einen auf ihren Kontinenten, die anderen außerdem oder ausschließlich jenseits der Meere; sie erobern; sie schaffen sich Ko-

lonien; sie teilen die Gebiete, die nicht Herren ihres eigenen Schicksals sind, unter sich auf, in unmittelbaren oder verhüllten Annexionen oder Protektoraten, oder in Scheidungen der Einfluß- und der Interessensphären. Sie dringen mit ihrem Kapital oder ihrer Macht oder beidem, mit Eisenbahnen, Dampferlinien, Vertretungen, Missionen in Länder ungewissen Besitzes hinein. Sie ringen um Absatzgebiete für ihren Handel, für ihre Industrien, womöglich um Raum für ihren Bevölkerungsüberschuß. Sie überwachen einander überall; ein Weltsystem internationaler Politik hat sich entfaltet, baut sich immer weiter und feiner aus, Weltstellung im vollen Sinne besitzt nur, wer an diesem Systeme handelnd teilnimmt. Seit 1880 ist die Kolonialpolitik bei all jenen lebendigen Staaten immer sichtbarer vorangetreten; als entscheidende Organe haben sie ihre Flotten in ungeahntem Maße ausgestaltet.

Das sind die äußeren Erscheinungen. Überall sind ihre wirtschaftlichen Zusammenhänge deutlich; man greift es mit Händen, wie die Ausdehnungsbestrebungen von der Industrie, von dem Exporthandel, vom Großkapitale getragen werden: so in England, in Deutschland, in Nordamerika, und, in geringerem Maße immerhin, auch in Frankreich und in Rußland. Es wird noch zu fragen sein, ob diese Kräfte überall die wesentlich oder gar allein entscheidenden sind; jedenfalls wirken sie überall; und wirtschaftlich ist eine Reihe der überall auftretenden Mittel und Ziele: der Schutzzoll, der sich seit einem Menschenalter die Welt wieder erobert hat oder, wo er noch nicht durchdrang, sie zu erobern heiß bestrebt ist, der Kampf um die Absatzgebiete, den ich erwähnte, zum Teile der Kampf um die Kolonien. Überall herrscht, inmitten alles gesteigerten Austausches, zugleich ein wachsender Drang nach wirtschaftlichem Abschluß; die Gedanken richten sich auf die Herstellung wirtschaftlich-politischer Körper, die, sei es in irgendeiner näheren oder ferneren Zukunft, ihren eigenen Bedürfnissen in einem möglichst hohen Maße selber zu genügen imstande wären; Weltreiche also von auch wirtschaftlicher Autarkie; von Nordamerika, Rußland, dem Größeren Britannien wird uns das verkündet. Wie auch die wirklichen Aussichten dieser gigantischen Träume sein mögen — und das zu untersuchen fällt nicht in den Rahmen meiner Befugnis und Absicht —, sicherlich

drücken sie das eine mit besonderer Anschaulichkeit aus, was überall in diesen imperialistischen Bestrebungen leitend heraustritt: den Zug zur Organisation im großen und größten, die enge Verbindung alles Wirtschaftlichen mit der politischen Macht, die ungeheure Verstärkung des Gewichtes der staatlichen Gesamtheit gegenüber allem Leben. Die Zeit der freien Bewegung der wirtschaftlichen Kräfte ist auch in diesem Sinne vorbei; auf Auswanderung und Einwanderung wünscht der Staat einen Einfluß zu üben; hinter aller Ausbreitung des Handels steht fördernd, den Gegner hemmend, die staatliche Gewalt, die Gewalt überhaupt. Und das augenfälligste ideelle Moment in der Idee des Imperialismus, dasjenige in der Tat, das dieser Idee ihren Charakter gibt, ist diese erneute Erhöhung der Staatsmacht. Die neuen wirtschaftlichen und sozialen Mächte bedürfen der starken Vertretung in der Welt; die Staatsgewalten sind ihre Organe geworden. Ich habe zwischen Imperialismus und Cäsarismus unterschieden. Es versteht sich, daß in eigentlichen Monarchien die neue Bewegung die Rolle des Monarchen zu steigern geneigt ist, daß sie auch in parlamentarischen oder republikanischen Staaten diejenige starker Führer, also die Rolle der Einzelpersönlichkeit steigern wird. Sie braucht keine der Verfassungen, die sie antrifft, zu sprengen, sie wird nicht überall von den gleichen gesellschaftlichen Schichten, nicht überall notwendig von den gleichartigen Parteien getragen; aber neue Schwierigkeiten, das hat man mit Recht gesagt, wird sie dem Parteileben überall schaffen. An die Stelle innerer Probleme, wie sie die Parteien am leichtesten und organischesten erfassen können, rückt sie, früher oder später, so scheint es, mit zwingender Notwendigkeit solche von teilweise oder überwiegend äußerpolitischer Art, und muß die alten Gliederungen dadurch verschieben und verwirren. In jedem Falle aber: den Inhalt des Staates selber, die Vielseitigkeit seiner Tätigkeit, seines Einflusses auf alles innere und äußere Dasein, die Macht der Regierung bereichert sie notwendigerweise überall und ungemein. Staat und Regierung werden mit der unmittelbaren Wahrnehmung aller Interessen in der Nation in aller Welt betraut, und schließen sie daheim zu einer machtvollen Einheit zusammen. Wirtschaft und Macht sind auf das Innigste vermählt, und die Macht gewinnt dabei noch sichtbarer und sicherer als das Wirtschaftsleben.

Der Bruch mit dem liberalen Weltalter ist augenscheinlich; überall ist der alte Liberalismus, der Prediger der freien Bewegung, der Harmonie der Interessen, der Beschränkung der Staatsgewalt, mitsamt den moralisch-politischen Idealen und Dogmen, an die er so innig glaubte, zurückgeworfen worden. Zusammenschluß, Abschluß und Ausschließung im Innern und Äußern haben ihn verdrängt. Die Welt ist härter, kriegerischer, eben ausschließlicher geworden; sie wird mehr als je zuvor zu einer großen Einheit, in der sich alles berührt, alles zusammenwirkt, aber auch alles aufeinanderstößt und aufeinanderschlägt; in dieser Einheit ist von der vorurteilslosen Einigkeit des Sinnes, des frei ergänzenden Wetteifers, wovon man einst geträumt hat, wenig mehr zu spüren. Die Welt ist, davon ging ich aus, anders geworden, ganz besonders in den politischen Erscheinungen und Gesinnungen, die ihr Gesamtleben beherrschen. Zum mindesten ist das der Eindruck, unter dem wir stehen. Freilich: ist er *ganz* berechtigt? ist der Wandel so groß, wie er uns oft geschildert wird? Gerade das möchte ich hier in raschem Umblicke über unsere Welt untersuchen. Ich möchte jener Umbildung der Erscheinungen und Gesinnungen in den vorwaltenden Ländern ein wenig näher nachgehen, die Vorgeschichte unserer Gegenwart oder des Imperialismus in ihr hier und dort ein wenig näher beleuchten, Neues und Altes an ihr ein wenig näher sondern und charakterisieren.

Ich beginne mit dem Lande, von dem wir den Ausdruck und der Hauptsache nach auch die Vorstellung des Imperialismus herleiten, mit *England*. Dort hat dieses Neue seine zum großen Teil bahnbrechende und vorbildliche, jedenfalls eine besonders ausgeprägte Entwicklung erlebt. Dort tritt uns, für Geschichte und Gegenwart, Vieles in den Weg, das alle Nationen zugleich betrifft. Das englische „Empire", als die — erstrebte — Vereinigung aller der großen Kolonien mit dem Mutterlande zu einer staatlich-wirtschaftlichen Gesamtheit, ist ja das „Reich", das dem Imperialismus unmittelbar den Namen gab; und in England sehen wir gerade heute den angestrengtesten Kampf um dessen Verwirklichung. In diesem selben England aber hat der Liberalismus zuvor seine höchste und längste Entfaltung gehabt: es hat Cobden und es hat Gladstone besessen. Ich zweifle nicht, daß dieses die beiden, wenn nicht bedeutendsten, so sicherlich bezeich-

nendsten Namen für die Vorherrschaft liberaler Gedanken in unserer Welt bleiben werden. Keiner hat dem imperialistischen Geiste schroffer entgegengestanden als William Gladstone, der Staatsmann, der Irland aus der britischen Reichseinheit freizugeben getrachtet hat, der große Parteiführer, den die Folgerichtigkeit eines leidenschaftlichen Sinnes für Recht, Reform, Wohlfahrt, so wie er sie verstand, für den Anspruch und den Einfluß der Massen, im Laufe eines langen Lebens vom strengen Torismus allmählich bis zur radikalen Linken hinübertrug, der mächtige Redner, der eigenrichtige Denker und Träumer, der feurige Idealist, der zugleich ein so vollendeter parlamentarischer Taktiker und ein die Tausende mit sich reißender Agitator war, wandelbar und windungsreich bis zur kleinen Schlauheit, und doch in der Hauptsache allezeit großartig und ehrlich, und zuletzt bei all seiner persönlichen Meisterschaft der Totengräber seiner anscheinend unüberwindlichen Partei. Ihm fehlte der Blick für die Überlieferung und zumal für die Macht: er scheiterte, indem er, um innere Wunden zu heilen, die Macht seines Staates zu zersetzen unternahm; und über seinen letzten Lebensjahren schlugen bereits die Wogen einer ihm völlig fremden realistischen Strömung zusammen: derjenigen, die darauf hinging, das Alte, das Gladstone verneinte, wieder zu stärken.

Denn dieser Imperialismus will in England eigentlich nur Altes wiederherstellen und zugleich weiterbilden. Er knüpft an die Zeiten vor der liberalen Ära an: an die Zeiten vor 1846, vor 1832, vor 1815, an die großen Tage des alten englischen Weltkampfes um den Vorrang jenseits der Meere. Er lenkt zurück, das hat man längst erkannt, in die Bahnen des Merkantilismus. Was aber ist dieser? Der wirtschaftspolitische Ausdruck für das gesamte Zeitalter der europäischen Völker- und Staatengeschichte seit dem Ende etwa des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum Beginn des neunzehnten.

Das waren ja die Jahrhunderte, wo schon einmal die Staaten alles Leben ihrer Völker zusammenzufassen unternahmen, auch das wirtschaftliche, um es einheitlich zu regeln, zu erziehen, zu heben, um es mit ihrer Macht zu vertreten gegenüber den Nachbarn und womöglich draußen in allen Erdteilen, um Wohlstand und Macht in unlöslicher Durchdringung durcheinander zu stei-

gern; es waren die Jahrhunderte des merkantilen und des bewaffneten Wettkampfes um die Märkte und um die Kolonien, des Kampfes, in welchem England spät in die erste Reihe trat, um dann an die Spitze zu gelangen, um alle seine Nebenbuhler weit zurückzuwerfen. England hat seit den Tudors in Ost- und Nordsee, Mittelmeer, Ozean den Wettstreit aufgenommen, Deutsche und Italiener zurückgedrängt, die Spanier, die Holländer, die Franzosen der Reihe nach angegriffen und geschlagen; es hat zuletzt mit dem stärksten seiner Gegner, mit Frankreich, jenen schicksalsvollen Zweikampf durchgefochten, der von 1680 bis 1815 lief und niemals ganz abbrach, der alle Mächte der damaligen Welt in seine Wechselfälle hineinzog. Überall, wo Leben und Stärke war, dieselbe Gleichsetzung von Wirtschafts- und Staatsinteresse; Ludwig XIV., der Absolutist, faßte es ebenso in seiner Hand zusammen wie die demokratisch-revolutionäre Regierung Cromwells oder die aristokratisch-parlamentarische der Whigs im achtzehnten Jahrhundert, oder wie, auf engerem Boden, der letzte und höchste aufgeklärte Fürstenstaat der absolutistischen Ära, der preußische Friedrichs II. England hat sich in diesen Kriegen des Handels und der Waffen sein erstes Weltreich zusammenerobert, auf Kosten all jener Gegner, in West- und Ostindien, um Afrika herum, und in Nordamerika: es waren Jahrhunderte voll harten und unbarmherzigen, aber lebenschaffenden Streites. Ihr Ausgang hat dem Angelsachsentum seine große Stelle innerhalb der Mächte des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts gesichert. Wir Deutschen gewöhnen uns allgemach, den weltgeschichtlichen Zug dieser Kämpfe auch für unsere Geschichtsbetrachtung zu verwerten. Deutschland hat an ihnen ja nicht aktiv teilnehmen können; machtlos wie es war, ist es seit 1500 aus ihnen und damit aus dem Anteile an der neuen Weltgewinnung und Weltbeherrschung hinausgedrängt worden; alle die großen Weltauseinandersetzungen haben aber auch Deutschland berührt. Die Kriege, die auf seinem Boden, an seiner Westgrenze, dann — unter Friedrich II. — zugleich in seiner eigensten Mitte ausgefochten wurden, waren ja zugleich immer Kriege um die Vorherrschaft jenseits des Ozeans, und England hat den französischen Gegner mit englischen, aber reichlich auch mit deutschen Kräften auf deutschen Schlachtfeldern geschlagen, und ihm so die Kraft gebrochen und

Indien und Amerika an sich selber gebracht. Deutschland schlug mit, es gewann nicht mit, es blieb nur leidend beteiligt; aber das alte Weltsystem streckte auch über Deutschland damals seine Arme aus. Das Ende war die Niederlage Frankreichs unter dem größten Fortsetzer seiner merkantilistischen Weltpolitik, Napoleon I.; das volle Übergewicht Englands auf den Meeren von 1815 ab; der volle Ausbau seiner Alleingewalt in der weiten Welt. Und nun trat jenes System des neunzehnten Jahrhunderts auf, das erst möglich wurde durch die Siege des achtzehnten und der Revolutionszeit. England besaß vor der Hand keinen irgend gefährlichen Nebenbuhler mehr. Sein altes Kolonialsystem war das des strengen Merkantilismus gewesen, das auf die Beherrschung und die Ausbeutung der Kolonien zugunsten einzig und allein des Mutterlandes gerichtet war. Dieses System hatte ihm der Aufstand seiner nordamerikanischen Untertanen, die Losreißung der 13 Staaten, die Aufrichtung der Union eingetragen; seitdem begann England die alte straffe Beherrschung der Kolonien aufzugeben und ihnen die Zügel lockerer zu lassen. Kanada erhielt eine freiere, dann eine ganz selbständige Verfassung; der Liberalismus wünschte, sie allen Außenlanden gewähren zu können; Gedanken und Machtverhältnisse wirkten dabei ineinander. England wurde durch die Konsequenz seiner inneren Entwicklung in Wirtschaft, Gesellschaft, Parlamentsverfassung, in politischer und sozialer Anschauung zur Freiheit hingeführt; der Staat trat in diesem neuen Zeitalter grundsätzlich in den Schatten; der selbständigeren Bewegung der Kräfte wollte die Zeit des Individualismus, des siegreich und eroberungskräftig vordringenden Bürgertumes und Unternehmertumes, nach ihrer Praxis und ihrem Glauben auch draußen in der Welt so viel überlassen als nur möglich wäre. Und möglich wurde vieles. England beherrschte die Märkte; seine Macht und seine Industrie und sein Handel waren ohne Konkurrenten. Frankreich war zurückgeworfen und erhob sich erst langsam; Rußland rückte erst allmählich dem englischen Herrschaftskreise näher; die mitteleuropäischen Völker waren mit ihren eigenen Angelegenheiten, der Durchbildung ihrer nationalen Staaten, vollauf beschäftigt; Nordamerika füllte allgemach den Raum seines weiten Kontinentes erobernd, besiedelnd aus und hatte mit seinen inneren Gegensätzen überreich zu schaffen.

England behielt freie Bahn. Mit verhältnismäßig leichter Anstrengung hielt seine Diplomatie ihm alle Wege offen, alle Feinde fern. Es konnte handelspolitisch auf die alte Absperrung verzichten, weil es die Einfuhr der Nahrungsmittel und Rohstoffe brauchte und seine industriellen Erzeugnisse wie seine Reederei doch jedem Mitbewerb sicher und weit überlegen waren. Es konnte die Kolonien beinahe sich selber überlassen, die staatliche Aufsicht beschränken, die Aus- und Einwanderung überall frei gewähren lassen. Keine Gefahr konnte daraus entstehen: die Welt füllte sich doch mit englischer Ausdehnung an. Kanada wuchs; Australien wurde besiedelt; der stille Ozean wurde erreicht und erschlossen; nur China gegenüber und in Indien bedurfte es der Gewalt. Sie setzte also niemals ganz aus, aber sie trat weit zurück; friedlich war die Welteroberung, die das Engländertum, ungestört von Dritten, jetzt vollzog. Die Selbständigkeit der Kolonien bewährte sich; die heimatliche Kolonialpolitik hielt sich weit zurück, der Liberalismus erwog, ob es nicht besser sein würde, die Außenlande ganz abzustreifen, und hat mindestens die Gleichgültigkeit gelegentlich weit genug getrieben. Das entsprach der Theorie, und wenn es — etwa in Südafrika — doch bereits mannigfachen Schaden tat, im ganzen bedurfte die englische wirtschaftliche und politische Sicherheit innerhalb der Welt anscheinend keiner absichtsvollen Nachhilfe der staatlichen Macht.

Diese liberale Zeit der englischen Welt- und Kolonialpolitik hat ihre Ausläufer bis in die letzten Jahrzehnte hinein erstreckt; sie hat gewirkt, so lange als der Liberalismus in den Bahnen Gladstones lief; aber Gegenwirkungen haben sich freilich bereits viel früher gegen sie erhoben. Im Grunde konnte das volle Gehenlassen nur so lange dauern, wie die Ungestörtheit der englischen Ausbreitung in der Welt. Und die Konkurrenz wurde, nachdem die alten englischen Siege ein halbes Jahrhundert hindurch vorgehalten hatten, wieder spürbar. Die Macht und die Wirtschaft der modernen Völker konnte nicht ewig so weit zurückbleiben wie sie es bis zur Jahrhundertmitte getan. Deutschland schloß sich zusammen und wurde endlich zur konkurrierenden Wirtschaftsgewalt. Nordamerika gewann in dem Bürgerkriege von 1861—1865 seine Einheit, und die Sieger waren die industriell emporblühenden Nordstaaten. Rußland drang unablässig und immer bedrohlicher

gegen Indien vor. Die Freihandelszeit ging seit den 70er Jahren ringsum zur Rüste. Der englischen Weltausdehnung, der wirtschaftlichen zuerst, der kolonisierenden alsdann, erwuchsen für die Gegenwart, und deutlicher für die Zukunft, Wettbewerber, und die Sorge zwang sich auf, was aus Englands einseitig gewordener Wirtschaft, aus seiner Industrie, aus den Massen seiner Arbeiter werden sollte, wenn dieser Wettbewerb begönne, ihm einmal gefährlich zu werden. Wir haben seit 20 Jahren diese steigenden Besorgnisse beobachten können; immer lauter und ängstlicher, immer kampflustiger hat sich Klage und Aufruf drüben erhoben. Aber man wird behaupten dürfen, daß diese wirtschaftlichen Sorgen, die jetzt vollends so gewaltig in den Vordergrund getreten sind, nie die einzigen, vielleicht nicht einmal die frühesten, daß nicht sie die eigentlichen Urheber des Rückschlages gegen die liberale Epoche gewesen sind. Aus der englischen Überlieferung selber erhoben sich früh die Bedenken gegen die Lockerung des alten Kolonialreichs. Schon in den 60er, dann steigend in den 70er und 80er Jahren begann das. Innerhalb der überall staatlich stärker gewordenen Welt regten sich auch die staatlichen Machtgefühle in England lebendiger. Verschiedenartiges wirkte zusammen: der Stolz auf die Kulturgewalt des Angelsachsentums, das als ein größeres Britannien den Erdball unwiderstehlich umspanne; sollte man es nicht mit der alten Heimat in festerer, wenn auch nur innerlicher Verbindung halten, als man sich gewöhnt hatte zu tun? Dazu jener wieder erweckte Instinkt der Macht: gegenüber dem europäischen Auslande nie erloschen, aber doch tief in sich zusammengesunken, richtete auch er sich, neuaufflammend, auf das eigene Weltreich. Die englische Nation als Ganzes hatte dem Rufe der Radikalen: los von den Kolonien! fort mit Indien!, niemals zugestimmt; sie war doch mit ihrem Weltbesitze und ihrer Weltmacht nicht nur durch tausend materielle Bande unzerreißbar verkettet; auch der Stolz der Größe, die Gewohnheit des Regierens saß tief in dem alten Herrenvolke und drang durch alle seine Schichten. Die Konservativen aber waren immer Träger des Machtgefühls gewesen; selbst die gemäßigten Whigs hatten es stets festgehalten; dann waren freilich auf Russell und Palmerston Gladstone und Granville gefolgt. In der Welt, wie sie seit 1865 und 1870 wurde, mußte jenes Gefühl wieder stärker

aufstreben. Es erhielt seine Nahrung aus der Literatur; schon die Romantik Disraelis hatte zugleich die Phantasie befruchtet, die auf den Erdkreis hinaussah; Ch. Dilke, dem Weltreisenden, folgten jetzt die Historiker nach und warnten vor der Zersplitterung; Froude, Seeley wirkten als Prediger vom historischen Stuhle herab, wie bei uns die Generation Sybels und Treitschkes. Seeley wies 1883 in Englands Ausdehnung mit eindrucksvoller Einseitigkeit den eigentlich lebendigsten Inhalt der englischen Geschichte nach und wandte von seinem Cambridge aus den Blick der Jugend auf das Reich. Schwerlich wird man den Wert dieser geistigen Vorarbeiten übertreiben können; man darf sich an die Vorgeschichte der deutschen, der italienischen Einigung erinnern, um solche geistige Wirkung richtig einzuschätzen. Der Gedanke des Staates und seiner Macht stieg in diesen Diskussionen wieder leuchtend empor. Ideelles, Politisches und Wirtschaftliches wirkte ineinander; die Führung nahm das nationale Gefühl. Bereits Disraelis großes Ministerium (1874—1880) stellte England mit neuer Wucht in die Weltkämpfe hinein; und eben der Staatsmann, der den Gegensatz zu Rußland wieder in aller Welt handelnd hervordrängte, setzte der Königin auch die indische Kaiserkrone auf ihr Haupt: das Reichsideal nahm seine Stelle in der ersten Reihe der politischen Gedanken ein. In der sonderbaren Erscheinung Benjamin Disraelis, die auf allen Lebensgebieten der seines großen Nebenbuhlers Gladstone so scharf entgegensteht, wird sicherlich dieser Sinn für die Macht, aus Phantastik und Nüchternheit eigentümlich zusammengesetzt, orientalisch glühend und orientalisch geschäftsklug und dabei englisch-realistisch zugleich, die historisch bedeutsamste Seite bleiben. Die Macht, die Nation, die Rasse — neue starke Töne waren um 1880 angeschlagen; Gladstones reformistisch-radikales Pathos hat sie zeitweise übertönt, aber sie klangen immer fort: sie gewannen das Gehör des englischen Volkes. Und nun die Gegnerschaften der 80er Jahre; das stete Vordringen jener wirtschaftlichen und politischen Nebenmächte in der Welt, die ich aufführte; der starke Vorstoß der französischen, der deutschen, selbst der belgischen Kolonialbewegung, die Erfassung Afrikas durch diesen Wettbewerb, die Zurückweisung des englischen Einspruchs gegen diese Vorstöße der Nachbarn durch den Fürsten Bismarck, durch die Kongokonferenz von 1884, das Zurückweichen der Glad-

stoneschen auswärtigen Politik. Der Rückschlag, wir haben es seitdem erfahren, wurde von da ab stark und stärker. England hat seine Hand auf die noch freien Gebiete gelegt, wo es irgend konnte; man hat berechnet, daß es in zwei Jahrzehnten sein riesiges Außengebiet verdoppelt hat. Es hat fieberhaft zugegriffen, von Staatswegen, wenn auch zeitweilig zunächst durch die Vermittlung halb privater Gesellschaften. Es hat wieder erobert; es ist den Mitbewerbern zuvorgekommen oder drohend entgegengetreten, es hat seine Flotte unendlich verstärkt; es hat mit der Politik des Zusehens und Gehenlassens vollkommen gebrochen. Überall, seit dem Stoße von außen her, ein heftiger Gegenstoß Englands: zuerst war er defensiv, längst ist er offensiv geworden. Wie er sich unmittelbar gegen Rußland und Frankreich, mittelbarer auch gegen Deutschland gekehrt hat, habe ich nicht hier zu verfolgen. Aber kriegerisch selbstbewußt ist er überall. Die alten friedlichen Liberalen sind im Aussterben; die bedeutendsten der jüngeren Radikalen sind Imperialisten geworden; der Druck der Dinge hat den widerstrebenden Gladstone selber gezwungen, Ägypten zu erobern, wie sehr dann Gladstone auch alle weitere Entwicklung, so oft er Minister war, gehemmt und abgelenkt hat. Aber seit 1886 und vollends seit 1895 regieren die Konservativen und die Unionisten; seit 1895 hat Joseph Chamberlain die englische Politik gelenkt. Und längst war das „Reich" die Losung geworden. Von 1884 ab haben große Vereinigungen, unter immer stärkerer und drängenderer Beteiligung gerade der Kolonien, Kanadas, des leidenschaftlich englischen Australiens, den Gedanken eines neuen, festeren Zusammenschlusses auf ihr Banner geschrieben. Die lockere alte Form, wie sie das liberale Zeitalter geschaffen hat, genügt ihnen nicht; die Selbständigkeit der großen Kolonien hatte diese zum Zollabschlusse gegen das eigene Mutterland geführt; seit zwei Jahrzehnten wird dieses System der Entgliederung angegriffen und erschüttert. Ein festerer und aktiverer Bund, eine Föderation mit gleichmäßigerer Verteilung der Lasten und der Rechte zwischen Kanada, Australien, Südafrika und den britischen Inseln! Ein Bund, als dessen Ziele früher ein Wehrverein und ein Zollverein bezeichnet worden sind. Seitdem ist die Umwälzung der englischen Handelspolitik, die Umkehr mindestens zum Vergeltungszoll gegen schutzzöllnerische Länder, und darüber

hinaus die engere zollpolitische Verknüpfung der englischen Länder unter sich, mit innerem Freihandel und äußerem Schutzzoll, nie wieder aus der Verhandlung verschwunden, allerlei Einzelnes ist geschehen, Umfassendes vorbereitet worden. Die konservativen Regierungen haben sich den weitergehenden Gedanken sehr vorsichtig, aber freundlich und immer freundlicher gegenübergestellt; die Kolonialkongresse, die Kongresse der Handelskammern, die Konferenzen der kolonialen Minister und des englischen Kolonialamtes haben nicht aufgehört; alle Mißerfolge sind zäh überwunden worden, immer stärker ist die Agitation, das Gefühl des Zusammenhanges, die Betätigung des Zusammenempfindens und Zusammenwirkens geworden; man weiß, was der Burenkrieg, was die Föderation Australiens, was jedes dieser letzten Jahre dafür bedeutet haben. Mit immer unzerreißbareren Ketten umschließen Wirtschaft — Menschen- und Warenaustausch und Kreditsystem —, Sprache und Bildung, Kirche, Verwaltung und Politik, die nationale Gesamtbewegung das Reich. Die Reichsprobleme beherrschen heute die englische innere wie äußere Politik. Der bei weitem erste der englischen Staatsmänner seit Gladstone, Chamberlain, hat sie ganz offiziell in den Mittelpunkt der Kämpfe und Taten gerückt: ein Ringen hat offen begonnen, das von weltgeschichtlichem Inhalte ist, das ungeheure Fragen aufrollt, das auch den Deutschen mit lebhaftem Anteile erfüllt. Ich habe nicht zu erörtern, was wir dabei unwillkürlich wünschen oder empfinden mögen; es versteht sich, daß Chamberlains Sieg für Deutschland, zum mindesten unmittelbar, ein Nachteil sein muß: die deutschen Sympathien kann er schwerlich besitzen. Aber unsere Wünsche können den Gang dieser Dinge nicht beeinflussen; Deutschland wird die Ergebnisse einfach abzuwarten und ihnen realpolitisch Rechnung zu tragen haben; dem Kampfe Chamberlains selber aber wird kein Mensch von freiem Blick die Großartigkeit und die historische Verständlichkeit absprechen. Wird der Zollverein dieses „Weltvenedigs", von dem Seeley gesprochen hat und dessen Kanäle zwischen seinen einzelnen Häuser- d. h. Ländergruppen freilich die Ozeane sind, wird die Zusammenfassung des Riesenreiches gelingen? Ich erwäge hier kein Für und Wider, so lockend es ist, ich wage keine Prophezeiung; ich lenke zur Beurteilung des Historisch-Gegenwärtigen zurück. Wohl zeigt man uns auch hier

in weiter, sei es anziehender oder abstoßender Ferne als Entwicklungsziel das in sich selbst befriedigte Austausch- und Wirtschaftsgebiet dieses alle Zonen durchwaltenden Gebildes; heute mutet Chamberlain aber seinem Volke zunächst einmal Opfer zu. Opfer im Gegensatze zu dem mächtigen und bedrohlichen Aufschwunge fremder Industrien, Opfer im Dienste der eigenen wirtschaftlichen Erhaltung der Massen wie des ganzen Landes — im Vordergrunde aber stehen heute doch die Fragen der nationalen Macht: Zusammenschluß der Rasse! Einheit der großen Kultur- und Blutsgemeinschaft! Behauptung der englischen Geschichte innerhalb der weiten Welt! Der leitende Agitator und Staatsmann bietet alle Mittel auf, alle Zahlen, alle wirtschaftlichen Erwägungen; von einem bestimmten wirtschaftlichen Kreise ist er, der Großkaufmann aus Birmingham, der Vertreter der mittelenglischen Industrie, ihrer Unternehmer und ihrer Arbeitermassen, ja selber hergekommen und gehört ihm noch heute zu. Aber seine staatsmännischen Reden haben immer ihren Gipfel und Kern besessen in jenem Tone des nationalen Stolzes an sich. So hat er die Klein-Engländer, the little Englanders, verhöhnt, die zukunftsvolle Jugendlichkeit Australiens, das treue Festhalten Kanadas an der Eigenart des alten englischen Wesens, der Kultur und Verfassung der Vereinigten Staaten gegenüber, gefeiert, die edle Erbschaft gefeiert, die den Briten draußen gemeinsam bleibe mit denen im Heimatland. Er hat seit langen Jahren die Zollvereinspläne, tastend und suchend, vorbereitet, und alle moralischen Kräfte dafür zu sammeln gestrebt; er hat sich gleich 1895, als er das Kolonialamt übernahm, um es zur Seele des konservativen Regiments zu machen, zu den weitesten Einigungswünschen bekannt, und seine Berufenheit zu seinem neuen Amte mit seinem doppelten Glauben begründet, dem Glauben an das britische Reich und an die britische Rasse. Er hat der politischen Einigkeit, die sich 1896, nach den Reibungen mit Deutschland, kundgab, zugejubelt; er hat den Segen des großen Zusammenhanges gepriesen. Dieses Weltreich kann niemals die Pforten des Krieges ganz schließen; aber Chamberlain ist eben damit ganz einverstanden: ein Hauch von lebendigem Kraftgefühl, von Herrschaftsfreude, von Kampfeslust, ein Hauch staatlicher Energie weht durch das ganze Wesen des alten Genossen von Gladstone und John Bright, des modernen Realisten,

der zum Ausdruck und zum handelnden Führer des Gegensatzes gegen jene ältere Geistesart und Staatsansicht geworden ist, die uns Gladstone verkörperte. Aus den Massen, deren Sprecher er ursprünglich gewesen, sind bis jetzt viele mit ihm gegangen, wenngleich in der Arbeiterschaft die Gegenströmung stark ist; er hat ihnen immer zusichern können, daß seine Reichspolitik vor allem ihnen diene. Diese Massen sind von politischer Schulung näher berührt als die irgendeines anderen Landes. Auf ihre Stellung besonders darf man in dem neubeginnenden Zollfeldzuge gespannt sein. Die politische Aristokratie Englands, innerhalb der verschiedenen Parteien, hat für den Imperialismus — wenn auch nicht für alle Forderungen seines Bannerträgers — ein leidenschaftliches Verständnis bewiesen. Die materiellen Interessen und die Begeisterung sind weithin für ihn mobil geworden. Hinter dem Imperialismus steht eine breite Schar, die durch ganz England, durch alle seine Schichten, alle seine Lande hindurchgeht, man wird doch wohl sagen dürfen: England steht dahinter. Man vermag sich nicht vorzustellen, daß selbst eine Niederlage der neuesten Agitation, wie sie Chamberlain soeben aufgenommen hat, den Imperialismus selber zu Boden werfen könnte. Indessen: ich gerate, unter dem Drucke der wuchtigen Erscheinung, auf den schwankenden Boden urteilender Vermutungen, den ich vermeiden gewollt. Das eine wird man behaupten dürfen: hier in England hat sich die neue Idee am sichtbarsten entwickelt, ihre Eigentümlichkeit, ihren Gegensatz zu einem gleich stark ausgeprägten älteren Wesen, dem liberalen, am bezeichnendsten durchgebildet; und merkwürdig deutlich ist, wie sie hier auf die nationale Vergangenheit, auf jenen Vorgänger des liberalen Zeitalters, den alten Merkantilismus wieder zurückgreift: nicht auf seine Beherrschung abhängiger Kolonien durch ein allmächtiges Mutterland, wohl aber auf seine zusammenschließenden und abschließenden, seine weitausgreifenden, seine staatlich-gewaltigen Tendenzen.

Ich schreite rascher durch die übrigen Nationen mit imperialistischen Zügen hindurch. In Rußland ist, was heute geschieht, eigentlich ganz und gar die ununterbrochene Fortsetzung eines uralten Systems. Man weist gewisse Schwankungen in der russischen Abschließungspolitik nach; die russische Eroberungspolitik aber ist seit Jahrhunderten fast immer vorwärts geschritten. Sie

hat ihre Richtungen gewechselt; sie hat sich der Reihe nach mehr gegen Westen, gegen Südwesten, gegen Süden, gegen Südosten, gegen Osten und Nordosten gekehrt, auf Polen, Konstantinopel, den Kaukasus, auf Persien, Afghanistan, auf China zu; es ist bekannt, weshalb und wie stark sie sich in den letzten Zeiten auf das eigentliche Asien, auf den Osten konzentrierte. Deshalb hat sie die anderen Ziele doch niemals einfach aufgegeben; der Drang nach Ostasien, andererseits, ist auch bereits uralt in ihr; und über allem hat seit Jahrhunderten die gleiche, alles leitende staatliche Gewalt geschwebt. Gewiß, die letzten Jahrzehnte und ihre Zollpolitik lassen einen nicht unbedeutenden Einfluß wirtschaftlicher, industrieller Interessenkreise erkennen; geistige Strömungen nationalistischer Art, idealistischer oder realistischer gewendet, haben eingewirkt und sich gelegentlich mit jenen Wirtschaftsinteressen durchdrungen. Auch hier ferne Träume von dem auf sich gestellten Weltwirtschaftsgebiete der Zukunft. Aber die ungeheuere Ausbreitung des russischen Staates, mitsamt der besiedelnden und zivilisierenden Wirkung, die er im Osten übt, ist doch klärlich vor allem eine ganz politische Erscheinung, politische und militärische Kräfte haben sie geleitet und sind ihre wirklichen Urheber gewesen. Dahinter steht der Anteil der Nation, soweit eine solche in Rußland nur irgend besteht; das Ganze erscheint der Betrachtung, die die Zeitalter und die Räume überschaut, wie ein großer, gleichmäßig fortschreitender Naturvorgang, und sein Mittelpunkt ist diejenige Gewalt, die alles russische Leben um das Staatsleben herumgebildet hat, das Zarentum. Religion und Kirche, Nationalität, eine Art von grobem Rassenbewußtsein, eine Art von grober Kulturgemeinschaft wirken wohl — trotz der ursprünglichen Zusammengesetztheit des Reichskörpers — mit, ein elementares Gesamtgefühl; der Führer ist doch das Großmachtsgefühl, der uralte staatliche Ehrgeiz und Machttrieb. Und dieser ist über alle die halben liberalen Anwandlungen, die eine Weile lang dem Zarentum anflogen, längst wieder zum unbedingten Herrn geworden. Alle Züge des Imperialismus, Staatsmacht, Ausbreitung, Zusammenschluß, kehren, allerdings in kontinentaler Beschränkung, wieder, er herrscht in Rußland so einseitig wie wohl nirgends sonst. Aber als etwas Neues ist in diesen russischen Imperialismus, der eben immer da war, in unseren Tagen wohl nur eine vermehrte Pflege

der Großindustrie und ein vermehrter Anteil an der neuen Weltpolitik hineingetreten.

In ungebrochener Fortsetzung eines Früheren ist auch Nordamerika in den Imperialismus eingelenkt. Die Geschichte der Vereinigten Staaten ist eine Geschichte unabläßiger Ausdehnung. Das Jahrhundert ihres Bestandes ist angefüllt mit Eroberungskämpfen, einigen größeren Stiles, vielen kleineren Stiles; immer aber und immer ist es ein Vordringen gewesen, Berührung, Annexion, Besiedlung und Einfügung neuer Gebiete, neuer Staaten. Alles hat dazu mitgewirkt; lange, in stetem eifersüchtigem Wetteifer, die innere Expansionskraft der nördlichen Staaten und ihrer freien Einwanderung, das extensivere Bedürfnis der Südstaaten nach neuem Boden für Plantagenwirtschaft und Sklavenrecht; in den späteren Zeiten das Interesse des großen Kapitals. Immer aber hat die Gewalt des Staatswesens dahinter gestanden; nur die verhältnismäßige Geringfügigkeit der Gegner, denen man gegenüberstand, hat Amerika erlaubt, sein Heer klein zu halten und das Bewußtsein wie den Anschein militärisch-staatlicher Aktivität zu vermeiden. Die Union erschien friedlich, voll demokratisch-bürgerlicher Arbeit, voll demokratisch-liberaler Freiheitsideale, den alten Staaten Europas innerlichst entgegengesetzt. Seinem Ehrgeiz aber hat bereits das frühere Amerika gelegentlich gehorcht, auch über die Grenzen des eigenen großen Kontinents hinaus, nur daß die älteren panamerikanischen Bestrebungen scheiterten. Und starken staatlichen Ehrgeiz hat dann das neue Amerika in gewaltigem Maßstabe ganz bewußt und grundsätzlich entwickelt. Die Geschichte dieses Überganges aus der kontinentalen Zeit der Vereinigten Staaten in ihre weltpolitisch-imperialistische ist meines Wissens, wenigstens für die europäischen Völker, noch nicht geschrieben worden. Es wird interessant sein, auch hier die älteren, geistigen, politischen Wurzeln des Vorganges aufzudecken; daß dann die hochgespannte Schutzzollpolitik der 90er Jahre den unmittelbaren Eintritt in das kriegerische Vordringen in die Welt hinaus (im spanischen Kriege von 1898) vermittelt hat, ist wohlbekannt. Und ebenso der Gang: eine derb leidenschaftliche, wirtschaftliche aber auch geistige Ausbildung des Nationalismus, ein immer festerer Abschluß nach außen hin, dann das Hinüberschreiten über die Grenze, die Wahrung des nationalen Handels- und

Machtinteresses nicht nur im amerikanischen Mittelmeere und angesichts des Isthmuskanals, sondern alsbald auch draußen im Stillen Ozean, in Ostasien, und demnächst — morgen! — überall auf dem Erdenrund; die Monroedoktrin imperialistisch fortgebildet, eine Waffe gegen jeden Dritten, niemals ein Hemmschuh, eine Beschränkung für die Vereinigten Staaten selbst. Das Ergebnis des Herganges war jener Schritt, der die Welt in Erstaunen setzte, der anscheinend plötzliche Einzug der Union in den Kreis der unmittelbar entscheidenden, überall einwirkenden Weltmächte; ein gewaltiges Ergebnis gewiß, aber keineswegs ein Sprung. Die Entwicklung ist durchaus widerspruchsfrei. Dabei ist der Einfluß des Wirtschaftlichen in dieser Entwicklung ja mit Händen zu greifen. Aber auch die politische Gesinnung, die Gesinnung der weiten Massen des Amerikanertums muß sich fortgebildet haben: auch hier die innerliche Ablösung von dem, was an liberalen Elementen früher wirklich lebendig gewesen war. Man höre nur den staatsmännischen Wortführer des Neuen, den Mann, der doch wohl den gegenwärtigen Zug in der Nation als Ganzem zwar am vornehmsten, aber auch bezeichnend und maßgebend in sich verkörpert. Aus Theodor Roosevelts Munde klingt eine Sprache von politischem Stolze und politischer Wucht, von Kraftgefühl und Machtstreben, die an die Äußerungen Chamberlains gemahnt und sie durch den rein politischen Hall wohl noch übertönt: eine Verwerfung alles landschaftlichen und nationalen Sonderwesens innerhalb der Union, ein Aufruf zum nationalen Gemeingefühle, zur nationalen Eigenart und ihrer selbstbewußten Pflege, zur Durchsetzung der eigenen Nation in der Welt. Roosevelt ist Imperialist in jedem Sinne, auch und zumal in dem Sinne einer freudigen Aufnahme weltweiter Aussichten und Schwierigkeiten; er spricht über den Fluch des faulen Friedens und über die sittliche Macht des Kriegs, über die Notwendigkeit von Heer und Flotte und starker Politik, über den Segen der Kraft und des Kampfes, auch des staatlichen, auch des auswärtigen, mit Worten wie Heinrich von Treitschke. Es mag sein, daß nur allzu wenige unter den amerikanischen Berufspolitikern den hohen seelischen Flug dieses einen besitzen; aber sollte das Empfinden der Nation nicht wirklich nach dem seinigen bemessen werden dürfen?

Neben den drei Riesenreichen haben, unter den alten Völkern

des kontinentalen Europas, Frankreich und Deutschland an der neuen Entwicklung teilgenommen. Frankreich war nach Napoleons I. großartigem Anlaufe aus der Kolonialpolitik seiner langen Vorgeschichte ausgeschieden. Verloren aber hat es den Drang nach starker Außenwirkung nie; bereits 1830 hat noch das Bourbonen-Königtum ihm Algier zu erobern begonnen und Ludwig Philipp hat das Werk weiter geführt; in Napoleon III. ist neben dem cäsaristischen auch ein imperialistischer Zug, bis zu der Phantastik des mexikanischen Abenteuers; die dritte Republik hat seit Jahrzehnten im Mittelmeere, in Afrika, in Ostasien gekriegt und erworben, erworben im großen Stile. Der letzte Antrieb war auch hier der der Macht; das industrielle Ausdehnungsbedürfnis, gar nicht zu sprechen von dem eigentlich siedlerisch-kolonisatorischen, steht doch hinter dem politischen zurück: die Vergangenheit Frankreichs wirkt in diesen staatlichen Eroberungen lebendig nach. Auch wer die Behauptung von dem inneren Verdorren der französischen Lebenskraft mit einiger Vorsicht aufnimmt, wird doch wohl in Frankreichs Weltpolitik auswärtige Politik im eigentlichen Sinne erblicken müssen; und er findet auch in Frankreich eine Fortsetzung, eine zuletzt gesteigerte, aber doch jederzeit eine kontinuierliche Fortsetzung älterer Übung.

Und unser Vaterland? Ist nicht auch Deutschland in einem ganz langsamen Fortschreiten, ohne Sprung und Willkür in die vielberufene neue „Weltpolitik" hinübergetreten? Ich habe diese Entwicklung am wenigsten zu erzählen; ich erinnere nur an die alten Stufen wirtschaftlicher und politischer Ausdehnung in unserer Geschichte: an das Wachsen und Zusammenwachsen des preußischen Staates durch die Macht- und Wirtschaftspolitik der Hohenzollern, an die Herausbildung seiner Staatseinheit, an den Anschluß des Zollvereins um den preußischen Kern herum, an die Dehnung der preußischen Machtkreise im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts, bis dann der Norddeutsche Bund, bis unser Reich erstand, an das Wachstum der wirtschaftlichen Kräfte in Zollverein und Reich, an die Herausbildung einer Großindustrie und ihrer Folgeerscheinungen, an das Anschwellen unserer Bevölkerung, den Abschluß des deutschen Wirtschaftsgebietes durch Bismarcks spätere Zollpolitik, die Erweiterung der deutschen industriellen Produktion und Ausfuhr und unseres Handels. Die sach-

liche Entwicklung selber hat noch den ersten Kanzler über die Grenzen der kontinentalen Politik hinausgeführt. Wie er Deutschland vorsichtig in den Kreis der internationalen Machtfragen draußen, in die Verfügung über Ägypten hineingeleitet hatte, so ist er bekanntlich dem wirtschaftlichen Anstoße folgend zum staatsmännischen Begründer unserer Kolonialpolitik geworden, ohne rasche Begeisterung, maßvoll und ruhig, erst schrittweise vorwärtsgehend — aber den eigentlich entscheidenden Schritt hatte doch bereits er getan: in derjenigen Entwicklung, aus der der maßgebende englische Imperialismus der letzten Zeit sich ergab, spielt Fürst Bismarck dank seiner Afrikapolitik eine sehr bedeutende Rolle; und den deutschen Verkehr in den Fernen zu stützen und zu schützen hat ebenfalls er, der Begründer der Dampfer-Subventionen, der stolze Vertreter des Deutschtums gegen jede Vergewaltigung, zum mindesten das Erste und Bahnbrechende vollbracht. Seitdem hat Deutschlands Export sich gewaltig erhöht; die Wichtigkeit jedes auswärtigen Marktes ist gestiegen; die Wichtigkeit der internationalen Politik des größten Stiles, der Weltpolitik, ist unendlich gestiegen; Deutschland hat sich daran beteiligt, es sucht inmitten dieser neuen Verhältnisse seine Stelle, England, Nordamerika sind ihm bedeutsamer geworden als einst. Die Ausländer rechnen uns vor, daß unser Reich planmäßiger als irgendein anderes, mit Kolonialerwerb, mit der Ausdehnung seines wirtschaftlichen Einflusses, mit Dampferlinien, Bahnbauten, Kapitalanlagen, mit weltlichen und geistlichen Vertretungen, mit Anknüpfung oder festerer Anziehung innerlicher verwandtschaftlicher Bande, mit Handelsschutz und Waffenschutz und gewaltsamer Annexion, mit allen Mitteln des neuen Systems, in die Welt hineingreife; sie geben uns, den Spätgekommenen, gern die Schuld, daß unser Eintritt in den Kreis der Wettbewerbenden den schönen Frieden, das Gleichgewicht der alten Zustände gestört habe. Die Vorwürfe können wir tragen; im übrigen: meine Aufgabe ist es nicht, Tagespolitik oder -polemik zu treiben. Wir haben uns vielleicht einige Jahre hindurch, in den Zeiten sichtbarsten Aufschwunges und im inneren Meinungskampfe, zu lebhaft unseres Fortschrittes gefreut und gerühmt; die letzten Jahre haben uns skeptischer gemacht. Aber daß unsere Weltpolitik als Ganzes unvermeidlich ist, daß in dem

großen Wetteifer und Zusammenwirken der Weltvölker Deutschland nicht abseits stehen kann und darf, darüber scheint mir — und doch wohl uns allen — auch heute jeder Streit unter Unbefangenen unmöglich. Wir glauben an die Zukunft auch unserer Kolonien, an die Notwendigkeit unserer ostasiatischen Stellung, an die Notwendigkeit, allen den großen Wendungen, die die Zukunft irgendwo bringen kann und die uns jederzeit irgendwie mittreffen müßten, in Bereitschaft gegenüberzutreten; wir glauben, daß sonst Entscheidung und Gewinn in weltumfassenden Fragen wieder einmal ohne uns und gegen uns bestimmt werden würden. Wir stehen in einer Weltentwicklung, die mancher beklagt, die wir aber hinnehmen müssen und in die wir eingreifen müssen, wenn sie uns nicht völlig zermalmen, aus der Reihe der lebendigen Völker verstoßen soll. Das alles habe ich an dieser Stelle nicht näher zu erörtern. Wir stehen, das ist die Tatsache, inmitten imperialistischer Bewegungen; auch uns ziehen sie in sich hinein; das was ich, nach dem Gange dieses Überblickes, zu fragen habe, ist auch für Deutschland: ist dieses Neueste, das wir erleben und tun, eben wirklich so ganz neuartig? Ist ein neues Ziel damit gesteckt, ein neuer Geist damit eingezogen? Ich habe es geleugnet. Der Gesichtskreis, der Lebenskreis unseres Volkes wie aller der andern hat sich erweitert; so auch der Wirkungskreis unserer Politik. Ist sie einseitige Weltpolitik geworden? Gewiß nicht! Nach wie vor liegt ihr Schwerpunkt wie der Schwerpunkt unserer Rüstung und unseres Daseins auf dem europäischen Festlande und seinen Randmeeren. Das Temperament unserer obersten Leitung, die Form des Auftretens, möglicherweise auch das Verfahren, soweit wir es in den Einzelheiten, den Äußerlichkeiten, die allein wir ja sehen, zu erblicken meinen; und darüber hinaus die Intensität unserer Weltrüstung, unserer Flottenrüstung: das alles hat, wie wir alle wissen, von Bismarck zu Wilhelm II. gewechselt; an einen Sprung der innerlichen Entwicklung unserer Politik aber möchte ich nicht glauben. Schrittweise, ganz kontinuierlich, ist auch Deutschland in seine gegenwärtige Weltstellung hineingekommen, es zieht heute — mit starkem Bewußtsein und starker Initiative — die Konsequenzen von Weiterbildungen der Weltlage und seiner eigenen Lage, denen auch ein persönlich anderes Regiment nicht hätte fremd bleiben dürfen. Und insofern Deutschland imperialistisch

geworden ist, hat auch Deutschland und gerade Deutschland die Linien seiner geistig-politischen Entwicklung während der letzten Menschenalter einfach fortgesetzt: es ist seiner staatlichen Eigenart einfach treu geblieben.

Denn das war ja das Ergebnis dieser Umschau überall: der Imperialismus unserer Gegenwart ist alt und neu zugleich. Neu, indem er zur Entfaltung seiner gegenwärtigen Art allerdings des Aufeinandertreffens der rivalisierenden Völker bedurfte, wie es erst seit 20 Jahren wieder die Welt unmittelbar beherrscht. Erst seitdem sind alle diese internationalen Verhältnisse so gewaltig gestiegen, an Größe der Zahlen, der Interessen, der Gegensätze, an intensiver Wucht und innerer Feindseligkeit der Berührungen; erst seitdem ist England wieder in den unmittelbaren Kampf eingetreten; erst seitdem ist die Epoche des Liberalismus der des vollen Imperialismus, wie wir das Wort heute verstehen, gewichen. Aber freilich, ganz unmittelbar und bruchlos, so sahen wir, ging dieser neue Zustand aus einem alten hervor. Die Reibung der jüngsten Zeit ist dadurch herbeigeführt worden, daß eine Anzahl von Völkern, wie England bereits zuvor, ihr altes Gebiet ausgefüllt hatten; indem sie nun weitergriffen, riefen sie den scharfen Kampf und die große Einheit der Gegenwart hervor. Aber sie setzten damit, jedes von ihnen, nur die bisherige nationale Entwicklung in weiteren Lebenskreisen fort. Die Nationen sind einfach über die Ränder ihrer heimatlichen Formen übergeströmt in die Welt hinein: auch ihre imperialen Bestrebungen kommen von der alten, durchaus nationalen Grundlage her. Das eben unterscheidet diesen Imperialismus von dem universalen Napoleons I.; das nähert ihn, den Tatsachen nach, eher noch den wesentlich national geformten, merkantilistischen Reichen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mit ihrer Expansionspolitik; das kettet ihn, weit dichter, in jeder Beziehung unmittelbar an die Lebensbewegung des neunzehnten Jahrhunderts an, des Jahrhunderts der nationalen Idee. Die heutigen Nationen wollen auch in ihrer Weltpolitik sich, ihre Eigenart, ihren Fortbestand in drohender Zukunft, den Fortbestand ihrer Macht, aber zugleich ihrer Rasse, ihrer Kultur verteidigen und sichern; sie möchten alle Außenglieder desselben nationalen Ursprungs an das Hauptland und seine Nationalität anschließen und sie so vor der Wesensent-

fremdung, sich vor ihrem Verluste bewahren; sie halten das höchste Ideal der Völkergeschichte des letzten Jahrhunderts weiterbildend fest, sie dehnen es noch aus, sie verschärfen es noch. In den politisch reifsten und glücklichst gestellten Nationen steht eben deshalb der Imperialismus mit dem Wollen und Fühlen breiter Volksmassen im innigsten Bunde: sie fühlen durch ihn die äußerlichen und innerlichen Bedingungen ihres Daseins und ihrer Nation geschirmt.

Und ebenso kontinuierlich ist, das sahen wir selbst bei England und dann stets von neuem, die Entwicklung der modernen imperialistischen Idee mit der Entwicklung der modernen politischen Gesinnungen überall verknüpft. Die Möglichkeiten unmittelbarer imperialistischer Betätigung sind bei den verschiedenen Völkern, je nach ihrer Weltlage, verschieden: wie viel enger sind sie, mindestens nach aller menschlichen Voraussicht, für das so spät herausgetretene Deutschland gesteckt als für die slawische und für die angelsächsischen Großmächte! Aber gemeinsam ist ihnen allen die Art des gegenwärtigen politischen Empfindens, der Stellung zum Staate, von der ich ausgegangen bin. Überall, ich brauche es nicht näher zu wiederholen, die gleiche Ablösung des älteren Liberalismus: er hat, das ist gewiß, alles Leben der modernen Völker im neunzehnten Jahrhundert tief durchtränkt und es hundertfältig befruchtet und verändert: er wirkt überall und unvergeßlich, ich glaube, sicherlich unausrottbar nach: aber mit seinem eigensten staatlichen Prinzipe ist er jetzt überall tief in den Schatten geraten. Der Gedanke der gesteigerten Staatsgewalt, der Gedanke der Macht hat ihn verdrängt. Und es ist dieser Gedanke, der überall die leitenden Männer kräftig erfüllt und entscheidend beherrscht: diesen selben Antrieb haben wir, ganz abgesehen von Rußland, wo er nie verschwunden war, bei Roosevelt und bei Chamberlain angetroffen, und kennen ihn bei Bismarck und Kaiser Wilhelm II. Gerade in dieser Hinsicht schließt sich die „imperialistische Idee" unserer Tage unzweifelhaft dicht an die großen Träger des staatlichen Realismus in unserer neueren deutschen Vergangenheit an. Man wird es sagen dürfen, und, wenn ich nicht irre, so hat er selber es gern bekannt: was Joseph Chamberlain, im Gegensatze zur voraufgegangenen Generation, seinem Lande handelnd erstrebt und persönlich verkörpert, das ist — von

dem Eigensten der beiden Männer freilich abzusehen! — der Sache nach ganz einfach die Übertragung Bismarckischen staatlichen Prinzips, Bismarckischer Ziele und Bismarckischen Verfahrens auf England; das ist dieselbe Ersetzung der liberalen Staatsansicht und Doktrin eben durch Macht und Staatsgewalt, wie sie ein Menschenalter zuvor die altpreußischen Staatsmänner, die Genossen von Wilhelms I. Kreise, für Preußen-Deutschland durchgerungen haben. Und so betrachtet, fügt sich, bei aller Abweichung wiederum des Persönlichsten, auch Kaiser Wilhelm II. unter unserem Gesichtspunkte genau der Kette an, deren letztes Glied vor ihm — nach dem großen Kurfürsten und dem großen Könige, neben seinem Kaiser und Roon — der große Kanzler war. Das Neue ist, dieser politischen Gesinnung nach, gerade in Deutschland die unablösbare, unmittelbare Weiterbildung des Alten gewesen.

Ich weiß wohl, welche inneren Kräfte gegen dieses Neue im Felde stehen. Die Berechtigung der Machtpolitik wird in breiten Parteien bestritten. Die Idee des Sozialismus wirft sich, hierin einmal die Nachfolgerin der alten liberalen, der des nationalen Imperialismus in den Weg; nicht jeder weiß auf dem Instrumente des allgemeinen Stimmrechtes zu spielen, wie Bismarck es schließlich doch immer wieder vermocht hat und wie es Chamberlain vielleicht vermögen wird. Der Gedanke einer großen und weitausschauenden Machtpolitik, mag sie im Grunde noch so deutlich noch so demokratischen Interessen dienen, er wird seinen Eingang zunächst immer leichter bei den aristokratisch-monarchischen Politikern eines noch nicht durcherzogenen Volkes finden als bei seinen Massen. Auch diese inneren Kämpfe wird erst eine weite Zukunft entscheiden. Vorerst steht dem Ideale ewigen Friedens, von dem uns unser Feldherr gesagt hat, daß er ihm ein Traum erschien und nicht einmal ein schöner, die gesteigerte Wirklichkeit schneidender Völkergegensätze gegenüber: wir sehen nicht ab, wie auch das demokratischste Regiment einer vielerstrebten Zukunft sie anders überwinden und seine einfachste staatliche und soziale Pflicht anders erfüllen könnte als durch Kampfbereitschaft und, schließlich einmal, durch Kampf; und wenigstens die Erfahrung aller Vergangenheit wird uns wiederholen, daß in der Welt, wie sie bis heute war, der Völkerkampf das Leben und die Energie bedeutet hat. In unserem deutschen Staatswesen, wie es, an das

altpreußische angereiht, seit reichlich zwei Jahrhunderten emporgestiegen ist, hat dieser Kampf sich immer als den großen Schöpfer auch innerlicher Neubildung in Staat, Gesellschaft, Wirtschaft, in aller Kultur erwiesen. Auch von dem Imperialismus der neuesten Tage, der die Blicke überall ins Weite und Helle zieht, der die Kräfte und die Kraft überall entfesselt und steigert, der die Arbeit überall wichtiger, die Luft stärker und freier, das Selbstgefühl stolzer und kühner machen muß, auch von diesem starken Erzieher, so scharf und hart er sei, von seiner schöpferisch weiten Phantasie und seinem realistisch-herben Willen, von seiner ganzen gewaltigen Mannhaftigkeit darf der Historiker freudig erhoffen, daß auch an seine Sturmfahne der innere Segen für unsere Welt und für unser Volk sich hefte.

* * *

Wo stehen wir?
Die politischen, sittlichen und kulturellen Zusammenhänge unseres Krieges

Vortrag, gehalten zu München am 13. Oktober 1914

Die Welt steht in Flammen. Wir führen den Krieg gegen alle ringsum: ein ungeheures Schauspiel — wenn es für uns ein bloßes Schauspiel wäre! Aber es greift in jedes Leben, in jedes Herz hinein, erhebend, erschütternd, verwirrend und alles verwandelnd. Der Sinn für alle anderen Dinge ist uns abgestorben. Alle Fäden nach außen hin sind zerrissen. Wir sehen eine Unsumme von Haß rings aufgehäuft; wir fragen uns: werden wir die Luft unserer Kulturwelt jemals wieder atmen? Wir sehen Zerstörung und Anspannung und ein Heldentum ohnegleichen; aber unsere Welt ist aus allen Fugen gerissen. Der Pulverdampf, der Rauch der Brände beißt in jedes Auge. Kennen wir uns und unser Dasein noch? Wo stehen wir? Die Frage ist in der Stille tausendmal gestellt worden. Wir sind doch Deutsche, wir wollen die ungeheure Ausnahme einfügen in den uns sonst bekannten Gang unserer Geschicke, in unser Weltbild. Wir fragen nach dem Zusammenhange dieses Krieges mit der Vergangenheit: nach seinem Zusammenhange mit Politik und Staatsgeschichte vor ihm, mit den großen staatlichen Kräften vorher und jetzt; wir fragen nach dem Zusammenhange der Kriegführung, der kriegerischen Kräfte mit den sittlichen Kräften des regelmäßigen Lebens; wir fragen nach dem Zusammenhange der Kriegsziele mit dem Ganzen unseres Daseins in Gedanken, Friedensarbeit, Kultur. Wir wollen den Wirrwarr dieses Neuen ordnen und einordnen, auch dieses Riesenhafte mit unserer Gesinnung erfassen, es mit unseren inneren Gütern, unseren Ideen und Idealen vereinen. Ein jeder versucht es; vielleicht ist es nicht unerwünscht, daß es ein Redner vor Ihnen für Sie alle auf seine Weise versucht. Ich freilich vermag es nur auf die meine: ich bin weder Philosoph noch Prophet; ich suche als Historiker Gegenwart und Vergangenheit zu verbinden und aneinander zu erleuchten und ein wenig, von da aus, den Fragen der Zukunft nachzuspüren. Eine weite Aufgabe, für den Raum einer Stunde vielleicht allzu weit; ich suche Verschiedenartiges zusammenzudrängen, denn mir liegt daran, ein ungefähres Ganzes aufzurichten. Ich vermesse mich nicht, Neues zu sagen; ja ich würde glücklich sein, wenn ich eben das sagen würde, was viele von Ihnen denken, nach meiner Art, in einer bestimmten geistigen

Anordnung. Ein Zusammendenken und Zusammenfühlen ist ja für uns Daheimgebliebene, denen das große Erleben, dem wir nur zuschauen dürfen, die Seelen fast zerdrückt, ein bohrendes Bedürfnis und eine notwendige Leistung: inmitten der großen Einheitlichkeit, durch die wir siegen müssen, eine Einheitlichkeit des Wollens und Empfindens auch bei uns.

Ich wiederhole die Frage: ist wirklich das Außerordentliche, das wir durchleben, so ganz neu und anders? Welche Fäden führen auf das Bekannte zurück?

I.

Zunächst in der Welt der Staaten.

Was sehen wir? ein Gegeneinander der gesamten europäischen Welt, und es greift weit über Europa hinaus. Hier Deutschland mit Österreich-Ungarn; dort Frankreich, Belgien, Rußland, England, dahinter Japan; andere in West und Ost, in Nord und Süd sind Zuschauer, morgen werden sie vielleicht Mithandelnde sein. Gespannt blickt die islamische Welt hinein. Afrika und Asien sind unmittelbar ergriffen, Australien und Kanada gehören England zu: alle Erdteile sind beteiligt. Das große Gerippe aber bilden die europäischen Großmächte.

Wir kennen sie, und kennen sie in dieser Stellung des Kampfes. Seit 1500 stehen sie deutlich vor uns, die „Großen Mächte", deren Wesen Leopold Ranke ergründet hat, aufsteigend, sinkend, wechselnd, im ganzen sich immer gleich: große Staaten, jeder mit besonderem Antlitz, die alten, Frankreich, Österreich, England, die neuen, Rußland und Preußen, zuletzt Deutschland und Italien. Manche sind hingeschwunden, andere vorgetreten. In diesem Rahmen hat sich immer das europäische Gesamtleben bewegt. Und immer sind sie aufeinandergestoßen. Denn jeder dieser Großstaaten strebt über sich selber hinaus, nach seinen geographischen, wirtschaftlichen, staatlichen Bedürfnissen, nach seinem eigenen Temperamente, nach seinem besonderen Geiste, seiner besonderen Geschichte. Immer ist inneres Leben und äußeres Weiterstreben eng verklammert gewesen, und der Drang nach außen, nach Selbsterhaltung, Selbstbetätigung, Selbsterweiterung war immer eine Notwendigkeit, eine Natureigenschaft dieser Staaten, ein Zeichen von Gesundheit und Lebendigkeit; sein Wegfall bedeutet Erlahmen

und Absterben. Und Krieg ist, seit Menschheitsgedenken, die Form dieser Lebendigkeit gewesen. Fast alle großen inneren Änderungen und Fortbildungen sind an den Krieg gebunden gewesen; immer wieder war er der große Beleber und Regulierer und der große Zerstörer — der dem Lebenden Durchbruch, dem Absterbenden Untergang gebracht hat. Eine Kette großer Zusammenstöße schlingt sich durch die Jahrhunderte von 1500 bis 1800 hin — ich nenne die Namen Karls V., Gustav Adolfs, Ludwigs XIV., Peters und Friedrichs des Großen und zuletzt des ersten Napoleon. Da haben nicht Zufälligkeit oder Laune geherrscht; stets waren die inneren Kräfte, die Kräfte der Wirtschaft und Gesellschaft, der Verfassung und Kultur, an diesen großen Reibungen der Staatengesellschaft, an dieser Entfaltung der einzelnen Staaten handelnd und bestimmend beteiligt. In jenen Jahrhunderten, bis über die Schwelle des neunzehnten hinüber, waren diese Staaten von Fürsten gelenkt; aber auch diese waren in der Hauptsache einfach Organe ihrer Staaten und Völker. Das neunzehnte Jahrhundert führte die Selbstbestimmung oder die Mitbestimmung der Völker herauf. Aus den großen absolutistischen Staaten wurden die nationalen, erfüllt von nationalen Gefühlen und Idealen, von dem Streben, das national Zusammengehörige staatlich zusammenzuschließen. Der Staat empfand sich nun als die natürliche Form einer organischen Volkseinheit und wurde von deren Kultur und von deren Leidenschaft bewußt durchdrungen. So war oder wurde es in den alten Reichen, Frankreich, England, auch Rußland; so ward es in den neuen, Deutschland und Italien, Nordamerika und Japan. Nur Österreich, der Staat des Völkergemisches, blieb in den alten, rein staatlichen Formen stehen. Das neunzehnte Jahrhundert aber hat den Staat durch das Gefühl der Nation beseelt; die gewaltigen Kämpfe der Jahrhundertmitte brachten die neue Form zur Vollendung.

Und alsbald schritt die Entwicklung weiter. Der absolutistische Staat der Vergangenheit, der nationale Volksstaat des neuen Jahrhunderts wurde in dessen letztem Viertel zum Weltstaat. Das war nichts Neues: es war einfach das Weiterwachsen der bestehenden großen Mächte. Sie kennen die Reihe: ein Wachstum der Produktion und der Volkszahl, in steter Wechselwirkung; ein Wachstum, dem entsprechend, des Bedürfnisses nach Nahrung

und Absatz, nach Bewegung und Sicherheit draußen in der Welt; entsprechend ein Wachstum des politischen Ehrgeizes, des politischen Strebens hinaus; und, von alle dem untrennbar, das Wachstum des seelischen Ehrgeizes der großen Völker: sich und ihre Macht und auch ihr Wesen zu dehnen und zu betätigen im Wettbewerbe nach außen hin. Die Nationen sind, innerlicher Kräfte bis zum Rande voll, einfach über ihre Grenzen hinübergeflossen, in die weite Welt hinein. Wir haben es erlebt: die Erde wurde eine Einheit — eine Einheit von Gegensätzen, eine von einheitlichen, erdumspannenden Gegensätzen zerrissene Einheit: eine Einheit der Arbeit, des Verkehrs, des Kampfes. Große Kolonialreiche sind dem britischen nachgefolgt; alle, die lebendig sind, alle die starken nationalen Staaten sahen wir so hinausschreiten, England, Amerika, Rußland, Japan; auch Frankreich, trotz beginnender Dürre, auch Italien, trotz der noch nachwirkenden Schwäche seiner Jugendlichkeit; mit ihnen schritt Deutschland. Das alles war kein Gegensatz zur Vergangenheit. Man sprach wohl von einer Dehnung der Nation zur Rasse: mit starker Übertreibung. Die Rasse wirkte wohl überall spürbar mit, als ideale Gewalt, als wichtige Unterströmung; aber die wirkenden Gewalten waren stets die Nationen und deren Staaten. Und jetzt vollends verstärkten und dehnten sie den Bereich auch ihrer Kultur. In lebendiger Eigenart prägten sich längst diese nationalen Kulturen aus, die englische, die französische, die deutsche und so fort. Ich kann sie hier nicht schildern, aber jeder weiß, daß sie sind, und jeder empfindet sie. Eine jede dieser Kulturen beeinflußt die anderen und wird von ihnen beeinflußt, und jede kann doch nur in sich, nach ihrer Art leben: der Verlust ihrer Eigenart würde ihre Krankheit und würde ihr Tod. Sie alle, von ihren Staaten getragen und ihre Staaten tragend, wollen weiter. Wer an sich glaubt, drängt in den Wettkampf hinaus. Das war kein Zufall und keine Willkür. Starke Männer haben es geleitet und verkörpert, Wilhelm II., Chamberlain, Roosevelt u. a.; der Hergang selbst aber ist ein sachlicher Lebenshergang der modernen Welt. Imperialismus ist einfach die neue, größere Form für nationale Bedürfnisse: gerade für die Bedürfnisse der Massen, die sonst verhungern müßten, gerade für die Bedürfnisse des nationalen Geistes, der in jeder lebendigen Kultur sich, nach seiner nationalen

Gestalt, für den lebendigsten hält und sich erhalten und sich dehnen will.

Wir haben dieses sonderbar große Bild unserer Welt seit 30 Jahren vor den Augen gehabt: die alten Gegensätze des achtzehnten Jahrhunderts gigantisch erweitert, im Zusammen und Gegeneinander: eine gigantische Arbeit, eine mächtige Förderung der äußeren Zivilisation, der Beherrschung der Natur, der Räume durch den Menschen. Aber zugleich den Kampf, den Kampf der Wirtschaften und der Mächte. Beides, Macht und Kultur, Äußeres und Inneres, Schaffen und Verteidigen, war wieder auf das engste verknüpft.

In diesem Rahmen, wir wissen es, stand unser Deutschland. Seine Einigung war die unerläßliche Vorbedingung, aber auch das natürliche Sprungbrett für alle weitere wirtschaftliche Erstarkung, für alles Hinausgehen in die Welt. Und dieses Hinausgehen war uns eine Frage von Blühen oder Verdorren, von Leben oder Tod. Wir wissen auch dies: daß dieser neuen Gewalt die alten Gewalten, die früher dagewesenen, seit Deutschland wurde und gar seit es hinauswuchs, feindlich in den Weg getreten sind. Insofern leben wir seit einem halben Jahrhundert in stillem, alltäglichem Kriege. Man hat mit Recht die Reihe aufgestellt: in drei Stufen, in drei Kriegen hat das neue Deutschland sich durchsetzen müssen, innerhalb Deutschlands selber 1866 der neue Staat, innerhalb Europas 1870 die neue Macht, innerhalb der Welt heute, 1914, die Weltmacht. Der erste Kampf hat der inneren Regelung gegolten, das neue Deutschland und das alte Österreich stehen seit 1871 und 1879 beieinander, Hand in Hand. Der zweite Kampf wirkt noch heute nach.

Sie kennen unsere Gegner. Sie sind in diesen Wochen hundertmal geschildert worden; ich fasse in wenigen Schlagworten Bekanntes zusammen.

Der älteste ist Frankreich. Da rauscht der letzte Quell aller Feindseligkeiten. Frankreich hat das Jahr 1870 niemals vergessen. Es ist eine in sich alternde Nation: wohl eine Nation von hoher Kultur, von leidenschaftlichem Selbstgefühle, leidenschaftlichem Drange nach Macht; noch besitzt sie — wir haben es jeglichen Tag gespürt! — starke Kräfte, und der Trieb ihrer Selbstbehauptung ist feurig und aller Ehren wert. Aber das Schöp-

ferische hat längst nachgelassen, in der Wirtschaft nicht minder als in der Volksvermehrung, und der Zwang, sich auf auswärtige Hilfe zu stützen, ist immer gebieterischer geworden. Es ist in manchem Sinne unter den Weltvölkern von heute das konservativste, das unmodernste. Dennoch ist es ein Weltstaat, es besitzt ein großes Kolonialreich, getragen von Ehrgeiz und Machtstreben, von geistig-politischen mehr als von wirtschaftlichen Kräften. Unsere Politik hat diesen Eroberungsdrang nach außen lange gefördert. Trotzdem blieb Frankreich unser Todfeind; es hat seit 1871 unablässig auf neuen Kampf gesonnen. Nicht als Weltmacht, obgleich wir auch draußen aufeinander stießen, sondern als europäische Macht: Elsaß-Lothringen blieb der Antrieb. Hier in Frankreich hat der stete Zündstoff gelagert, hier stand der stete Helfer jedes möglichen Gegners für Deutschland, der stete Wühler und Treiber. Ob es jetzt durch Erfahrung, durch eine Zerbrechung, durch einen harten Stoß belehrbar und bekehrbar werden wird? Wir werden es sehen — aber wir dürfen es bezweifeln. Jedenfalls: es ist unser nächster, historisch sicherster Feind; 1914 ist darin die Erbschaft der Jahre von 1864—1871. Der Gegensatz ist einfach, elementar, er hat, über alle Personen und Parteien hinweg, festgestanden. Eben deshalb ist es ein Gegensatz auf Leben und Tod, der ausgefochten werden wollte.

Längst wuchs der russische hinzu: auch er ein unmittelbares Erbe der Bismarcktat, der Reichsgründung. Gortschakow wurde früh unser Gegner; das neue Deutschland, dessen Aufstieg Kaiser Alexander II. gedeckt hatte, wurde der russischen Macht als eine starke mitteleuropäische Macht bald unbequem. Das wurde brennend, sobald Rußland den Kampf mit Österreich um die slawische Vorherrschaft, um die Balkanherrschaft wieder aufnahm: da stieß es auf Deutschland, da warb es um Deutschland, da erhielt es von Deutschland, seit Gortschakows erster Frage an Bismarck im Jahre 1876, die stets erneute Antwort, daß Österreichs Dasein für uns unentbehrlich sei; es kam, als Deckung gegen Rußland, der Zweibund und die Kriegsgefahr von 1879. Auch hier ist also ein alter Quell von europäischer Art. Und seitdem ist der Gegensatz geblieben: er hat geschwankt, er hat sich erweitert, Rußland ist — auch durch uns — in den äußersten Osten abgelenkt worden, wir haben seine

Freundschaft, zum mindesten ein gutes Verhältnis zu ihm gesucht. Aber im Grunde blieb es immer schlecht. Immer wendete sich Rußland wieder auf den Balkan zurück und drückte es wieder auf Österreich. Die beiden mitteleuropäischen Kaiserstaaten blieben vereint, seit 1887 und 1891 rückten Rußland und Frankreich, beinahe von Natur wegen, zueinander. Ich schildere Rußland nicht, seine Massenhaftigkeit und seine innere Unfertigkeit, ich erinnere nur an das Entscheidende: an den Gegensatz des Moskowitertums gegen das Deutschtum; an die schrankenlos vorwärtseilende Ausdehnungslust des Reiches; an das Hindrängen Rußlands zu den Meeren. Das alles hat immer wieder Rußland gegen uns gestoßen. Und seit der japanische Krieg den russischen Ausgang nach Ostasien hin verstopft hatte, seit 1905, hat Rußland sich von neuem auf den Balkan, auf Konstantinopel, auf Österreich, auf uns gekehrt, in entschlossener Sammlung. Wir kennen und empfinden den tiefen Gegensatz der Kulturen, der Gefühle, die Masse von Haß und Neid gegen unser Volkstum. Der letzte politische Grund freilich ist einfach unser Dasein als europäische Macht: dieses ist es, wodurch Österreich geschirmt worden ist. Neu hinzugekommen ist seit dem Jahrhundertende unsere Berührung mit der Türkei und mit Kleinasien: ein Ausfluß unseres neuen Weltbedürfnisses, unseres wirtschaftlichen Bedürfnisses nach Betätigung und erwerbender Arbeit in dem noch verfügbaren Stück unserer Erde, in Kleinasien und Mesopotamien. Die Bagdadbahn trieb uns zur Türkei hin, als der Herrin jener Gebiete; der gemeinsame militärisch-politische Gegensatz gegen Rußland führte uns auch zur politisch-militärischen Annäherung. Und so begegnete Rußland uns auf einem Boden, den es für sein Machtgebiet und seinen Zukunftsbesitz zu halten entschlossen war. Es wollte uns dort nicht dulden; und seine eigene Bewegung ging ohnehin gegen uns, eben weil sie gegen Konstantinopel und deshalb gegen Wien ging.

Ganz am neuen Deutschland haftet der Gegensatz Englands gegen uns. Sie kennen ihn alle. Auch England hat unser neues europäisches Dasein vor und nach den Einigungskriegen ungern genug gesehen und hat uns immer Gegengewichte zu schaffen gesucht, seit 1864 und 1871; aber es war lange Jahrzehnte vornehmlich durch seinen Streit mit Rußland gefesselt und deshalb zugleich auf uns angewiesen. Seine unmittelbare

Wendung gegen uns fließt aus der neuen Größe Deutschlands in der Welt, und nur insofern diese die Folge von Bismarcks Werk ist, die Folge der Reichs- und auch der Bismarckschen Kolonialgründung, nur insofern ist auch Englands Feindschaft ein natürliches Ergebnis der Bismarcktat. Aber deutlich und stark geworden ist sie erst nach Bismarck: indem wir hinausgingen in die Welt. Da traf England auf unseren wirtschaftlichen Wettbewerb und auf den Wettbewerb unserer Macht, auf die deutsche Weltpolitik, von 1897 und 1900 ab auf die deutsche Flotte, und seit 1902 und 1904 gilt Englands uralte Bekämpfung des stärksten Festlandsstaates uns. Wir haben es nie angegriffen und haben es nie angreifen wollen, wir haben seine Weltmacht über die Meere hin, mit ihrer riesigen Seegewalt, mit ihrer alle anderen überwiegenden Flotte niemals bestritten, sie niemals aktiv bedroht. Nur seine Weltalleingewalt und -allgewalt, nur seine Weltherrschaft konnten wir nicht anerkennen, und die Anerkennung unseres eigenen Daseins und seiner notwendigen Deckung mußten wir fordern, wenn wir leben wollten. England aber hielt sich für bedroht; und das neue Zeitalter gewann seine stärkste Form in jener Wendung Englands gegen uns. Es schloß mit seinen alten Nebenbuhlern Frieden, mit Rußland auf Zeit, mit Frankreich womöglich für immer, damit es frei würde und jene gewänne gegen uns: um unserer Weltwirtschafts-, noch mehr um unserer Weltmachtstellung halber. Hier erhoben sich die zwei modernsten unter allen europäischen Gewalten gegeneinander, und Deutschland wiederum war unter den beiden die modernere; hier ist alles ganz Gegenwart. Bei uns daheim ist dieser Gegensatz am wenigsten als innerlich berechtigt, am wenigsten als eine notwendige Feindschaft anerkannt worden. Den mit Frankreich fanden wir unvermeidlich, den mit Rußland am Ende auch, und zwischen uns und Rußland lag auch für unser Bewußtsein der Gegensatz der Kulturen. Bei England spürten wir so viele uralte Gemeinsamkeiten von Rasse und Glauben, von Kultur und politisch-militärischer Bundesgenossenschaft in drei Jahrhunderten, und eine tödliche Ausschließung der Lebensforderungen des einen durch den anderen gaben wir auch für die Gegenwart nicht zu. Der Stoß, den England gegen uns führt, erschien uns dreifach ruchlos, als eine böswillige Mißdeutung unseres Wollens, als eine

kühle Feindschaft aus spitzer Berechnung, als eine Feindschaft zudem ohne den Einsatz der eigenen Existenz, wie ihn die Festlandsvölker im nationalen Kriege vollziehen. Dennoch und eben deshalb ist unser Zorn hier am heißesten gewesen, und es ist gewiß: England ist unser wahrer Todfeind. Es ist dazu geworden, auch für die unter uns, die wir diesen englisch-deutschen Kampf womöglich zu vermeiden trachteten, weil er uns innerlich unnötig erschien. Nun, da ihn England doch gewollt und erzwungen hat, ward er zum Mittelpunkte für alles. Und der Einsatz Englands, so glauben wir heute, ist doch auch recht groß geworden: es hat, weit über seine erste Erwartung hinaus, seine eigene Weltmacht, sein Alles, auf die Entscheidung dieses Waffenganges gestellt. Und ihm gegenüber am allerstärksten müssen wir Deutsche unser Dasein durchsetzen: hier ist neben die alten Festlandsfragen die Weltfrage getreten. Wir mußten in die Welt und müssen uns in ihr behaupten: das Gegenteil wäre Verkümmerung und Tod. Und wir verteidigen mit unserer Freiheit in der Welt, mit unserem Anteil an der Welt zugleich in Wahrheit die Selbständigkeit aller neuen Völker, die Selbständigkeit aller Meere und aller Erdteile gegen den Rest alter, ausschließlicher, alle anderen erdrückender und knechtender Weltherrschaft, gegen den Rest einer veralteten Weltepoche, den Englands Weltherrschaft bedeutet.

Und so umfaßt unser Kampf die Welt — denn überall ist England; und so umfaßt er auch die Welt des Islams. Man hat mit vollem Recht gesagt: dieser Krieg ist auch der Krieg um Konstantinopel und um Kleinasien, ja Konstantinopel ist in gewissem Sinne sein wirklicher Ausgangspunkt. Die Russen haben es uns ja im voraus entgegengerufen, sie wüßten sehr wohl, der Weg zur Hagia Sophia führe durch das Brandenburger Tor. Die Türkei weiß es ebensogut: wie unser Dasein, so steht auch das ihre auf dem Spiele; auch um ihr Leben und Sterben rollen die eisernen Würfel dieser Schlachten. Fallen wir, so ist auch sie verloren, und Rußland und England teilen sich in die Reste des letzten Großstaates der muselmanischen Welt. Sie weiß es und hat nunmehr danach gehandelt, und von ihr gehen die Fäden des islamischen Gesamtgefühles durch die Erdteile hin, nach Afrika und Asien, Ägypten, Persien und Indien. Ein wahrhafter Weltbrand dämmert heute auf, und eine wahre Weltentscheidung gewiß.

Trotzdem bleibt es so deutlich: alle Schwertspitzen richten sich auf unsere Brust. Deutschland ist der Held und der Gegenstand dieses Krieges. Haben wir ihn denn begonnen? Sind wir denn die Ursache? Die Ursache schon, insofern wir sind, wir als die neue europäische Macht, als die neue Weltmacht — denn die Vereinigten Staaten und Japan stehen in anderer Sphäre. Wir sind es, die alle gestört haben, aber wirklich nicht durch Angriffe, sondern dadurch, daß wir wurden, daß wir waren und sind, daß wir aufhörten, nicht zu sein, daß wir die ungeheure Anomalie von 1500 bis 1870 auslöschten, daß wir unser Leben, unsere Stärke, unser Lebensrecht in Europas Mitte von neuem aufgerichtet haben. Und so ist uns der Krieg doch nichts Unerwartetes. Seit 43 Jahren droht ihn uns Frankreich, seit sicher 35 droht ihn uns Rußland, seit 20 und 10 Jahren droht ihn uns England an. Frankreich ist der alte Urheber gewesen, Rußland wurde Frankreichs Herr; heute sind beide von England geleitet, und England steht weit voran. Es hat alle Ausgänge in die Welt, die unsere Volkskraft und unser Selbstbewußtsein sich suchten, seit einem Jahrzehnt verlegt und verrammelt. Wir haben auf Verständigung gehofft und sie erstrebt und haben doch stets gewußt, daß die Gefahr des Bruches über jeder Stunde schwebte. Wir haben uns zur Notwehr gerüstet, und der Bruch kam trotz allem: von außen, durch sie. Wir haben es erwarten müssen, und wir wundern uns nicht.

Wir begreifen den Zusammenhang. Wir kennen ihn im einzelnen noch nicht. Wir zürnen auch und klagen an. Wir rufen den Fluch über die Namen und die Häupter derer, die uns zu diesem Kriege zwangen, des Königs Eduard und seiner diplomatischen Erben, der Hetzer in Rußland, der Spieler in Paris und in Brüssel, der Lügner und der Knüpfer des Netzes — wir wissen einiges davon und hassen mit gutem Fug. Aber wir blicken über diese noch halbverhüllten, persönlicheren Zusammenhänge hinaus. Auch über Fehler und Versäumnisse, die in unserer Führung seit 1890 etwa begangen sein können: sie stehen in zweiter Reihe, sie sind in diesem Trauerspiele nicht die Ursachen, sie haben höchstens mitgewirkt. Wir begreifen allzugut den großen Zusammenhang des Ganzen, wir greifen ihn mit Händen. Dies ist die Stunde, die Hellmut von Moltke uns längst

angekündigt hat, die Stunde der Prüfung und der Bewährung für das Werk unserer Großen von 1870. Und es ist die Stunde, zudem, der Verteidigung und der Durchsetzung unseres Volkes als Weltvolk, des wirklichen Durchbruches erst in die Welt. Sollen wir in ihr bleiben, in sie eintreten, anerkannt, gesichert, als Macht, als Wirtschaft, als Kultur? Auch alle innerliche Eigenart unseres Volkes hängt daran. Werden wir politisch eingehegt und zerdrückt, wo bleibt dann der deutsche Geist, den die verlogene Zärtlichkeit unserer Feinde von preußisch-militaristischen Fesseln erlösen will? Wohlstand und Kraft und Arbeit, Kultur in jeglichem Sinne, staatliche, äußerliche, geistige Kultur, aller Schwung der deutschen Seele und alle Fähigkeit zu künftigem Schaffen: es steht alles in Frage. Jetzt haben wir unsere Rettung und unseren Aufstieg zu erkämpfen. Wir fühlen es alle, Obere und Untere, deutlicher oder undeutlicher, aber wir fühlen und wissen es, und wir fühlen den Zusammenhang, in dem das steht: es ist die unlösbare Folge unserer Erhebung zu Nation und Reich. Wir begreifen die Gegnerschaften: große elementare Gewalten haben sich in langer Vorgeschichte zusammengeballt. Mindert die Einsicht in die großen Weiten, aus denen dieser Krieg uns herkommt, unsern Zorn? O nein! Im Gegenteile: denn sie lehrt uns, daß dieser Krieg kein Mißverständnis und keine Intrige ist — obwohl er dieses beides nebenher auch noch ist. Im größten gesehen ist er die Entladung einer Todfeindschaft, die unser Dasein verneint. Da steht überall Masse gegen Masse, Volk gegen Volk. Wir haben ihn vermeiden wollen, gottlob! Wir waren die Bedrohten, wir waren die Friedfertigen; wir wissen, daß der Gegner ihn gewollt und erzwungen hat, der russische unmittelbar, der englische dahinter; wir sehen in den Abgrund seiner Feindseligkeit hinein. Es handelt sich um Sein und Nichtsein; es sind die größten Dinge, die ein Volk erleben kann, und steigen aus den allgemeinsten Quellen. Es ist der alte Strom unserer und der europäischen Geschichte, heute breiter als jeder frühere Kampf, aber es ist die Fortsetzung der alten Kämpfe, von 1700 und 1760 und 1800 — der Kämpfe auch König Friedrichs des Großen: denn sie wollen uns heute im Herzen Europas so wenig dulden als einst ihn. Ein großer Zusammenhang umschließt all dieses Völkerringen und trägt uns heute hoch empor,

auf die Höhe der Notwendigkeit und des Lebenskampfes: er muß sein, er geht um alles, um Vergangenheit und Zukunft, er reißt uns mit sich, bis zum Äußersten unserer Kraft, er ist uns heilig.

II

Und die Mittel, mit denen wir ihn führen? Ist dieser Zusammenhang der Geschichte, der unseren Krieg erklärt, abgerissen für die Art, mit der wir kämpfen? Oder sind auch die Kampfesmittel aus der Tiefe unseres Volkslebens und unserer Vergangenheit zu verstehen? Es packt manchen von uns wie ein Schauder, wie die Kräfte des Todes und der Zerstörung um uns entfesselt walten. Krieg, so sagt man uns, sei die Verneinung der Kultur — notwendig vielleicht, aber zerstörerisch, unaussprechlich wild und rauh, ganz etwas anderes als alles, ganz das Gegenteil zu allem, was wir sonst schaffen und was wir sonst lieben und ehren.

O nein! Ich widerspreche diesem Urteil ganz und werfe ihm entgegen: es sind in Wahrheit gerade die tiefsten Kräfte unserer Kultur, unseres Geistes und unserer Geschichte, die diesen Krieg tragen und beseelen. Sie enthüllen sich in ihm, er tötet sie nicht, er entfaltet sie, er ruht auf ihnen, er wird sie adeln und stärken.

Ich will dabei nur mit einem raschen Nebenblicke darauf hindeuten, daß es, ganz abgesehen von der modernsten Technik der Waffen, der äußeren Kampfesmittel, ganz abgesehen von diesem Bunde zwischen dem Heerführer und dem Ingenieur, auch die modernsten Wirtschaftskräfte sind, die dieser Krieg — überall, nirgends aber wohl so sehr wie bei uns — in Tätigkeit setzt. Wenn uns die Volkswirtschaftler sagen, daß das Bezeichnende für die neueste Stufe gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Arbeitsformen die einheitliche, ungeheure Organisation ist, die Organisation ganzer Gewerbe, ganzer Wirtschaftszweige von einer Stelle her, zu einem gewaltigen Betriebe; daß wir im Zeitalter der riesenhaft einheitlich geregelten Arbeit stehen, das dem Zeitalter der persönlich freien Arbeit gefolgt ist: so hat keiner der großen Trusts irgendwo in so gigantischem Maßstabe die Massen bewegt und sicher gelenkt wie unser Generalstab, in Transport und Verpflegung und strategischer Schiebung. Die Zukunft wird die Leistungen dieses Krieges auch darin dem Ge-

samtbilde der Zivilisation von 1900 unmittelbar, als wesensgleiches Glied, einreihen: in unserer Kriegführung kreist das Blut der vollen Gegenwart.

Aber nicht das habe ich hier zu betonen. Ich möchte die gewaltigen Kräfte, die wir da spielen sehen, vielmehr gerade in den Zusammenhang unserer besten Vergangenheit, der staatlichen wie der kulturellen Vergangenheit hineinstellen. Friedrich Meinecke hat manche unter uns im Wirrwarr dieser Wochen daran erinnert: der 3. September 1914 war der hundertste Geburtstag des preußischen Gesetzes der allgemeinen Wehrpflicht, des Boyenschen Heeresgesetzes, „des größten Gesetzes des neunzehnten Jahrhunderts", des siegreichsten von allen, das seither die „Runde gemacht hat um den Erdball". Es hat sich heute neu zu bewähren, nach einem Jahrhundert, das von ihm befruchtet und geleitet, das von ihm bis ins innerste Mark hinein beeinflußt ward. Und die zwei großen Richtungen des deutschen neunzehnten Jahrhunderts sind in diesem Gesetze, in diesem preußisch-deutschen Heere zusammengeflossen, die zwei großen Ströme auch kultureller Art, die dieses deutsche Jahrhundert getränkt haben: der starke alte Staat und der freie moderne Geist. Sie sind die beiden Nährer des gegenwärtigen Deutschlands gewesen.

Der starke alte Staat: das ist, in zwei Namen, Friedrich der Große und Otto von Bismarck, die alte preußische Monarchie, die den preußischen und den deutschen Staat vorgebildet und gebildet hat. Die Zucht, die Straffheit, die monarchisch-aristokratischen Gewalten des alten Preußens: sie sind uns unerläßlich gewesen und geblieben. Denn unverrückbar liegt die eine große, all unser Dasein beherrschende Tatsache fest: Preußens und Deutschlands Lage in der Mitte Europas. Sie erschließt uns Wirkungsrichtungen, reicher als irgendeinem der Nachbarvölker; sie umgibt uns mit Gefahren, schwerer als irgendeines sonst. Denn überallhin liegt unser Land geöffnet, allbedroht, allgedrückt: das Schicksal und seit Jahrhunderten der Fluch der ganzen deutschen Geschichte! Diese Lage verlieh uns den Zwang des starken militärischen und politischen Zusammenhaltes, als Vorbedingung unseres Bestandes selbst. Keinem Volke der Erde ward er so nachdrücklich auferlegt, so gebieterisch eingeschärft durch bittere und durch große Geschicke. Und dieser Zwang, der uns bis heute und heute erst völlig

beherrscht, ist uns zur sittlichen Gewalt, zum Erzieher geworden, zum Lehrer der Einheit, des Staatsgefühles, er ist übergegangen in unseren Willen: eine Erkenntnis eherner Notwendigkeit, die von Preußen weiterdrang zum ganzen Deutschland. Das Reifen dieses Geistes bedeutete die innere Begründung unserer Nation. Es war die gehorsame Hingabe der Hunderttausende und der Millionen an die festen Formen von Staat und Heer, die Lehre der Geschichte, die Lehre Bismarcks: sie hat unser Volk durchtränkt; was der Begründer unseres Reiches selber kaum wagte zu glauben, das hat sich heute überschwenglich bestätigt: sein Geist der Stärke und der Zusammenfassung, der Einheit und der Einigkeit, er beseelt das Deutschland von 1914 ganz. Es ist der Geist der Disziplin, der unsere Industrie groß gemacht hat, der in die weiche Bildsamkeit des deutschen Charakters den Stahl der Härte und des Zusammenhaltes hineingegossen hat, eine sittlich-organisatorische Kraft, volksbildend und kraftbildend, Schulung und Zucht auf allen Lebensgebieten: das Rückgrat unserer Heere wie unserer staatlichen Vergangenheit.

Aber mit dieser Kraft von oben her hat sich untrennbar im Heere der allgemeinen Dienstpflicht vereint das zweite, die Kraft von unten her: die Teilnahme Aller, die freie Hingabe aller Schichten und jedes Einzelnen an dieses Heer. Von 1807 an hat sich diese Durchdringung ja zum ersten Male vollzogen: neben die alte monarchische Strenge, die wir immer brauchten und brauchen, trat dieser Zug der Freiwilligkeit, des volkstümlichen Geistes, des freien Geistes, des persönlichen Geistes — die innerlichste Frucht der preußischen Reformzeit, der Wiedergeburt von 1807 bis 1813, die vollste Blüte im Kranze der Jahre 1813—1815, das schönste Erbe dieser Tage an das deutsche neunzehnte Jahrhundert und an uns. Dieser Strom der freien Hingabe an Staat und Reich hat sich durch alle sumpfigen Niederungen hindurchgepreßt, die das Jahrhundert ihm entgegenstemmte; er durchflutet heute, mit der festen Ordnung zusammen, unser Heer; beide gemeinsam erst machen sie es groß und lebendig, und das eine ist undenkbar ohne das andere. Dieser Geist des Volksheeres, den Scharnhorst und Gneisenau und Boyen gewollt haben, ist 1914 siegreich geworden, so wie sie ihn 1814 erträumten. Alle Schichten sind heute in unserem Heere, alle seelischen Kräfte

unserer Kultur, unserer Persönlichkeitsbildung, unserer geistigen Bildung. Die ganze akademische Jugend drängt sich hinein: wer stellt sich vor, daß sie ihre besten geistigen Güter zu Hause ließe? Sie und nicht nur sie weiß es, daß dieser Kampf um unsere geistige Kultur geführt wird genau wie um die materielle: und ohne jene vermögen wir alle nicht zu leben. Alle ideale Begeisterung zieht mit, und der Einzelne setzt sich ein, auch der Gebildete, gerade der Gebildete, gerade der, der persönlich am meisten zu verlieren hat, der innerlich Reichste mit der feurigsten, der bewußtesten Hingabe. Ich wies auf jenes Geschwätz des Auslandes, das den deutschen Geist befreien wolle vom Militarismus. Wo ist da, wenn wir, wie heute, die Augen über das Kleine, das gar nicht wahrhaft existiert, zur Wirklichkeit des Großen heben, wo ist da ein Gegensatz? Die militärische Zucht hat unser Volksleben hundertfach befruchtet und es stark gemacht, und der deutsche Geist hat unser Heer befruchtet und es innerlich lebendig gemacht. Da ist kein Gegensatz. Der Einzelwille geht mit, in freier Glut, in fester Einfügung: das Heer ist aufgenommen worden in das eigene Blut des Einzelnen, es ist keine Rede von einer Erdrückung des Geistes durch die Wucht dieses Heeres und dieses Krieges. Der uralte deutsche Trieb zum Geistigen, dem wir die reichsten ideellen Früchte unseres Daseins und manche Schädigung unserer staatlichen Entwicklung verdanken, ist gerade seit 20 und 10 Jahren in doppelter Frische aufgegrünt. Das jüngste Geschlecht lebt stark und freudig im Persönlichen — nicht in der Laune einer mißverständlich krankhaften Persönlichkeitsübertreibung, die einmal Mode war, aber in reicher Freude an gesunder, persönlicher, unabhängiger Kraft: und dieses jüngste Deutschland strömte zu den Fahnen mit einer beinah eifersüchtigen Ungeduld! Diese Jugend, die neueste und die gereifte, hat unsere Regimenter mit einem ergreifenden, einem in aller Geschichte beispiellosen heroischen Schwunge durchglutet, und Altes und Neues, das Landheer und die Flotte, sie sind in diesen Kräften der Empfindung und der Seele gleich und eins. Da ist kein Spalt: Freiheit und Führung reichen sich die Hand; die besten sittlichen Kräfte unseres frischesten Volkslebens kämpfen diesen Kampf und gießen ihr innerstes Herzblut in die Adern von Krieg und Heer. Es ist nicht wahr, daß der Krieg der Freiheit des lebendigen Einzelnen entgegen sei: er gibt ihr die höchsten Ziele,

er ist, ich wage es zu sagen, die wahre Blüte der persönlichen Kraft.

Ich weiß es sehr wohl: er ist fürchterlich. Er ist herzerschütternd und herzzerbrechend. Wir alle wissen von den Tränen von Millionen Nächten; wo ist die Seele, die nicht geblutet hat? Wir kennen seine unerbittliche Strenge, wir erschauern unter seinem glühenden Hauch, die Fernen ebenso wie die Nahen. Der Griff seiner Härte packt uns alltäglich ans Herz, vollends die daheim, die Freunde, die Liebenden, die Kinder und die Eltern. Aber er ist schmerzhaft-furchtbar, wie jede Geburt eines Lebendigen, wie jeder größte Schöpfungshergang es ist. Und ist es der rechte Krieg, ein Krieg, den das Gefühl und das Gewissen eines Volkes innerlich ergriffen hat, so ist er auch im Innersten groß und erhaben. Wir beugen die Stirnen vor ihm in Schmerz und Kleinheit und heben sie doch zu dem Glanze empor, der uns von dem Gewaltigen entgegenstrahlt, denn er hält uns das menschlich Ewige leuchtend, drohend, befreiend vor unser scheues Auge. Wir haben nie so dicht und so machtvoll die Heiligkeit der großen irdischen Mächte unseres Daseins gespürt. Der Einzelne opfert sich hin, in tiefer religiöser Weihe, dem Ganzen, dem Höheren, dem irdisch Höchsten, seinem Volke, das ihn überlebt, das in Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft Ein Lebewesen ist, Ein Lebensstrom. Er kniet vor diesen Mächten, die über ihm stehen und deren Anerkennung ihn nicht kleiner, sondern größer macht, und jede unerstickbar tiefe Sehnsucht der Hingabe an ein Allgemeines, ein Höheres, ein Ewiges schlägt diesem großen harten Kampf entgegen, ein Hauch des Unendlichen, ein Hauch von unerschöpflichem seelischem Leben bei so viel Tod. Die Größe dieses Menschlich-Übermenschlichen, das unser Leben erst lebenswert macht, bricht hier einmal unmittelbar, unabweisbar, gebieterisch, vernichtend, segnend in unser armes Dasein hinein — durchschüttelnd und gleichmachend, starkmachend, reinigend. Und um uns lebt und dröhnt es, dieses große, gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. Die blutroten Fahnen dieses Krieges führen die Kraft und das Leben und die Zukunft voran. Die unter ihnen schreiten, tun es mit Selbstverständlichkeit, schlicht und ernst. Der Einzelne fühlt es genau: er ist nichts. Er opfert sich auf, er fügt sich ein, er vergeht in der Masse, und über ihm

handelt und siegt nur sie. Und dennoch: er ist ganz dabei, und dennoch: er ist alles. Denn er bringt sich ganz, alle Spannkraft von Seele und Leib, jede Regung des Willens, des Mutes, der reichsten persönlichen Ausgestaltung. Das eben ist der Segen unseres Volksheeres: die freie Persönlichkeit gibt sich hin und wirkt sich aus, darin ruht seine Unerschöpflichkeit. Es gibt keine höhere Menschenleistung als die Leistung des Feldherrn in Feldzug und Schlacht. Da drängt sich alle Menschenkraft in eine Stunde, in eine Tat, in einen Entschluß zusammen; es gibt kein stärkeres menschliches Kunstwerk als dieses. Aber gebunden ist alles an jenen Willen der Hunderttausende und Millionen, der frei mitgeht, der mitwill, der frei und entschlußkräftig mithilft: unsere Soldaten sind keine Maschinen, sondern volle Menschen. Und jeder von ihnen opfert sein Alles, das, was er nur einmal hat, auch jeder Gemeine trägt feierlich hohe Kräfte, das Beste seines Lebens, das Beste des Menschenwesens, das Beste seines Volkes, seiner Kultur, seines Glaubens, seines Hauses, seines Elternhauses in den Kampf hinein, und das Zusammen von Oben und Unten erst ist der Sieg. Es gibt nichts menschlich Größeres, bei allem Grauen, als den Krieg, nichts Mannhafteres, aber auch nichts innerlicher Beseeltes. Deshalb ist er die Jahrtausende hindurch und bis in unsere kluge Gegenwart hinein doch eben immer wieder die große Probe der Lebendigkeit, der Richter über Leben und Tod der Nationen geworden: es ist eine Lästerung, ihn die Verneinung des innerlichen Völkerlebens zu schelten. Die besten Güter eines Volkes erringen sich nicht nur in ihm, sie führen ihn, sie durchseelen ihn, sie heiligen ihn selbst.

III

Und darin liegt auch das Dritte beschlossen, wovon ich hier sprechen gewollt. Die Ursprünge dieses Kampfes liegen im großen Zusammenhange unseres Völkerkreises. Seine Kräfte wurzeln im tiefsten Grunde unserer deutschen Sittlichkeit, unseres Staats- und Persönlichkeitsdaseins, unserer innerlichsten Kultur. Und seine Ziele? Wo stehen wir? In großen Weiten, die unser Dasein umschließen und weihen. Wir fragen, ob nicht auch die Ziele bestimmt sein müssen, bestimmt sein dürfen und werden von diesen selben besten Kräften und Ideen, die wir besitzen.

Freilich, nur in Kürze und mit Vorsicht darf ich hiervon handeln, und eine Formel vermag ich nicht aufzustellen, weder Prophezeiung noch Programm. Aber wir tasten ja doch alle, wir fragen doch alle nach dem Ende, das wir diesem Kriege ersehnen sollen, wir alle suchen die Aufgaben, die Möglichkeiten zu durchdenken, das Bild der Zukunft, die wir wünschen wollen, wenigstens im Großen und Grundsätzlichen vorbereitend zu ordnen. Auf die Probleme versuche ich hier noch hinzudeuten: unter dem Leitgedanken, den ich wiederhole, daß es sich auch bei den Erfolgen, die wir erhoffen, bei den Wendungen, die wir erwarten können, um große Güter, um edelste menschliche Zusammenhänge, um die besten Werte deutscher Kultur dreht.

Die grundlegende Tatsache für das Innere haben wir gleich anfangs erlebt: die Erfahrung unserer Einigkeit. Unverlierbar ist die Lehre dieser Anfänge, dieses Aufschäumen der Millionen in Begeisterung, Ernst und Liebe. Es war eine Einigkeit nicht nur zwischen Nord und Süd — die haben wir stets erwartet; nicht nur der Bekenntnisse und Kirchen — wir haben sie nie bezweifelt; aber ebenso aller Schichten, aller Parteien, aller der alten bitteren, verbitterten Gegensätze in Gesellschaft und Staat. Der gute Wille war überwältigend groß. Und er hat sich im Felde bis zu diesem Tage glanzvoll betätigt.

Er wird dort und wird daheim viel zu tun behalten. Die Erinnerung an die Augusttage bleibt als Erlebnis ewig jung: eine Poesie, die in der Prosa kommender nüchternerer Tage ihr Licht erwärmend und beseelend ausgießen muß und wird. Was uns zunächst bevorsteht, das ist die gemeinsame Anspannung, auch innen. Ein harter Winter steht uns bevor, da wird es Elend zu lindern, Lasten zu tragen, Fürsorge zu leisten geben — unermeßlich viel. Wir sehen ungeheure Pflichten aufsteigen für Staat, Gemeinden, Besitzende. Große, einheitliche, zusammenschließende, zwingende Ordnungen werden auch da aufgerichtet werden müssen, wie die Kriegsleitung und -führung im Heer sie uns gezeigt hat: ein staatssozialistischer Zug? Vielleicht; es kommt auf Worte nicht an. Jedoch die Notwendigkeit ist gebieterisch, es muß geleistet und es muß geopfert werden, wir sind aneinander gebunden und müssen es gemeinsam durchleben und einander helfen.

Darüber hinaus aber? Was kann es für Ziele im Innen-

leben unserer Nation geben jenseits des Friedensschlusses? Da wogt der Nebel der Zukunft. Eines hat sich uns erwiesen und erweist sich uns alle Tage: Gottlob, wir sind eine Nation. Unsere Führung in Reich und Sonderstaat, unsere Monarchie erwies sich uns lebendig: wir haben auch da nie etwas anderes geglaubt, aber wir greifen es nun mit Händen. Es ist Ein Blut, Ein Blutsopfer, Ein Verständnis zwischen Fürst und Volk. Dieser Zusammenhang muß dauern, diese Einigkeit von Fürstentum, Reich, Staat, Volk muß der Zukunft die Züge einpressen. Und das gilt für beide und für alle Seiten. Alle opfern sie, im Verhältnis wird das Blutopfer der Gebildeten, der höheren Stände das stärkste, das verzehrendste sein, ruhen aber sehen wir alles auf der breiten Grundlage des unbedingten guten Willens der Massen, der Massen in Land und Stadt. Ohne ihn würde unserem gewaltigen Gebäude die Standfestigkeit und der Kitt fehlen. Die monarchische Führung hat es aufgerichtet und ausgebaut, sie hat es mit Geist und Leben, mit Willen und Regel erfüllt, das ist gewiß; aber sie hat in der entscheidenden Stunde, für die entscheidende Tat den freien Widerhall der Millionen gefunden. Wir haben in vergangenen Kämpfen, wir, die wir an unseren Staat glaubten, in ihm atmeten und für ihn stritten, uns so manches Mal bang gefragt, ob die unabweisbaren Lebensforderungen des deutschen Staates von unseren Massen anerkannt und erfüllt würden, ob jene die Mitträger des nationalen Daseins in Staat, Heer und Welt sein wollten und könnten. Der 4. August hat die Antwort gegeben: ja. Mit tiefem, befreiendem Jubel haben wir es gehört — nicht nur des Krieges halber. Denn daß die Massen dem Banner folgen würden, das haben wir doch immer erwartet. Aber dieser freie und rückhaltlose Anschluß bedeutet nicht nur für die Kriegführung selber schon unendlich viel; wir atmeten auf, um unseres ganzen nationalen Daseins halber. Dieses freie Ja muß und wird seine Früchte tragen. Gewiß, hier liegen Zukunftsprobleme genug, und wenn wir siegen, so werden wir noch nicht im Paradiese sein. Aber Vertrauen und Hoffnung aufeinander, Sicherheit und Zusammenhang sind unendlich gestiegen, der Kitt des guten Willens, des Blutes, der Erlebnisse, der Sorgen und der Siege kann nicht ohne tiefe Wirkung sein, er muß doch zur Annäherung, Einigung, Durchdringung helfen, unten und oben!

Wir ahnen neue Horizonte, neue Aufgaben und werden ihnen mit neuem Glauben entgegenziehen. Auch da, so vertrauen wir, wird der Krieg seine lebenschaffende, lebenlösende Arbeit einmal wieder getan haben: das Stockende in Fluß zu bringen, das Schwierige, anscheinend Unmögliche möglich zu machen, neue Ziele, neue Entwickelung innerhalb unserer Nation. Er hat erzogen und er wird weiter erziehen zur Staatsgesinnung; er wird, je schwerer und je ernster seine Kämpfe weiterrollen werden, um so unwidersprechlicher und um so eindringlicher gelehrt haben, wie ganz auch die Massen und gerade sie vom Wohlergehen und auch von der Weltstellung, der Macht des nationalen Ganzen, von der Macht unseres Staates abhängig sind. Er schenkte uns in diesen großen Wochen bereits eine ergreifende Milderung der Einseitigkeit des bloß wirtschaftlichen Triebes, eine neue Einschärfung des Geistigen und des Gemeinsamen, unserer Zusammengehörigkeit in harter Welt, eine Vertiefung von Verständnis, Einsicht und Willen überall.

Wohl sind das Ausblicke, ich nannte es so, in den wogenden Nebel: ich glaube hoffen zu dürfen, daß ihn die Sonne beglänzen und der Lufthauch des großen historischen Lebens zerteilen wird.

Und das Letzte, der Ausblick in die Zukunft des Äußeren, auf die Ergebnisse dieses Krieges in seiner eigenen, der internationalen Welt? Da vollends gilt es Zurückhaltung. Alles, was wir da erstreben können, bleibt abhängig vom Verlaufe des Krieges, vom Maße des Erfolges selbst; es kann mit der Stunde wachsen und sinken, ehe der Schluß herankommt, und ein leichtfertiges Fordern oder ein bestimmter Entschluß wäre noch lange eine Vermessenheit. Nur nach den Zielen wird man auch hier, in allgemeinen Erwägungen, tastend und überlegend, zu fragen beginnen, die wir im Grundsatz hier wünschen wollen; der Frage aber kann innerlich keiner von uns ausweichen, und auch gemeinsam müssen wir sie uns stellen.

Die Voraussetzung jeder Spekulation über diese Zukunft ist Sieg. Die Niederlage wäre der Tod; unterliegen wir, so brauchen wir uns die Köpfe über keinerlei Zukunft mehr zu zerbrechen. Aber wir vertrauen auf den Sieg, wir müssen ihn haben und müssen ihn gewinnen. Führte der Sieg auch nur bis zur Selbstbehauptung Deutschlands, selbst dann blieben Lebensfolgen von ihm zu erwarten, ein Aufschwung, auch der inneren und der aus-

strahlenden Kräfte. Friedrich II. hatte sich mit knapper Not gegen eine feindliche Welt nur eben behauptet, und er wurde dennoch, von 1763 ab, in Weltstellung, in innerer Kulturarbeit und äußerer Kulturwirkung über das damalige Europa hin zum Führer seiner Zeit. Lebenswirkungen erhöben sich uns schon da. Unser Dasein selber gesichert zu haben, das wäre, wie es die erste und dringendste aller Aufgaben ist, auch in den Folgen schon ein Großes und würde uns stärker und lebendiger hinterlassen, als wir gewesen sind.

Jedoch wir hoffen auf mehr, wir hoffen auf volleren Sieg. Und selbst diejenige Selbstbehauptung, die uns befriedigen könnte, setzt ja ein großes Stück Sieg voraus. Wir wissen, was wir als Mindestes anstreben müssen: eine Niederringung unserer drei großen Feinde, so weit, daß wir leben können ohne den umschnürenden Druck der letzten Vergangenheit; so weit zum mindesten, daß wir gedeckt sind und atmen und arbeiten können, gesichert inmitten einer — wir wissen es! — auch künftighin tieffeindlichen Welt.

Wir spannen Wünsche und Hoffnungen höher. Wir wollen nicht aufhören, ehe wir ganze Arbeit getan haben. Wie weit sie führen kann, das hängt vom Schwerte ab. Wir fühlen alle, und ich sagte es zuvor: von dem Augenblicke an, wo England den Krieg mit uns endgültig gesucht hat, ist England unser eigentlicher Weltfeind. Wir werden es niederzukämpfen haben, soweit unsere Kräfte es je vermögen — wie weit wir kommen, wird sich zeigen, aber einzusetzen haben wir an diesem Punkte alles. Wir wünschen uns heute die Zertrümmerung der einklemmenden Welt- und Seeobergewalt, der Alleingewalt Großbritanniens. Wir brauchen als Mindestes die Anerkennung unseres Weltdaseins durch Großbritannien und eine greifbar feste Garantie solcher Anerkennung. Formen und Maß zu erörtern, gehört nicht hierher. Nur eines möchte ich hier noch verfolgen, hier, wo ich von den Zusammenhängen, den kulturellen Kräften dieses Krieges sprach: wir werden, wenn wir es irgend vermögen, ausgreifen müssen nach West und Ost, gegen Rußland hier, gegen Frankreich und zumal gegen England dort. Wir werden ausgreifen müssen — nicht um zu annektieren, davon bin ich auf das tiefste überzeugt: fremdartige Volks- und Länderstücke unserem Reichskörper einzufügen, das wäre kein

Segen für uns, wir werden nur nehmen, was wir militärisch unbedingt brauchen, als Deckung. Aber schon haben wir, Österreicher wie Deutsche, in lauten Aufrufen die Befreiung Polens angeboten; Wege, die wir als Sieger zu gehen suchen müssen, Wege, die wir durch Dornen und Schwierigkeiten hindurch zu finden und zu bahnen trachten müssen, sind damit schon bezeichnet. Wenn dieser Krieg über bloße Abwehr hinaus gelangt, so wird der Erdteil neue Formen erhalten: nicht um unser Reich in sich anzuschwellen — wir wollen unsere nationale Geschlossenheit daheim nicht opfern; aber ein neues System rings um uns herum muß das Ergebnis sein. Ein neues, klarer geregeltes Verhältnis Deutschlands zu Österreich-Ungarn; ein Bund der europäischen Mitte, fester, auch wirtschaftlich und insbesondere wirtschaftlich fester als jetzt, ein Bund der beiden Kaiserreiche und, so müssen wir hoffen, über die beiden Kaiserreiche hinaus. Es sind auch hier, in Ost und West, in Polen oder Belgien oder in beiden, unendlich schwere Probleme: aber diese Probleme dringen auf uns ein, wir müssen uns auf sie einrichten. Und dazu, soweit wir es vermögen werden, die Befreiung der Nachbarvölker: Rußland hat uns dieses Streben aufgezwungen, wir müssen seine Nachbarn, Völker, die es geknechtet oder die es bedroht hat, zwischen uns und Rußland zu legen suchen, sie durch unsere Macht decken und unsere Macht durch sie, und sie mit unserer Wirtschaft in Beziehung setzen. Dahin drängt unser Daseinsbedürfnis von selbst. Wir müssen die Formen suchen, vielleicht schrittweise, langsam in Zukunft vorwärts tastend von Kreis zu Kreis; vielleicht, je nach den Ereignissen, in rascherem Gange. Und eines ist damit ausgesprochen — vor dem Kriege hat es ein geistreicher Schwede, Kjellén in Gotenburg, bereits so gefordert, so von der Zukunft gewünscht: Deutschland nimmt dann eine neue, weitere, höherragende Stellung als bisher ein, eine europäische Stellung, gegen das östliche, halbasiatische Rußland, gegen das ozeanische, übereuropäische England, gegen und über Frankreich oder auch neben und mit Frankreich, je nachdem die Regelung mit diesem fällt. Ein neues Mitteleuropa unter deutscher Führung steigt da vor uns auf, als Vorstellung, als Bild, als Möglichkeit: nicht von Deutschland beherrscht, aber von Deutschland überragt und beschirmt, mit Deutschland, dem deutschen Nationalstaate, der er selber bleibt, als Kern

und Halt; ein Mitteleuropa, in dem die West- und Südslawen, die europäischen, die römisch-katholischen Slawen, mit uns Deutschen (und wer weiß, wie weit? mit den übrigen Festlandsgermanen) zusammenstehen, die Magyaren dazu, vielleicht einmal noch andere, noch viel weitere, angelehnte Staaten und Stämme. Es wird kein einheitliches Staatswesen, nicht einmal ein Bundesstaat, höchstens ein Staatenbund sein können, und auch keine Einheit der Rasse, wenngleich germanisch im Grundelement, wohl aber eine Einheit der Kultur und der auswärtigen Macht — neben Rußland und England, neben Nordamerika und den kommenden Reichen Südamerikas, neben Ostasien eine Welt für sich, die neu in sich zusammengefaßte, alte Keimwelt des heutigen Völkerkreises, die eigentlich europäisch-kontinentale Welt, mit mancherlei innerlichen Kulturverschiedenheiten, aber auch den Kulturgemeinsamkeiten des europäischen Kontinents. Diese Aufgabe hat jener Schwede uns ersehnt, von allgemeiner Weltüberschau und von germanischer Sympathie, also vom Gedanken aus. Die plötzliche Wirklichkeit des Krieges kann sie wohl mit nüchternem Schwunge heraufführen, als Forderung und Ergebnis der politischen Lage, als eine politische Notwendigkeit, früher oder später, stückweise oder vielleicht auch ganz. Und damit besäße Deutschland, was nach Kjellens Urteil ihm bisher gemangelt hat: ein großes ideelles Ziel seines Weltdranges, seiner Weltausdehnung, eine beseelende Aufgabe der Führung, der Vertretung, einen großen Kreis für seine wirtschaftlichen und politischen Kräfte, für seine eigentliche Weltstellung und Weltmission innerhalb des alten Kontinents, in dessen Mitte wir einmal stehen und immer bleiben; aber von ihm aus zugleich eine feste Grundlage für seine Weltstellung auch über See. Denn auch diese muß, als die natürliche Folge der Stärke daheim, als das Ergebnis europäischer Schlachten wie stets, für uns wiederkehren und muß wachsen: wir brauchen ein Kolonialreich, auch draußen in der Welt. Wohl sind das gewaltige Ausblicke, die uns noch anmuten wie Träume, und die doch Wirklichkeit werden können, vielleicht sogar in nahem jähem Vollzuge. Und sie enthalten wieder das Zusammen von Macht und Kultur. Es wären ungeheure Felder für die Betätigung unserer inneren Kräfte, für den Austausch der Kräfte zwischen uns und unseren historischen Nachbarn ringsum; es

wäre die Deckung der alten europäischen Welt und ihres vielgestaltigen kulturellen Lebens gegen Ost und West, gegen feindselige, fremde, halb- oder uneuropäische Mächte und Kulturen; es wäre für unsern Krieg eine ungeheure Frucht künftigen Lebens, künftiger Ausdehnung, Ergänzung, Betätigung des deutschen Wesens, auch in Wirtschaft und geistiger Arbeit. Es wäre ein Ausblick auf eine Zukunftswirkung des deutschen Denkens und Schaffens, der die Opfer der Stunde zu verklären vermag; es wäre aus dem Kriege, den wir inmitten der deutschen Kulturkräfte begriffen haben, eine Frucht deutscher Weltkultur: das Weiterleben des deutschen Wesens, das wir lieben und über allem wertvoll halten, das Weiterleben aller der deutschen Kämpfer, die freudig und todesbereit für unser Volk hinausgezogen sind und die wir in diesen harten großen Tagen begraben und betrauern gemußt — ihr Weiterleben in einer neuen Blüte des Deutschtums, inmitten des Kreises der europäischen Völker. Das sind Ziele grundsätzlich hoher Art, nicht der Eroberung, aber der Auswirkung unserer Kräfte, die im Zusammenhange ständen mit allem Leben unserer Vergangenheit und die aus diesem Kampfe erblühen können: auch in die Zukunft hinein erstreckt dieser Krieg, so wollen und sollen wir glauben, Aufgaben der Gesittung und keineswegs bloß der Gewalt. Erwärmen wir uns die Herzen daran — nicht nur zum Troste für tausend Opfer und tausendfache Not, sondern zur Vorbereitung für einen kommenden Tag! Denken wir uns in sie schon heute hinein! Stellen wir unsere deutschen Wünsche in weiten menschlichen Zusammenhang!

Das nächste werden wir darüber wahrlich nicht vergessen. Es sind Zukunftswünsche, Hoffnungswünsche, und wir ringen noch um unser Dasein selbst. Wir vergessen den furchtbaren Ernst, die schwere Drohung der Stunde nicht: erst durch! erst voran! Wir hören im Schlachtendonner von Ost und West den Widerhall der alten Siege unseres Volkes, den teuren Klang unserer großen ruhmvollen Vergangenheit, der unsere Kindheit und Jugend erhoben und geweiht hat, und wir jauchzen unseren Kämpfern stolz und freudig zu. Wir sammeln noch erst und noch lange alle Kräfte im Kampf. Wir stellen diesen Kampf, gut deutsch, hinein in den Lebensstrom unserer Geschichte, unserer sittlichen Güter, unserer deutschen und menschheitlichen Ideale — aber als Deut-

sche, mit dem ausschließlichen Bewußtsein, zu ringen um unser Deutschtum und seinen Fortbestand, mit dem ausschließlichen Glauben und mit der heißen und zornigen Liebe für unser Vaterland, für unser Volk, für unser Reich, mit dem inbrünstigen Segen für alle Taten und für alle Leiden unseres Heeres zu See und Land, mit dem heißesten Wunsche des Sieges, mit dem Entschlusse, auszuharren bis ans Ende, auch wir daheim, in demütiger Hingabe und tapferem Vertrauen und in unerschütterlich selbstüberwindender Geduld. Wir preisen die große Stunde und flehen um Kraft, ihrer würdig zu sein. Und der dies Deutschland schuf, der Gott unserer Väter und unserer Kinder, er erhalte es! er erhöhe es! er segne es!

* * *

Der Imperialismus und der Weltkrieg

Vortrag, gehalten in Dresden (Wien, Karlsruhe) Oktober 1915

Vierzehn Monate lang stehen wir nun im Kriege. Seine Kreise umspannen die Erde, seine Erscheinungen sind immer gewaltiger, seine Opfer immer ungeheurer geworden. Der Blick richtet sich vorwärts, immer vorwärts; aber er richtet sich, in stillen Stunden, auch immer wieder in die Tiefe. Woher stammt dieses Ringen ohnegleichen? wo liegen seine Zusammenhänge? Uns erfüllt der Zorn des Kampfes; aber er verhüllt uns die Mächtigkeit der allgemeinen Gründe nicht, die diesen Kampf herbeiführten und umschließen. Wir wissen, daß der Wille und die freie Wahl unserer Gegner an diesem Kriege ihren Anteil haben, Völker und Einzelne wird ihr Maß der Verantwortung treffen. Aber nun sind die Dinge, um mit Fichte zu reden, aus diesem Reiche der Freiheit in das der Notwendigkeit, der vollzogenen Tatsache, deren ursächlichen Zusammenhang wir zu ergreifen haben, übergetreten; wir verknüpfen und wir erklären. Und da ist für diesen größten aller Kriege der weiteste Zusammenhang gewiß. In jedem neuen Stadium des Ringens fragen wir diesen seinen breiten und tiefen Ursachen nach; wir machen immer wieder den Versuch einer klärenden Besinnung. Sie wird niemals lähmen können. Daß es für uns alle um alles geht, um körperliches und seelisches Dasein, um jedes Gut, das unser Leben lebenswert macht, das steht für alle fest, für die Führer wie für die Massen; und jene starke, harte Zähigkeit, die an die Stelle des ersten Schwunges getreten ist, ist ebenso ehrwürdig und ebenso lebensvoll wie er; wer je einen Blick in die Welt unserer Kämpfer werfen durfte, neigt vor ihnen die Stirne tief. Die Tat bleibt alles. Bescheiden folgt die wissenschaftlich strebende Betrachtung nach: sicherlich nur als Begleiterin. Aber selbst den Kämpfern da draußen ist es ein seelisches Bedürfnis, den Gründen der Taten nachzudenken, die sie vollbringen. Uns hier hat diese Stunde zur Betrachtung vereint, die aus dem Rauche und Staube des Kampfes in die hellere weitere Luft hinauszublicken wünscht: in jene Zusammenhänge der Erscheinungen hinein. Die Tatsachen kennen Sie alle; auch die Fragen sind allbekannt; sie gehen uns alle an und gehen uns allen nach. Ich habe Einen Gesichtspunkt heute herauszuheben, von dem aus ich diese Tatsachen ordne: so wie der Vortrag, der Essay es tut. Nicht um anzu-

klagen oder zu richten, so nahe diese Dinge unserer Leidenschaft dennoch allezeit gehen; auch nicht um für den Tag praktische Ziele aufzustellen: das gehört nicht an diesen Ort. Ich versuche heute nur abzugrenzen und festzustellen.

Die Frage ist von Anbeginn her gestellt worden: was ist dies für ein Krieg? Ist es ein Krieg der Rassen? Wir suchen die Rasse gern hinter aller Geschichte — wüßten wir nur, was die Rasse selber ist!... Ist dies ein Krieg wider das Germanentum als solches? Ja und nein. Dem Germanentume, im weitesten, gilt es wohl. Die Romanen empfinden es so: wenigstens Italien ist unter diesem Banner der lateinischen Schwester Frankreich beigesprungen; aber Italien allein. Der Panslawismus predigt den Kampf wider Germanen und Türken. Im Germanentum selber steht der Norden beiseite, in verschiedenartiger Gesinnung. Die Angelsachsen überall sind uns feind — aber vielleicht bilden sie in Wahrheit eine Rasse für sich. Die Rassengefühle, die Rassendogmen wandern um die Erde: in den Tatsachen aber prägt sich nirgends eine reinliche Sonderung nach Rassen aus. Am wenigsten in unserem eigenen Lager; Türkentum, Magyarentum, österreichisch-ungarisches Slawentum geht mit uns Deutschen zusammen. Daß die allslawische Idee auch in Österreich-Ungarn geworben hat, daß ihre Wellen auch in die westslawischen Stämme hineingeschlagen sind, wissen wir. Aber das Slawentum der Doppelmonarchie als Ganzes blieb dieser treu: mit anderer Religion als Rußland, mit anderer Kultur; es blieb mitteleuropäisch, und der Riß der Kulturen ist tiefer als der der Rassen. Unter das Schlagwort der Rasse läßt sich dieser Kampf nicht stellen: zu viele Abstriche sind da zu machen; vielleicht neue dazu, wenn nun die Balkanvölker auch hineingezogen werden. Von Japan will ich hier nicht sprechen: in ihm mag die Rasse am schärfsten mithandeln. Aber im Westen ist es ein Kampf der Staaten und nicht der Rassen.

Nur der Staaten? Wie steht es mit dem Kampfe der Kulturen, von dem wir täglich hören müssen? Die Frage habe ich halb schon mit beantwortet. Die Schlagworte von der parlamentarischen Freiheit, die in diesem Kriege gegen den Despotismus streite, hängen mit Angelsachsentum und Romanentum eng zusammen. Die Westländer alle haben andere Verfassungsformen, als Mitteleuropa — ich berühre die Gründe noch — sie haben

kann; auch die russische Opposition sehnt sich nach jenen Formen in ihrem Ringen gegen das innere Joch. Aber hat sich nicht das Zarentum, das alte Rußland, dem Weltbunde vollends eingefügt? Jene Schlagworte von Freiheit und Militarismus sind nichts als Schlagworte: vom Wesen unserer Freiheit will ich hier nicht sprechen; aber die Anklagen der anderen sind nur Losungen, die eine bestehende Feindseligkeit gegen uns in die Welt wirft, und nicht die Ursachen der Feindseligkeit selbst. Wie verschieden sind slawische und romanische Kultur untereinander! in Staat und Geist und Glauben und allem Dasein! Der Krieg hat alles aufgerührt, alle Wünsche, alle Gefühle schwingen mit, tausend haßerfüllte Legenden, tausend Verzerrungen unseres Wesens haben sich gebildet und werden geglaubt. Das westeuropäische und das osteuropäische Bewußtsein idealisiert sich selber und redet sich ein, in innigem Bunde die Sache der Kultur wider uns zu verfechten. Das sind Angriffswaffen, das sind Ausdrucksformen, die Triebkräfte des Kampfes sind es nicht. Nur eines bleibt davon übrig: die gemeinsame Richtung gegen Mitteleuropa. Ost und West wenden sich beide gegen die Völker und Staaten der Mitte. Diese Staaten selber sind zusammengesetzt, nach Rasse, Kultur, Staatsform; ihren Zusammenhalt begründet ihre geographische Lage und die staatliche Macht. Darauf werden wir von überallher zurückkommen.

Aber genügt das? Ist dies nicht der Weltkrieg, der erste im vollen eigentlichen Sinne? ist sein Neues und Eigenstes nicht die unerhörte Ausdehnung über die Welt? Alle Erdteile schlagen in ihm mit, alle Farben mischen sich unter den Kämpfern auf den französischen und türkischen Schlachtfeldern. Der Islam, das fernste Asien ist mitberührt, alle Weltprobleme sind eröffnet. Wir empfanden und erklärten es längst, daß der Imperialismus das Zeichen unserer Epoche sei. „Imperien", so hören wir, stehen auch jetzt widereinander, Großreiche, die in die Welt hineingreifen, die Welt umfassen wollen. Es ist die Blüte, die Frucht, der Losbruch der Kräfte des letzten Vierteljahrhunderts, was wir um uns erblicken: sei es rühmend, sei es anklagend, überall wird das festgestellt.

Und sicherlich, wir leben im Zeitalter des Imperialismus. Was ist er? Ein geistreicher Soziolog hat neuerlich sein Auftreten und

Wesen für die gesamte Weltgeschichte konstruiert, als eine Erscheinung, die in gewissen primitiven und in gewissen vollausgereiften Zeitaltern immer wieder auftrete: Großmächte, die nach der Weltherrschaft streben, der alleinigen oder mindestens der geteilten; er hat ihren Trieb nach Macht zugleich als sozialen Trieb nach Auswirkung des eigenen Wesens in der Welt, nach sozialer Organisation der Welt im Sinne dieses eigenen Wesens, bestimmt. Er findet heute fast nur solche Großreiche, und fast alle, die es heute gebe, unter den Kämpfern dieses Krieges; auch Österreich-Ungarn freilich und die Türkei zählt er diesen Imperien mit Welttrieb bei. Ich folge diesen Wegen nicht; sie führen in allzu unfaßbare Weiten und lösen die klare Wirklichkeit ein wenig in Formeln auf, deren Nutzen ich nicht ganz verstehe. Ich bleibe bescheidentlich bei unserer Zeit, bei deren Tatsachen und Begriffen.

Was ist uns Imperialismus? Reichsbildung, Reichsstreben, und zwar von Weltreichen. Die Woge des Imperialismus, die für uns heute allein in Betracht kommt, ist jung; seit 1880, deutlicher seit 1890, hat sie die Welt überzogen. Weltreiche gab es vorher zwei: England und Rußland; Rußland europäisch-asiatisch und ganz festländisch; England, der glückliche Erbe aller früheren Weltkämpfe, ebenfalls europäisch-asiatisch, aber vor allem auf die See gestützt, und weltumfassender als das Zarenreich. Diese zwei Großreiche haben sich von 1814—1905 befehdet; Weltgeschichte lag damals am deutlichsten in ihrer Geschichte zutage; aber daß dies der Inhalt der allgemeinen Geschichte jener Menschenalter gewesen sei, möchte ich bestreiten. Daß man England mit Recht und Glück für das halbe Jahrhundert von 1814—1864 die Weltherrschaft zuschreibe, möchte ich bezweifeln. Das neunzehnte Jahrhundert hat seinen geschichtlichen Inhalt für sich; das Weltgeschichtlich-Allgemeine beherrscht nicht das Dasein jedes Zeitalters. Aber seit 1880 etwa ist ein neues Zeitalter von einer die Erde umspannenden Bewegung von Weltmächten erfüllt gewesen. Das geschah erst, seitdem neue Mächte sich neben England und Rußland gestellt und, neben England zumal, die Richtung auf die weite Welt genommen haben. Sie waren seit 1860 herangewachsen und traten seit 1870 und 1880 deutlicher auf den weltgeschichtlichen Plan: Nordamerika, Deutschland, Frankreich, Japan, Italien. Vorher hatte England in seiner Weltpolitik keine Mitbe-

werber, außer dem einen, russischen; das ist die Zeit des englischen Liberalismus. Unbedroht, hatte England sein Weltreich sich selber, seiner eigenen, wesentlich wirtschaftlichen Bewegung und Ausdehnung überlassen und seine staatlichen Federn abgespannt. Als neue Mächte auf den Boden der Welt traten, raffte England sein Reich und seine Macht sofort wieder straff zusammen, stieß seinen weltpolitischen Liberalismus über Bord und stellte sich völlig auf den Grund der Macht und des Kampfes. Seit 1880 ist das Empire wieder fest geschlossen und gewaltig und gewaltsam ausgebaut worden. Dieses „Reich" wurde zum Prototyp der neuen Reiche, gab dem Bestreben der neuen Weltzeit den Namen des Imperialismus: einer Zeit des Kampfes um die Welt. Die anderen haben in steigendem Maße in die Welt hineingegriffen, die Erde wurde zur Einheit, und diese Einheit wurde zum Schlachtfelde. Die neue Zeit ist um 1900 reif geworden; damals überwog der Eindruck der imperialistischen Weltordnung über jeden anderen. Ich habe auf Einladung der Gehestiftung 1903 die imperialistische Idee jener Gegenwart kurz beschrieben, ich knüpfe auf ihre Einladung heute an dieses Bild von 1903 wieder an.

Ich erinnere in Knappheit an die bekannten gemeinsamen Züge, die sich dem umschauenden Blicke damals ergaben. Die Weltwirtschaft umspannte den Erdball: dem Handel und der Industrie folgte das Ausströmen des Sparkapitals nach, das Anlage draußen suchte; und die Großindustrien und die Millionen ihrer Arbeiter zwangen auch ihrerseits die Staaten, um die Ernährung dieser neuen Riesenmassen besorgt zu sein. Die Staaten selber warfen überall die Selbstbeschränkung der liberalen Epoche ab. Sie warfen sich und ihre Macht in den Wettbewerb draußen hinein. Sie suchten Kolonien, Absatzgebiete, Anlagegebiete, Einfluß- und Machtgebiete. Sie schufen sich neue Kräfte dazu, neue Waffen, neue Flotten, eine neue weitgreifende auswärtige Politik. Alles ging in die Weite, alles drängte stark voran, Chamberlain, Roosevelt, Wilhelm II. waren die Träger und Sprecher eines neuen Geistes. Er ging über See; Rußland ging über Land zu ähnlichen Zielen. In China 1900 traf diese neue Welt politisch zusammen: damals vertrug sie sich. Aber Zusammenstöße drohten alsbald, einzelne Kämpfe brachen überall hervor, Kriege flackerten

auf. Dann wieder hemmte die riesige Verflechtung aller Interessen den Ausbruch, lähmte das ungeheure Risiko eines Kampfes die Kampflust; man arbeitete mit friedlicheren, kleineren, indirekten Mitteln, diplomatisch, finanziell, publizistisch wider einander — aber, wie wir heute wissen, dennoch dem unvermeidlichen Zusammenstoße entgegen. Hinter dem Gewirr dieser Weltpolitik aber stand daheim ein neuer Zug staatlicher Kraft, stark und hart, eine neue Machtsteigerung des Staates. Auch das Dasein der großen Massen hing davon ab, daß der Staat ihnen den Anteil in der Weltwirtschaft mit seinen Mitteln offen hielt. Sie wollten es noch nicht zugeben, und lebten doch unter dieser Notwendigkeit. Der Staat aber knüpfte in seinen Gesinnungen an die ältere Staatsgeschichte und Staatskraft einfach an; im Grunde waren es doch überall die alten Staaten, die alten Nationalstaaten, die jetzt, so ließ es sich ausdrücken, ihre gesammelten, überquellenden Kräfte einfach über ihre Ränder hinausströmen ließen in die Weite der Welt: wirtschaftlich, kulturell und politisch zugleich. Aber aus diesem Alten wurde dadurch doch eben ein Neues.

Seit 1900 füllt diese Weltpolitik den Vordergrund des allgemeinen Daseins. Sie bildete sich durch, man gewöhnte sich an sie, man durchdachte sie und ihre Probleme, das Jahr 1914 brachte, vor Kriegsausbruch, zwei wichtige allgemeine Bücher, die die Gegenwart unter diesem Gesichtspunkte der Großmächte und der Weltpolitik einheitlich überschauten: weltmännisch-diplomatisch beschreibend das eine, wissenschaftlich und politisch folgernd das andere, beide erfüllt vom Hauche dieser Zeit. Und dann kam der Krieg.

Freilich ist in diesen 15 Jahren das Bild für uns reicher geworden an Schattierungen. Daß die Weltmächte Individuen seien, wußten wir stets. Jetzt aber drängte sich, neben dem Gemeinsamen, doch die Verschiedenheit der Glieder immer gewichtiger auf: fast wurde die Differenzierung zur Hauptsache. Wir sahen: da waren Großreiche der weitesten Art, England, die Vereinigten Staaten, Rußland. Sie waren in sich sehr verschieden. England maritim, ruhend auf wirtschaftlichen Kräften, die ihm, mit dem Staate im Bunde, ein Weltgebäude errichtet hatten, jenes „Weltvenedig", mit Häusergruppen in allen Kontinenten, mit den Meeren als Verbindungsstraßen. Eben deshalb wollte England

die Meere beherrschen: seine Gewalt ist völlig universal, sein Streben geht auf ein Übergewicht zur See, das keinen bedrohenden Nebenbuhler zur See auch nur als Möglichkeit dulden will, und das deshalb für England eine Seeherrschaft fordert, die im Zeitalter der Weltpolitik eine weitgehende Weltherrschaft bedeutet. England ist für diese Vorbedingung seines Weltreiches rücksichtslos kämpfend eingetreten: sein Imperialismus ist, indem er dieses alle Weltteile berührende Reich erhalten, verteidigen, festigen will, gegen alle Neukommenden in seiner Abwehr aggressiv: es will sie nicht ertragen. Es beengt alle jüngeren Gewalten. Es selber liegt, zersplittert, von Gefahren umringt, aber sich heftig zusammenfassend, bedroht und mehr noch bedrohend, angriffslustig auf der Wacht.

Sein Gegenbild ist Rußland. Dessen Macht ist rein kontinental geblieben; in einem die Jahrhunderte gleichmäßig durchwaltenden Zuge unablässiger Eroberungen ist es nach allen Himmelsrichtungen vorgestoßen, und nach allen Meeren. Der Staat hat diese Ausdehnung ständig getragen und geleitet; sie blieb auf dem Lande, auch wo sie die Randmeere erreichte; sie strebt freilich weiter nach Konstantinopel, und das würde heißen ins ganze Mittelmeer und auf das Weltmeer los. Ruhe hat sie nie gegeben; wie mit Naturgewalt hat sie sich auf alle Grenzen losgewälzt, vor dem Widerstande an der einen zurückweichend und dann ihr Schwergewicht nach der anderen hin verschiebend. Jetzt, durch Japan und England aus dem fernen Osten zurückgestoßen, drückt sie seit einem Jahrzehnt auf das alte Ziel der russischen Träume, auf den Westen, den Südwesten, auf die Türkei und die Balkanhalbinsel, und damit auf Österreich-Ungarn, und damit auch auf Deutschland. Sie wirkt anscheinend wie die Flut; aber es wird sich zeigen, ob es nicht Dämme gegen menschliche Fluten gibt. Sie stellt Freiheit, Gesittung, Leben aller ihrer Nachbarn brutal in Frage, jeden Glauben, der nicht russisch ist, jede eigene und höhere Kultur. Sie ist riesenstark, aber dumpf. Und sie ist völlig aggressiv. Es ist keine Kolonialgewalt im überseeischen Sinne: aber in ihren Ansprüchen durchaus schrankenlos.

Neuer ist das Imperium der Vereinigten Staaten: unablässig sich erweitert, unablässig erobert haben auch sie. In ihrer Sphäre sind auch sie die Angreifer gewesen. In die andere Halbkugel

wächst ihre Politik erst langsam hinüber. Werden sie auch dort einmal aggressiv werden, wie daheim?

Das sind die drei Riesenreiche, diejenigen, die, wenn irgendeines, die Aussicht besitzen, sich selber wirtschaftlich ganz genügen zu können: die Aussicht auf Autarkie.

Daneben die anderen, kleineren. Japan ist den ersten am verwandtesten, Insel- und Seegewalt wie England, und doch alte Landgewalt zugleich; von starkem Ehrgeiz und Dehnungswillen, auch über See, durch Lage, Umgebung, Bestrebungen in eine weite Zukunft gewiesen. Ob es China einmal beherrschen wird, bleibt abzuwarten. Aber dem Typ der grenzenlosen Imperien gehört auch Japan zu. Ganz anders ist Frankreich; festländisch seinem Wesen nach, trotz des afrikanisch-asiatischen Kolonialreiches, das es sich erstritten hat; von erlahmender wirtschaftlicher und Bevölkerungskraft, noch reich, vor allem reich an politischem Triebe. Es will sich behaupten: das ist die Quelle seiner Größe. In die Reihe der imperialistischen Staaten gehört es nur halb hinein. Zu den grenzenlos vorwärtsstrebenden, den aggressiven gehört es nicht: seine Triebkraft ist nicht frisch genug. Aggressiv ist es nur gegen Deutschland. Schwächer als alle diese ist Italien; maritimer als Frankreich, seiner Lage nach; ehrgeizig, aber ungewiß; weder politisch noch wirtschaftlich im Grunde eine Großmacht. Es verfolgt das Erbe seiner alten Geschichte: es will im Mittelmeer wachsen, neben den alten Mittelmeermächten, neben England, Frankreich, vielleicht einmal Rußland; es tastet unsicher, erst mehr nach Westen, jetzt mehr nach Osten hin, auf die Adria, in die Levante, gegen Österreich-Ungarn; es hat, wenn nicht die Kraft, so doch den Trieb des Imperialismus, und aggressiv ist es gewiß.

Und Deutschland? es kommt aus der Mitte des Kontinents, umschlossen und bedroht von alten Gegnern; erst 1871 fertig geworden, hat es sein eigenes Gebiet mit einheitlicher Stärke durchdrungen, dann trug seine Wirtschaftsentwicklung es, seit den achtziger Jahren, unwiderruflich über die Grenzen hinaus. Seine Industrie ward groß, seine Massen wuchsen, seine Regierung folgte dem wirtschaftlichen Antriebe und setzte dann den eigenen lebendigen Ehrgeiz eines lebendigen Staates dahinter; Bismarck und vollends Wilhelm II. führten ihn in die Welt. Seither nimmt Deutschland an ihr seinen Teil; und sein Eintritt drückte erst das

Siegel auf die neue Zeit. Alle Züge des Imperialismus sind auch hier ausgebildet worden. Nur im Erwerbe von Landgebiet blieb dieser Imperialismus notgedrungen bescheiden: die Welt war verteilt, die Reste, die Deutschland gewann, waren klein. Drängte es nach mehr? Es wünschte mehr; aber seine Lage in der Mitte Europas engte es ein, und es hat sich beschieden. Es hat nicht nach Eroberungen gegriffen, sondern nach Absatzgebieten, Einflußgebieten, nach Handelsgebieten mit offener Tür. Es drängte nach Afrika; es drängte dann nach Kleinasien und Mesopotamien hin: aber hier durchaus nur mit wirtschaftlichem Streben, keineswegs um zu erobern und zu herrschen. Es hat seine politischen, seine Machtmittel ausgebildet und angewendet, denn nur so vermochte es irgendeine Stellung, irgendeine Anerkennung in der großen Welt zu gewinnen und zu behaupten. Es war in seinen Worten gelegentlich laut, in seinen Taten stets vorsichtig und in Wahrheit friedlich. Sein Wunsch wirtschaftlich-kultureller Auswirkung hat sich immer mehr nach Südosten gekehrt. Würde es gelingen, dort seine Arbeit Fuß fassen zu lassen? Es war, nicht nur durch diese wachsenden Wünsche, auf Österreich-Ungarn und auf die Türkei hingewiesen. Es erfuhr eben deshalb, Österreichs und der Türkei wegen, den Gegendruck Rußlands; es erfuhr in Afrika und Asien den Gegendruck Englands. War Deutschlands Imperialismus aggressiv? hat er mit Kriegsmitteln und -plänen gewirkt? Nein. Er hat keinen Kampf gewollt und gesucht und seinen notwendigen Eintritt in die Welt nur decken wollen. Es ist gar keine Frage, er war defensiv; und es ist keine Frage, er war niemals universal, niemals schrankenlos wie der Englands, Rußlands, Japans und vielleicht Nordamerikas, er war immer nur national. Er beschränkte sich bewußt und stark, er wollte nur freien Raum, keine Herrschaft. Er ist ein besonderer Typ des Imperialismus geworden. Imperialistisch aber muß man auch dieses neue Deutschland nennen. Österreich-Ungarn kann man nicht so nennen. Auch dieses wurde durch den wachsenden Strom der Weltbewegungen berührt, es spürte die neue Zeit von allen Seiten her, es mußte sich gegen sie decken, gegen Rußland, gegen Italien, gegen allen Wechsel auf dem Balkan. Deutschland hingegen ging aktiv mit, aber in festen Grenzen. Nur ausschalten lassen wollte es sich nicht; Freiheit der Teilnahme an der

weiten Welt forderte und erstrebte es, für sich und damit zugleich für die Nachkommenden, die jetzt erst Wachsenden, im Gegensatze zu dem Monopole der Älteren, namentlich zu der Weltherrscherstellung Großbritanniens.

Das waren die Mächte. Es bildeten sich feste Schauplätze heraus, wo die Weltpolitik sich traf: Ostasien mit England und Rußland, mit Frankreich, Nordamerika, Japan und auch Deutschland; Afrika mit seinen wetteifernden Kolonialgewalten; das Mittelmeer mit seinen wetteifernden Seegewalten. Das Mittelmeer wurde zum Brennpunkt aller Gegensätze; dort begegnete sich alles; dort hatte England die Hand am unmittelbarsten auf alle entscheidenden Wege gelegt; von dort aus, von Ägypten aus, beherrschte es die Straßen nach Afrika und Asien zugleich: es beherrschte die See und die Welt. Und man weiß, es wehrte Deutschland ab. Ich erzähle hier die Geschichte dieses Gegensatzes nicht, die Geschichte der Umfassung Deutschlands durch England seit 1902, der vollen Wendung Englands gegen diesen einen Feind, nachdem es Frankreich und Rußland geschlagen und zeitweilig versöhnt hatte. Ob es nun Krieg, ob es nur Einengung und Niederdrückung Deutschlands wollte, jedenfalls: es handelte aggressiv und legte den anderen bewußt umstrickend lahm. Ein herrschender Gegensatz entstand, zwischen einem sehr ungleichen Paare: die universale gegen die nationale Gewalt, der große Weltstaat gegen den aufstrebenden kleineren, der aggressive gegen den überwiegend defensiven; beides Imperien, aber verschieden nach Form und Geschichte, nach Geist und Streben. Wir halten diese Verschiedenheiten fest.

Und woher stammte dieser tödliche Kampf?

Deutschland wollte Anerkennung seines neuen weiteren Daseins, England hat sie versagt. Weshalb? eben weil es universal ist; weil es keine mögliche Bedrohung seiner Vorherrschaft dulden wollte. Aber wo bedrohte Deutschland es denn? in Afrika? Dort war es England unbequem, aber es blieb unbedeutend. In Vorderasien? auch dort berührte es des universalen Englands Straßen nach Indien wohl, aber dort konnten sich beide verständigen: der Vertrag, so haben wir gehört, lag im Juli 1914 abgeschlossen da. Nein, der eigentliche Brennpunkt war Europa. Deutschlands Großindustrie, sein Export hat die alte Wirtschaftsmacht England

gestört und verdrossen: Deutschlands Export begann auf dem Festlande, seiner Lage gemäß, zu überwiegen, der englische blieb Herrscher übersee. Und Deutschlands Flotte, die unentbehrliche Folge und Ergänzung von Deutschlands neuer Weltstellung und Machtstellung draußen und vollends daheim, das unentbehrliche Glied seiner deckenden Rüstung, diese Flotte störte die Ruhe der alten Seebeherrscherin, auf ihrer heimatlichen Insel; die Macht Deutschlands störte sie, das neue Dasein Deutschlands selbst, das, indem es bestand und wuchs, notwendigerweise das alte Alleinsein Englands einengte und sprengte; das Dasein dieses Mitbewerbers, der sich erhalten und entwickeln wollte, und der gestern noch nicht vorhanden gewesen war. Nicht so sehr der Imperialismus Deutschlands war das Ärgerliche, als seine Stärke daheim, in seinen Fabriken und Häfen und an seinen Küsten, den britischen so nah. Das Mutterland des englischen Weltreichs fühlte sich bedroht: es war im Kerne, unmittelbar, eine europäische Frage, keine Weltfrage für England. Und die englische Geschichte hatte es stets bewiesen: gegen einen solchen Mitbewerb an Macht und Wirtschaft auf dem Kontinente hatte sich England bewußt und grundsätzlich alle Zeit gewendet, um ihn einzuhegen, zu erdrücken, zu vernichten. Auf die europäische Großmacht Deutschland, die zugleich Wirtschafts- und Seemacht wurde, die aber hauptsächlich Landmacht, europäische Macht war und blieb, war Englands Sorge und war Englands Degen gerichtet. Ein Weltimperium, das als solches England bedrohen konnte, war Deutschland nicht und konnte es so bald nicht werden. Als Imperium draußen war Rußland gefährlicher und mußte Nordamerika wohl einmal gefährlicher werden, und Japan zudem. Das waren Weltgefahren für England, aber Zukunftsgefahren: England warf sich statt ihrer auf die nächste, die festländisch-europäische, die deutsche. In seinem Gegensatze zu Deutschland war Deutschlands Hinausstreben in die Welt natürlich inbegriffen, die beiden Mächte rieben sich ja auch dort draußen; und vor allem, der deutsche Geist und die deutsche Wirtschaftsorganisation waren moderner, beweglicher und geordneter zugleich, wissenschaftlicher geschult und praktisch anpassungsfähiger zugleich, als die etwas eingerostete Empirie des alternden Engländertums. Deutschland vertrat die neue Zeit lebensvoller als der alte Weltstaat es tat. Das schärfte den Gegensatz; aber sein

tiefster Grund und seine Entscheidungsstelle waren europäisch, sie waren kontinental.

Wie aber stand es mit den Gegensätzen zwischen Rußland und Deutschland, zwischen Frankreich und Deutschland? Sie waren ganz kontinental. Bei Frankreich liegt es auf der Hand: 1914 ist die Fortsetzung nicht nur von 1870, sondern von 1813; die Kette geht durch Jahrhunderte zurück. Der koloniale Gegensatz der beiden Nachbarn ist nur die Folge ihres heimatlichen Gegensatzes: um Marokko stritten sie nur, weil sie daheim Feinde waren. Für Frankreich war der Stoß gegen Deutschland ein Erbe seiner Geschichte und gar nichts Imperialistisches darin.

Zwischen Rußland und Deutschland fehlt der imperialistische Einschlag nicht: die Bagdadbahn, die Freundschaft mit der Türkei rührte an Ansprüche und Kreise, die Rußland sich vorbehalten wollte. Aber der Ausgangspunkt auch dieser Feindschaft war durchaus kontinental-europäisch. Seit 1871 war Rußland eifersüchtig, unzufrieden, daß es den Nachbarn so habe wachsen lassen: es hatte Deutschland seit langem überragt und wollte es beherrschen. Daß Deutschland aufstieg und selbständig wurde, empfand Rußland mit Groll, und seit 1876 nahte, über die Existenz Österreich-Ungarns, der Bruch. Seitdem ist die Geschichte Rußland—Deutschlands die Geschichte politischen Kampfes, und der Zweibund seit 1890 machte nur klarer, was schon bestand. In der Weltpolitik sind die beiden noch später verbündet gewesen, in Ostasien wider England; ihr Gegensatz war vielmehr europäisch. Deutschland wollte Österreich nicht opfern: das war seit 1876 der Quell des Streites. Dahinter erhob sich die Balkanfrage. Bismarck hat bekanntlich geleugnet, daß Rußlands Herrschaft in Konstantinopel und im Ostbalkan Sein Reich bedrohen müsse. Aber auch Bismarck wollte und ertrug kein einseitiges, russisches Übergewicht; und das Dasein Österreichs war auch für ihn eine deutsche Lebensfrage. Und an ihr wurde unser Gegensatz tödlich. Es war der Kampf Rußlands mit Österreich, der Rußland wider Deutschland trieb, der aber eben deshalb auch Deutschland notwendigerweise am Balkan interessierte und es politisch nach Konstantinopel und Kleinasien hinüberzwang. Gewiß war die Türkei für Deutschland unmittelbar ein wirtschaftliches Feld, und wurde Deutschland für die Türkei zumal der finanzielle Helfer; aber Deutschland

wurde durch den Gegensatz zu Rußland, durch den Gegensatz zu Rußlands Österreich und damit auch Deutschland umklammernder Politik auch politisch auf die Türkei hingewiesen: sie wurde uns wichtig als Macht, als Stütze gegen Petersburg. Der Gegensatz zu Rußland hat Sultan und Kaiser zusammengeführt, das gemeinsame Gebot der Selbsterhaltung, unvergleichlich mehr als Bagdadbahn oder Imperialismus. Für Deutschland war es ein Bündnis vor allem unter europäischen Gesichtspunkten.

Vollends für Österreich-Ungarn sind alle Gegnerschaften, die es treffen können, europäisch-kontinental; auch die italienische, in Trient wie an der Adria. Die neue Weltpolitik spielt in alle diese Verhältnisse mittreibend hinein, aber sie selber sind alteuropäisch.

Ich ging von Mitteleuropa aus; ich bezeichnete diesen Krieg als den Krieg der Flanken gegen die Mitte. Das ist der Punkt, zu dem die Betrachtung hier zurücklenkt. In diesem Kriege des Imperialismus ist, wo immer man näher zusieht, der imperialistische sicherlich der weitere, umschließende Kreis; aber die letzten Gründe und Ziele sind überall europäisch: Mitteleuropa gilt es, seinen Mächten, nicht den Weltmächten.

Das aber beruht ja auf der Lage dieser Mächte. Der Druck auf Mitteleuropa ist uralt, eben weil es das mittlere ist. Von rechts und links ein immer wieder zusammenwirkender Druck; die Mitte liegt ungedeckt da, und war so lange so schwach. Die Gefahr dieser Lage hat die Geschichte Mitteleuropas gestaltet. Das deutsche Kaisertum des Mittelalters hat einmal ihren Vorteil genossen und von hier aus die Nachbarn rings überragt: aber der Nachteil folgte alsbald. Deutschland zerfiel; Österreich stieg auf. Aber wie mühselig! in Ost und West ist Österreich der Schirmer dieser zerfallenden Mitte gewesen, gegen die Türken hier, die damals noch den äußersten Osten bedeuteten, gegen die Franzosen dort, die ihrerseits mit Türken, Polen, Russen sich die Hand reichten, um den gemeinsamen Gegner in der Mitte zu bekämpfen. Die Geschichte Habsburgs ist die Geschichte dieser Deckungskriege mit doppelter Front. Dann stieg Preußen empor, der nordostdeutsche Militärstaat neben dem südostdeutschen: gegen diesen, gegen Österreich. Sie rangen um Deutschland. Schon damals traf die Last des europäischen Flankendruckes auch Preußen, und sie traf den Staat der ungedeckten norddeutschen Tiefebene noch

stärker als den geschirmteren Donaustaat. Aber nach ihrer Auseinandersetzung sind beide wieder zueinander gekommen. Die Geographie und die Geschichte zwangen sie dazu. Die Lage in der Mitte hat unsere Verfassungsgeschichte bestimmt, sie hat uns gezwungen, starke monarchische Wehrstaaten zu sein; sie hat auch den Bund von 1879 gebieterisch heraufgeführt. Der Druck ist geblieben. Er trifft Deutschland besonders vom Westen her, die Nebenbuhlerschaft Frankreichs blieb unversöhnlich und allgegenwärtig, weit über die elsaß-lothringische Wunde hinaus: als politische Nebenbuhlerschaft alten Ursprungs und großen Stils. Aber der Druck von Osten trat daneben: das Russentum, das jetzt der Osten geworden ist, will kein starkes Mitteleuropa. Der Druck, der Österreich-Ungarn trifft, ist nicht geringer, ja er ist stärker, um so viel stärker, als Rußland stärker ist denn Frankreich. Für Österreich überwiegt dieser Druck von Osten; aber auch ihm fehlt der westliche nicht: von seinem alten Gegner Frankreich abgesehen, der italienische Druck auf Trient und Dalmatien. Der Westen und der Osten möchten uns beide benagen; sie haben den Vorzug der Flankenstellung, der Umfassung, der Meere. Aber um so elementarer ist dies Aufeinanderangewiesensein der beiden Zentralmächte, der beiden Mittelmächte — wie bezeichnend ist diese neue Benennung! Es ist uralt und immer wieder neu, und es ist zwingend für die Gegenwart und die Zukunft. Denn jener Druck mag sich vielleicht vorübergehend, diplomatisch, einmal verschieben; im Grunde besteht er, für beide Staaten, immerfort. Ihr Bündnis ist das Gebot ihrer geographischen Lage; und aus ganz gleichen Gründen hat es sich nach Südosten hin, durch die Türkei erweitert, den alten Gegner Mitteleuropas, der nun längst sein Schicksalsgenosse geworden ist, denn er besitzt die gleichen Gegner wie dieses. Große sachliche Notwendigkeiten haben dieses Zusammenstehen herbeigeführt; große sachliche Notwendigkeiten, zum mindesten Begreiflichkeiten, gestalteten diesen Krieg überhaupt. Er entspringt einer alten Entwicklung, die heute zur schärfsten Schärfe gesteigert worden ist durch das Erstarken all unserer Gegner, des russischen zumal, auf der einen, und durch das Erstarken Deutschlands auf der anderen Seite. Er ist der begreifliche und fast unausweichliche Gegenschlag gegen Deutschlands Wachstum, gegen Deutschlands und Mitteleuropas gedecktere, reichere, vorwärts-

strebende Existenz. Und diese Gegebenheiten der kontinentalen Lage hat England ergriffen und sie seinem Kampfe gegen Deutschland dienstbar gemacht, diesem Kampfe der imperialistischen Weltgewalt, in dem ich doch auch die entscheidenden europäischen Grundzüge nachwies. England hat diesen Angriff auf seinen europäischen Feind vornehmlich heraufgeführt; charakteristisch doch, daß ihn unmittelbar Rußland verwirklicht hat. Das erleuchtet das eigentliche Wesen dieses Krieges. Das werdende neue Deutschland hat dereinst seinen Siebenjährigen Krieg noch gegen das alte Österreich durchstritten: dennoch entspricht dieser neue Weltkrieg dem von 1756. Allen seinen Nachbarn war einst dieses aufstrebende Preußen unbequem, und ist es der neue mitteleuropäische Staat von 1871 erst recht gewesen. Nur daß inzwischen der Riß der beiden deutschen Mächte sich geschlossen hatte und der Streit sich dieses Mal gegen das gesamte Deutschtum erhob. Nicht gegen das Deutschtum allein: gegen die Staatenbildungen, die Machtstaaten Mitteleuropas als solche.

Das ist doch der Kern dieses Weltkriegs: er setzt unsere gesamte nationale und staatliche Geschichte folgerecht fort; er war uns keine Überraschung und keine Regelwidrigkeit: seine Wurzeln sind alt und tief.

Ist er, so angesehen, noch imperialistisch?

Ich wiederhole: vor allem ist er ein kontinentaler Krieg, er geht um die Bestätigung der Gründungen von 1871 und 1879, um Bismarcks Werk! Er geht um die staatliche Selbständigkeit gegen Ost und West, ja um das Dasein der beiden Verbündeten, und der Türkei dazu. Und als Daseinskampf haben sie alle drei und hat die Stimmung ihrer Völker ihn erfaßt. Sie empfinden sich mit vollem historischem Rechte als die Angegriffenen, in jedem Sinne; den Streit um den Ausbruch, um die persönliche „Schuld" greife ich hier nicht auf, ich fuße hier nur auf den breiten allgemeinen Gründen. Das Bewußtsein der Notwehr hat uns in den bitteren, schweren, geduldigen und nüchternen Ernst hinein begleitet, der die gegenwärtige Phase des Krieges beherrscht und die freudige Begeisterung für die Stunde der Entscheidungen nicht ausgelöscht, aber ergänzt und vertieft hat. Unsere Völker haben Glückswechsel erlebt, und haben festgehalten; sie sind emporgestiegen, und haben festgehalten; sie sahen den Kampf sich verlängern und verlängern,

sich erweitern und erweitern — und haben festgehalten und halten fest. Es ist ja nicht ein bloßer Drang in die Weite der Welt hinaus, der uns abgeschnitten werden soll, nicht das neue Lebensgefühl allein, es ist wirklich das Dasein selbst: Staat, Macht und Volk, alle Eigenart, alle Selbstbestimmung unseres Volkstums überall, unser Wohlstand, unser Geist und unsere Liebe, unsere Vergangenheit und unsere Zukunft. Dahinter steht auch unser Glaube an den Wert unserer mitteleuropäischen Kulturen für die Menschheit selbst: wir sind stolz auf ihn und hoffen, daß er sich in ihr behaupte und dehne, nicht als Welteroberung, aber als Selbstbetätigung, als Ausstrahlung, als Schöpferkraft. Jedoch die gegenwärtige Stunde gehört der Notwehr.

Das sind die Tiefen, aus denen uns die Entschlossenheit quillt: wir müssen! Aus dem Festlande kam uns dieser Krieg; auf dem Festlande wird er entschieden; so bewundernswert unsere Flotten in Tapferkeit und Selbstüberwindung mitarbeiten, die Entscheidung liegt bei den Landheeren. Wir haben, in unsere Grenzen eingezwängt, unsere Wirtschaft auf sich selber stellen müssen: wir leben, inmitten des Zeitalters des Weltaustausches, mit einem Male in dem geschlossenen Wirtschaftsstaate des Kontinents, der sich selber allein genügen muß. Für die Dauer dieses Krieges zum mindesten genügen uns diese eigenen heimatlichen Kräfte, organisiert, zusammengefaßt, in ihrer Wirkung gesteigert bis ins Ungeahnte. Wieviel unsere Zukunft von dieser Konzentration aufrecht erhalten wird, werden wir sehen; vorerst gibt es für uns gar keine Wahl. Aus dem Mutterboden Mitteleuropas steigt uns alle Kraft empor; Opfermut und Treue und die Geschlossenheit des Gefühles sind überwältigend. Und da wir in der Notwehr stehen, so wissen wir: schon die Selbstbehauptung allein wäre, wie einst 1763 für Friedrich den Großen, für uns der Sieg: die Niederlage wäre die Ertränkung unserer Heimatlande durch die russische Schlammflut. Das ist die Gewißheit, der Trost und der Sporn.

Ich frage von neuem: und der Imperialismus? Er ist, in England, an dem Angriffe beteiligt, aber sein Krieg ist es dennoch nicht. Trotzdem: imperialistisch ist er auch. Zunächst und vor allem gerade als mitteleuropäischer Krieg. Dieser Zusammenschluß der Erdteilmitte gehört doch in die neue Zeit der großen Verhältnisse hinein. Es ist ein Zusammenschluß zur Verteidigung:

aber in ihm liegen Keime zukünftigen Lebens. Vor dem Kriegsausbruche hat ein Schwede auf diese Notwendigkeit eines Zusammenhaltes der mitteleuropäischen Welt hingewiesen, als auf eine Kraft und Aussicht der Zukunft, als auf die einzige Aussicht für Rettung und Selbständigkeit der alten europäischen Hauptlande gegenüber den Riesenreichen draußen. Der äußere Druck wird auch künftig bleiben und muß zusammenschmiedend wirken. Wie immer gefügt, wie locker immer aufgebaut, auf dem Boden der Unabhängigkeit all seiner Glieder — irgendwie wird dieser Bund der Mitte erhalten bleiben und sich entwickeln müssen, eine natürliche Gruppe innerhalb der nach weiten Gestaltungen hindrängenden neuen Welt. Jedes unserer Länder wird den Segen dieses erweiterten Bodens empfinden, in allen seinen Lebensregungen. Schon darin steckt Imperialismus: freilich der defensive, der freiere, der begrenzte Imperialismus, den ich Deutschland zugeschrieben habe; aber das Gebiet der Abwehr, das sich da aneinanderlehnt, wird nicht nur der Abwehr dienen können, sondern sein Leben ganz von selbst schöpferisch und ausstrahlend entfalten.

Die Fäden laufen über die Verbündeten von 1879 heute hinaus, nach Südosten, nach Konstantinopel hin. Ich habe die Gedanken dauernden Zusammenhaltes, die sich auch da erhoben haben, und ihre Vorbedingungen auf dem Balkan und in der Welt hier nicht zu besprechen. Nur das eine zu sagen fordert unser Gegenstand: Wirtschaftliche Ursachen und politische Ursachen haben auch dieses weitere Bündnis langsam geschaffen; fließt daraus, wie wir hoffen und wie wir umkämpfen, eine dauernde Zukunftswirkung irgendwelcher Gestalt, so lebt auch darin wieder der Zug der imperialistisch weiten Zeit. Geschieht das, so ist auch dies ein Ergebnis der Verteidigung und nicht der Eroberung — aber eine Ausdehnung enthielte es stets, für Macht und Wirtschaft und Kulturwirkung zugleich. Und dieser lebendige Zusammenhang eines nach Südosten hin erweiterten Mitteleuropas wird, so mag man träumen und hoffen und erstreben, den eigentlichen Boden unserer kunftigen Geschichte bedeuten.

Natürlich aber: noch weiter weisen die Zeichen dieser Zeit. Der Erdball ist, über all seinen Gegensätzen und in ihnen, zur Einheit geworden; auch die allergrößten und fernsten Weltgegensätze

sahen wir in unseren Krieg, so europäisch er im Kerne bleibt, wenigstens hineinwirken; die universale Hand Englands ist in allen Dingen und allen Landen. Es führt den Krieg gegen uns als Weltkrieg. Wird er nicht auf die Welt zurückwirken müssen?

Der Historiker wagt weder Prophet zu sein noch zielsetzender Politiker. Das eine aber versteht sich ja von selbst: solche Rückwirkung kann gar nicht ausbleiben. Wieweit sie, auf dem Boden des britischen Weltreichs, etwa bereits vorliegt, bleibt unserm Blicke heute noch verhüllt; wie sie ausfallen kann, das hängt vom Verlaufe des Krieges und des Friedens ab. Der Imperialismus, der die Erde umspannt, wird sie rings um den Erdball herum zu spüren haben: auch in Indien, in ganz Ostasien, in Afrika, in Ägypten, im Mittelmeer, auf allen jenen Schauplätzen weltpolitischer Reibung der letzten Jahrzehnte. Die Verteilung der Macht, des Landbesitzes, der Güter, der Kultur überall muß tiefe Einflüsse erfahren. Die eisernen Würfel auf unsern europäischen Feldern rollen über die Zukunft zugleich der Welt.

Die Frage ist wohl gestellt worden: Wird dieser Riesenkampf, mit seinem Entsetzen, mit seinen Strömen von Blut, den Imperialismus, den Geist des Weltkampfes, nicht vielmehr ertränken? Ich werde dem Vorsatze, keine Prophezeiung zu wagen, ungetreu und antworte auf diese Frage mit lautem Nein. Mag er der erste einer Reihe von Kriegen oder auf längere Jahre ein Abschluß sein, den Geist des Friedens wird er schwerlich nähren. Er hat den Geist der staatlichen Kraft, der Organisation, der Zusammenfassung, der dieses Menschenalter durchdrang, zum Ungeheuren gesteigert. Er hat die Macht und ihre Bedeutung ins Riesige erhöht und glühend erleuchtet; auch den ehemals Widerstrebenden, auch den breiten Massen und ihren eindrucksfähigen Führern hat diese Bedeutung und diese Unabwendbarkeit der Macht sich tief in das Bewußtsein geprägt. Die Millionen leben unter ihrem Schutze und durch ihren Schutz; und die Millionen haben die Bluttaufe dieser harten Einsicht erhalten, sie haben sie selber vollzogen in hinreißender Tapferkeit. Jedes Einzeldasein und jeder Stand und jedes Volk, das haben wir alle unwiderleglich erfahren, hängen von dieser Macht des Staates, von seiner Wehrmacht und seiner Weltstellung ab. Diese Zusammenfassung aller Kräfte, die man militaristisch schilt, ist die große Erkenntnis des

Tages — und war das Streben bereits des Imperialismus zuvor. Und auch sein Streben in die Welt hinaus hat sich in diesem Kriege unserer Menschheit nur tiefer in die Seele gebrannt. Wie dieser Krieg enden wird, wissen wir nicht, aber wir sind voll sicheren Vertrauens. Und dann ist es gewiß: die Völker Mitteleuropas, die ihr heimatliches Dasein behauptet, die als Nächstes und Wichtigstes dessen Deckung in Ost und West erstritten haben, sie haben sich damit ganz von selber ihre Stelle auch in der weiten Welt erkämpft, für ihre Macht, ihre Arbeit und ihr Wesen. Was da entstehen kann, wird erst die Zukunft wissen; aber unterliegen wir nicht, so brechen wir uns eben damit die Bahn auch nach außen: wir müssen es, Deutschland hat es seit 1884 erstrebt, es will und kann auf seine Kolonien, auf Afrika, auf seinen Anteil an der Welt, an den Meeren, an der Wirtschaft gar nicht verzichten; es ist eine Lebensfrage für unser Reich und Volk. Und auch seinen Verbündeten, so darf man vermuten, öffnet und befreit Behauptung oder Sieg die Wege hinaus, und ein Friede, der gut ist, kann gar nicht anders als unsere imperialistische Zukunft, von der gesicherteren Heimat aus, aber in die Welt hinein, erweitern.

Vor allem eines: ein Wunsch, der über alle positiven Regelungen hinaus ins allgemeine weist. Ich habe von den seelischen Antrieben gesprochen, die dem Imperialismus eigen gewesen sind von Anfang an. Wie auch die Welt äußerlich verteilt wird, das eine scheint mir gewiß: kein Volk unserer Tage ist lebendig ohne den Blick in die Weite; die alte Enge ist für die ausgebildeten Nationen zur erstickenden Unerträglichkeit geworden; sie müßten in ihr verdorren und verkümmern. Die wirtschaftliche Notwendigkeit wird uns von selber, wenn wir leben bleiben und leben wollen, in die Welt hinausweisen; auch den innerlichen Segen dieser Weite müssen wir für unsere Zukunft erhoffen, den Segen, daß beides, Staatsgesinnung wie Weltgesinnung, aus diesem Stahlbad in erhöhter Kraft emporgestiegen sein möge, daß dieser Weltkrieg zugleich die Bestätigung auch unserer Stellung und unserer Gesinnung als Weltvolk bedeute. Und wie 1903, so preise ich auch heute noch und heute vollends den Segen dieser Kraft. Wir haben das Schwerste erlebt und stehen noch mitten darin: Sünden, Grausamkeiten, Haß, Gemeinheit und Lüge, und jede Härte an Verlusten und an eigener Tat. Wir haben Leiden ohne Zahl gesehen

und empfunden; was ist an Liebe, an Jugend, an unersetzbar köstlichen Zukunftskräften, was ist an Sonne und an Hoffnung dahingesunken: wir wissen es, in tiefer Trauer und in schmerzlichstem Grimme. Und doch! Über allem Elend, über allen Schmerzen, die der Einzelne heilig hält und die er niemals verwinden wird und soll, über allem blutigen Leide in Geist und Gesellschaft und Wirtschaft, in Sittlichkeit und Menschheitssinn, im Zusammenleben unserer Welt und unserer Kultur — über allem Jammer schwebt doch das Bekenntnis von der Größe dieser Tage. Von der Größe dieses nüchternen Opfersinnes, der Größe dieser alles ergreifenden Zusammenfassung der Kräfte für das Dasein der Gesamtheit; auch von der Größe dieser Weltzeit selbst. Dieses Zeitalter der Gegensätze und der Einheit unserer Erde, grausam und zerstörerisch wie es ist, es ist doch stark und schöpferisch zugleich; ich kenne keine Vorzeit, gegen die ich es eintauschen möchte. Ein starker Lufthauch weht durch unsere Welt und muß auch das Innerste bewegen und es für kommende Tage der Friedensarbeit neu beleben, dehnen, erhöhen. Stets hat der große Krieg die inneren Lebensprozesse mit seinem rauhen Anstoße gefördert und erneut — es ist unser Perserkrieg, den wir durchfechten, wir warten seiner innerlichen Früchte. Und wir spüren in diesen harten Tagen, in ihrer herben Entschlossenheit und Hingabe, in ihrer Verschmelzung aller Schichten unserer Völker zu gemeinsamer Tat, eine gewaltige Lebenskraft, und spüren ein Lebenwollen und ein Vorwärtswollen der Völker und der Staaten. Wir spüren das Rütteln der Stürme, aber es sind die Stürme der Höhe. Auch der Ehrgeiz, der aus der Heimat in die Welt weiter will, schafft Leben. Er will die Welt weiter und freier, Welt und See für uns selber und damit für alle die neuen Völker offener machen als zuvor; er will sich nicht einschließen und nicht lähmen lassen. Das war der fruchtbare Hauch, der von dem Imperialismus dieser Jahrzehnte immer ausging; er hat geholfen, uns zur Mannhaftigkeit zu stählen. Er hat sein Teil dazu getan, inmitten einer betäubend reichen Zivilisation den Sinn der Jugend auf die Tat und auf das Ganze, auf die Selbstüberwindung und auf den großen Kampf zu lenken, aus dem das Leben entspringt; wir haben die seelischen Blüten und Früchte dieser Erziehung zur Stärke mit staunender Bewunderung im Sommer 1914 und in dem

Jahre seither sprießen und reifen sehen. Das war der Geist der Vaterlandstreue, den wir Deutschen mit Bismarcks Namen nennen, und den diese letzten, sorgenvollen und doch aufwärtsdrängenden Jahrzehnte seinem Volke so viel breiter und tiefer ins Leben getrieben haben, als der Genius selber zu seinen Zeiten es noch vermochte und erhoffte. An diesem Geiste hat das Zeitalter des Imperialismus seinen guten Teil gehabt. Ich habe in diesen Betrachtungen die Bedeutsamkeit des weltstaatlichen Imperialismus für die innerliche Entstehung und für die unmittelbarsten Lebensziele dieses Krieges eingeschränkt; ich habe den Krieg aus dem Mutterboden der Heimat und aus den Tiefen unserer kontinentalen Geschichte vornehmlich abgeleitet. Unsere nächsten und heiligsten vaterländischen Überlieferungen sind mit ihm verknüpft, und ich denke wohl, der Quell unseres Lebens wird immer aus diesem Boden aufsteigen und über diesen Boden hin rauschen. Aber das Leben strömt weiter hinaus; in den Zusammenhängen der neuen Weltzeit, die für unsere Gegenwart als Ganzes das Bezeichnendste bleiben, stehen wir auch so. Und diesen Geist, der die Fernen sucht und um den Erdball wehen will, soll dieser Lebenskampf unseren Völkern stärken und vertiefen: sie werden ihn nötig haben, um aus den alten Wurzeln doch hinaufzuwachsen in die hohe Luft, wo die Stürme brausen und die Sonne befruchtend wärmt: in die Luft der Welt, politisch und seelisch, auch in der Zukunft, und in der Zukunft erst recht.

* * *

Deutsche Geschichte und deutsche Zukunft

Zur Auseinandersetzung mit Professor Fr. W. Foerster. 1. Juli 1916

Ist es noch nötig, der deutschen Öffentlichkeit zu wiederholen, was die Münchener Philosophische Fakultät zu dem ungewöhnlichen Entschlusse getrieben hat, einem ihrer Mitglieder vor aller Welt ihre „schärfste Mißbilligung" zu erklären? Allerlei Äußerungen in Rede und Schrift haben den Sachverhalt nachträglich verschoben, die patriotische Reinheit von Foersters Beweggründen verteidigt, die Notwendigkeit behauptet, bereits im Kriege durch Selbstkritik den Frieden und eine kommende europäische Kulturordnung vorzubereiten und zu „verdienen", und den Streit unter den völlig falschen Gesichtspunkt einer Bedrohung der akademischen Lehrfreiheit gerückt. Foersters Beweggründe haben wir niemals angezweifelt. Was er getan hatte, war dies: Er hatte den festen deutschen Nationalstaat, für den wir im Lebenskampf stehen und dessen Waffen uns diesen Kampf möglich machen, mit einer Flut von Anklagen übergossen und in seinem Entstehungs- und seinem Daseinsrecht verneint, das Deutschland dieser letzten vier Jahrzehnte in seinen Grundlagen verurteilt, und zwar in einem Aufsatze, den er jenseits der deutschen Grenzen, in Zürich, in der unserem Staate feindlichen „Friedenswarte" im Januar 1916 erscheinen ließ; in einem Aufsatze, der die Vorwürfe gegen den von ihm mißbilligten modernen Staat dem Zuge seiner gesamten Darlegung nach ganz einseitig gegen unser Reich richtete, in leidenschaftlicher Form, mit harten Worten; mit einer Willkür, die sich selber, im Gegensatze zu den Notwendigkeiten der Kriegslage, denen wir alle unterstehen, das Recht zu solcher Äußerung an solcher Stelle einfach nahm, ohne Rücksicht nicht nur auf die Verletzung deutscher Gefühle — darüber ließe sich immerhin reden —, sondern auch auf den Widerhall, den solche Anklage im Auslande finden konnte und mußte. Der Widerhall ist draußen nicht ausgeblieben. Widerhall ist uns zudem aus unseren eigenen Reichen gekommen: von Wien sowohl wie von Berlin, aus beiden Städten als lebhafter Unwille. Und Unwillen hat er hier in München erweckt — auch innerhalb der Universität, bei unseren Hörern. Sie haben, nicht zuletzt diejenigen unter ihnen, die draußen im Felde standen oder von draußen heimgekommen waren, das Gefühl geäußert, daß man ihnen hier, von der Heimat her,

in ihrem Kampfe in den Rücken falle. Die Fakultät, aus deren Mitte dieses Ärgernis gekommen war, hat, sobald sie von ihm erfahren und die Gelegenheit einer Prüfung des beschlagnahmten Aufsatzes erhalten hatte, ihre Mißbilligung der Kritik, die Foerster geübt hatte, ausgesprochen, nach Tendenz, Stunde, Ort und Tonart, und zwar einstimmig, über alle Verschiedenheiten von Meinung, Bekenntnis und Partei hinweg. Sie hat zu jener Entgleisung eines hemmungslosen Idealismus, die einem ihrer Mitglieder zugestoßen war, zu der Beunruhigung, die daraus gefolgt war, nicht schweigen können und wollen; sie denkt gar nicht daran, ihren Schritt, wie jener vermutet hat, „ungeschehen zu wünschen". Sie hat sofort erklärt, daß sie auch inhaltlich Foerster widersprechen will, d. h. daß „ihre Mitglieder" jedem seiner Versuche, seine Meinung in der Studentenschaft zu verbreiten (und solche Versuche standen in sehr zweifelsfreier Aussicht), im Gegensatze zu der sonst üblichen kollegialen Zurückhaltung „mit vollster Entschiedenheit entgegengetreten werden": in Wort und Schrift; natürlich und ausdrücklich „ihre Mitglieder", d. h. der Einzelne für sich, nicht, wie in dem Ausdrucke der Mißbilligung, die Körperschaft als Gesamtheit. Daraus eine Bedrohung der Lehrfreiheit zu machen, ist ein ungeheuerliches Mißverständnis, das einem Sachkundigen niemals hätte unterlaufen dürfen. Ich mache heute von dem Vorsatze, den jener Schluß der Fakultätserklärung ausspricht, und somit von meiner, durch persönliche Rücksicht ungefesselten Äußerungsfreiheit Gebrauch und gehe hier auf den sachlichen Gegensatz ein, aus dem der Zusammenstoß entsprungen ist: zur Aufklärung derer, denen der Aufsatz Foersters gegenwärtig unzugänglich ist. Ich tue es, weil dieser sachliche Inhalt des Streites in der Tat seine allgemeine Bedeutung besitzt. Worum handelt es sich?

* * *

Hinter Foersters Artikel steht, als Grundanschauung, der Pazifismus. Ich bekenne von vornherein, daß ich ihn im Grundsatz ablehne, jetzt wie stets, und jetzt mehr denn je. Vielleicht ist er, als Empfindung, heute besonders begreiflich, der großen und langwierigen, unendlich opferreichen Krise gegenüber, die uns umgibt; aber wäre oder würde er stärker, so würde er heute eine wahr-

haft große Gefahr bedeuten: eine Gefahr der Lähmung. Frieden wünschen wir alle, aber den Frieden auf der Grundlage der Kraft, der politischen Wirklichkeiten, wie sie immer waren und wie sie sind. Nur so kann er zustande kommen, und nur so kann er uns sichern.

Und gerade gegen diese Wirklichkeiten kehrt Foerster eine historisch-politische Kritik. Sie bildet den Inhalt seiner Abhandlung. Dem Nationalstaate und Machtstaate, den Bismarck uns errichtet hat, bestreitet er, so sagte ich, das Recht der Entstehung und des Daseins. Er schließt sich an die Kritik des großdeutschen Denkers Konstantin Frantz an (1817—91), der von der Romantik hergekommen, eine Weile lang mit Bismarck zusammengegangen ist und sich später gegen Bismarck gewendet hat. Foerster gibt einen Bericht aus Frantzens Schriften, er stimmt, mehrmals, im ganzen und lebhaft zu, bemerkt gelegentlich, daß er sich nicht an alles binde, er sieht ein, daß das Werk Bismarcks sich nicht einfach zurücknehmen lassen werde, aber er will es weitgehend umbilden; er unterbricht sein Referat durch eigene Urteile und schließt mit solchen; das Ganze hat in diesem Hin und Her etwas Ungreifbares, etwas Verschwommenes bekommen, und wo Foersters eigene Meinung steckt, ist im einzelnen nicht immer deutlich. Mit ihm abzurechnen, ist deshalb schwierig und unerquicklich. An Schärfe des Tadels und der Worte freilich läßt er es nicht fehlen. Die alten Gegensätze des deutschen Lebens hat Bismarcks „preußische Zentralisation" nicht wahrhaft geeinigt: es war „eine mehr mechanische Einigung durch Blut und Eisen". Sie beließ uns in Gegensätzen und Kämpfen, „die uns allen gerade vor dem Kriege in ihrer ganzen Trostlosigkeit zum Bewußtsein gekommen sind". Bismarck hat, als bloßer Praktiker, sein ganzes Werk „auf Flugsand gebaut"; er dient der Großmachttheorie, die nur „eine kurze Phase, eine Verirrung" ist. Er hat den einseitigen nationalen Egoismus eingesetzt; sein neues Reich „ist ganz dem heidnischen Geiste entsprungen, nämlich dem rein national-egoistischen Individualismus, der seit der Renaissance von dem politischen Denken der Menschheit Besitz ergriffen hat". Dementsprechend, welch „ein wahrhaft armseliger Zustand der politischen Wissenschaft", der Völkerrechtslehre, der Historie, in Männern etwa wie Ranke, Sybel, Treitschke! Sie setzen die Reihe der Fichte und Hegel fort:

wie hat man sich über Fichtes Reden an die Deutsche Nation in eine falsche Begeisterung hineingesteigert! In Wahrheit sind sie „ein ganz erstaunlich leeres, breites und phrasenhaftes Gerede, ohne alle klaren und leuchtenden Direktiven für den persönlichen und nationalen Willen". Seine alten übernationalen Ziele hat Deutschland über den nationalen vergessen: das hat uns „vier Jahrzehnte zielloser europäischer Misere" eingebracht, in denen sich unser Volk „in bezug auf die Größe seiner Gesamtziele derartig hat auf Hungerration setzen" lassen. Welche „Erbärmlichkeit der nationalen Horizonte" hat uns eingeengt und bedrückt; „die gähnende Langeweile der bloßen Nationalinteressen und ewigen gegenseitigen Bedrohung dieser beschränkten Interessen war jedenfalls nicht mehr zu ertragen". Das österreichische Deutschtum ist, den anderen Stämmen gegenüber, nicht minder einseitig und aggressiv geworden, als das reichsdeutsche.

An Schroffheit und Selbstsicherheit des verdammenden Urteils herrscht, wie man sieht, kein Mangel. Nicht ganz so faßbar wird das Positive. Wohl der eine Hauptgedanke: das alte Deutschland war föderativ und übernational; das neue hätte es bleiben müssen; seine Sünde ist, daß es zentralistisch und national geworden ist. Soweit es nun noch möglich ist, muß es in seiner Verfassung und in seinen Weltzielen in die alten Geleise zurückkehren. Bismarck hat es aus ihnen herausgerissen. Niemals hätte das alte Deutschland, der alte Bund gesprengt werden dürfen; Frantz hat die Antwort gegeben, wie man es in Wahrheit hätte machen müssen. Ein „preußisches Kaisertum" hätte Preußen und Polen föderativ unter übernationalem Kaisertitel vereinigen müssen; der polnische Aufstand gegen Rußland vom Jahre 1863 hätte die Gelegenheit dazu geboten; eine föderative Reorganisation des Deutschen Bundes durch Preußen und Österreich hätte sich anschließen müssen, und „dieser große Bund hätte dann nach Südosten hin die freie Angliederung der Balkanstaaten mit Leichtigkeit erreichen können". „Wer kann bestreiten, daß Frantz hier weitgehend im Rechte ist?" Wir hätten dann gehabt, was wir heute nachträglich mit verdoppelter Schwierigkeit doch wieder erstreben müssen, das nach Osten und Südosten hin sich schirmende und zugleich öffnende Mitteleuropa. Wie „kurzsichtig" hat doch die „ganze gefeierte Nationalpolitik Bismarcks" dieses eigentliche deutsche Weltziel ver-

fehlt und verbaut! Ich darf hinzufügen: nicht Bismarck also, sondern Friedrich Wilhelm IV. hätte uns notgetan! Oder trüge dieser Satz doch vielleicht bereits die ganze Kritik der Frantz-Foersterschen Kritik in sich? Jedenfalls, dieser Gegenkritik wende ich mich jetzt zu.

II

Wie ist denn nun, jener Verdammnis gegenüber, deren Hauptsätze ich eben zusammenzog, der tatsächliche Gang der deutschen Entwicklung gewesen? Er war so: Das alte deutsche Chaos ist geklärt worden durch 1866, Österreich ist abgetrennt, das engere Deutschland fester in sich selber aufgebaut worden; dann ist, seit 1879, die alte Zusammengehörigkeit des neuen Reiches mit Österreich-Ungarn wieder aufgerichtet worden, auf Grund jener Auseinandersetzung, in lockreren Formen, tatsächlich aber in stärkerem Zusammenwirken als zuvor. Geleistet hat alle diese drei Dinge, die Auseinandersetzung und Sprengung, den engeren Aufbau, den weiteren Wiederaufbau derselbe Mann: Bismarck. Und nach dessen Ausscheiden ist die politische Gemeinschaft mit Österreich, über seinen Willen hinaus, aber auf Grund seines Bündnisses von 1879, weitergebildet worden bis an diesen Tag.

So ist es geschehen. Hätte es anders geschehen können und sollen? Hätte der Umweg über 1866 uns erspart bleiben sollen und können? Haben wir Anlaß zu wünschen, daß die Zukunft wieder anknüpfe an den alten Bund und das alte Reich? Ich gehe diesen Fragen, die Foerster mir aufzwingt, nach — auf die Gefahr hin, lauter Selbstverständliches sagen zu müssen.

Ja, wir hatten einmal ein großes deutsches Reich. Frantz-Foerster preisen dessen inter- und übernationalen Charakter; wir hören in nebelhaften Worten, daß es der „tiefsten weltorganisatorischen Begabung der deutschen Seele" entsprach, indem es „den weltlich-sozialen Zusammenhalt der ganzen Christenheit" trug, „germanische, slawische, magyarische und romanische Nationen vereinigte"(!). Die Glaubensspaltung, hören wir, hat es untergraben. Da wäre also von ziemlich ferner Vergangenheit die Rede; aber man wird sich niemals klar darüber, wie eng der Aufsatz Foersters doch auch das spätere, zerfallende Reich bis 1806 und den Deutschen Bund von 1815—1866 einschließlich der habsburgischen Gesamt-

monarchie mit all ihren Nebenlanden an dieses romantisch bis zur Ungreifbarkeit idealisierte, angebliche mittelalterliche Deutschland einfach anknüpft; dem Historiker wird bei dieser unbestimmten Allgemeinheit der Konstruktionen und der Ausdrücke, bei diesem sonderbaren Schalten mit durcheinandergeworfenen Tatsachen, genauer gesagt: mit lauter höchst anfechtbaren Behauptungen, die als geschichtliche Tatsachen behandelt werden, bei diesem ganzen, schlechthin unhistorischen Wesen, das sich als historische Beweisführung ausgibt, wahrlich nicht eben wohl. Und er erinnert sich — auch heute noch, wo wir längst aufgehört haben, die Verdienste des alten Reiches in allen seinen Epochen, so wie es etwa in den 1860er Jahren ziemlich üblich war, einseitig zu übersehen —, er erinnert sich, daß dieses Reich in qualvoller Entwicklung von Jahrhunderten sich in sich selber aufgelöst hat, daß sein übernationaler Bau und sein nationaler Bau beide zerbrachen, daß unser Volk mit seinem übergroßen und unfesten Staate sehr früh, innerlich wie äußerlich, unter die Räder der Weltgeschichte fiel; daß das Reich schließlich einstürzte, daß der Deutsche Bund von 1815 auf seiner Stätte ein schwaches Notgebäude errichtete, mit losem Dach, stets sturmbedroht, ohne inneren Zusammenhalt, ohne Entwicklungsfähigkeit. Wir haben immer geglaubt, diesen unerhörten Hergang des Zerfalls, der ein reichliches halbes Jahrtausend hindurch andauerte, begreifen, auch aus Mängeln dieses einst so großen Wesens begreifen zu müssen. Seit Jahrhunderten hatte das Reich, und hatte dann sein Nachfolger, der Bund, keine staatliche Kraft mehr in sich. Der Prozeß ist ja viel älter als die Glaubensspaltung; viel älter auch als sie und als die Renaissance ist der Aufstieg der selbständigen Politik neuer, selbständiger Staaten in Europa gewesen. Ringsum erhoben sich, neben dem alten Deutschland, diese Staaten, Frankreich voran; sie wuchsen um einen festen Kern herum, sie hatten ihr eigenes selbstisches Dasein und dehnten sich; sie stiegen, und Deutschland sank. Es sank zurück in Europa; es trat nicht mit ein in die erweiterte Welt, in die ozeanische Epoche der allgemeinen Geschichte; es hatte keinen Anteil, weder an der Macht, noch an der Volksausbreitung, noch am Wohlstande, noch an der geistigen und sittlichen Belebung, die aus dieser Epoche ausströmte; es blieb in seinen Kreisen, sinkend, vergehend, verdumpfend, eingeschlossen, getreten, ausgebeutet und be-

raubt. Weshalb? Weil ihm der starke Staat fehlte, der sich ringsum, als nährender Kern, als tragendes Rückgrat aller Völkergeschichte immer wachsend entwickelte. Die anderen Staaten haben ihre Völker gehoben, im Westen, Norden, Osten; die zersplitterte Mitte des Weltteils blieb ausgeschlossen und wurde überherrscht. Aus den Staaten, den Großstaaten, sind dann die Nationalstaaten geworden; zu der alten Wirklichkeit nationaler Gestaltung des Staatslebens in Frankreich und England trat das neue, volle Bewußtsein solcher Gestaltung, die Nationalitätsidee, hinzu. Deutschland hatte das alles nicht: weder Größe und Zusammenhänge draußen, noch Lebendigkeit der politischen Kräfte innen; sein geistig-sittliches Leben wurde durch diesen Mangel an lebendigem Staatsleben tief berührt; es hatte seelisch einige Vorteile davon und mancherlei schwere Nachteile. Und wieviel Jammer, wieviel Verlust, wieviel Schmach und Schwäche, wieviel Niederhaltung und Philistertum floß aus dieser Ohnmacht! An dem Stolze auf Friedrichs II. Taten, auf Kants Gedanken, auf Goethes und Schillers Dichtung hat sich das geistige Deutschland aus dieser Schwäche aufgerichtet; aus dem Stolze auf unsere geistige Nationalität und deren für die Menschheit unentbehrliche Kulturkraft ging Fichtes nationale Predigt hervor, über die Foerster so hochmütig abspricht wie über die Probearbeit eines Schulknaben. Aus unserem klassischen Idealismus sproß auch die Sehnsucht nach staatlicher Gesundung und Größe empor. Wie lange hat unser Volk sie ersehnt, gesucht, leidend und ringend, tastend und verfehlend! Wie sie dann gefunden und geschaffen worden ist, auf Grund der Vorwirkung des deutschen Geistes und der deutschen Wirtschaft, aber geschaffen nur durch die politische Tat, durch den Einzelstaat, dessen Leben seit fünf und sechs Jahrhunderten das einzig Lebendige in unserem staatlichen Dasein war, um die feste Macht herum, die die Einzelstaaten in sich allein ausgebildet hatten, geschaffen durch den größten Staatsmann des deutschen Einzelstaates, des größten Einzelstaates, durch den Preußen Bismarck, und wie dieser Deutschland erstritt und Deutscher wurde: das ist hier nicht zu erzählen. Innere Gesundheit und äußere Kraft, Breite und Stärke hier wie dort, hat unser Staatsleben und unsere Nation erst so gewonnen. Aber freilich: das geschah nur durch die Auflösung des allzu lockeren und allzu weiten Gebildes, das sich

um den Deutschen Bund von 1815 schlang; das geschah nur durch die Ausscheidung Österreichs, durch die Zurückziehung auf die überwiegend deutschen Kräfte des neuen Reichs. Es geschah nicht von ungefähr und nicht leichthin. Mit bitteren Schmerzen haben sich die Deutschen zwischen 1830 und 1870 zu der Erkenntnis der harten Notwendigkeit einer Trennung von Österreich durchgekämpft: sie erfuhren immer von neuem, daß ein deutsches Staatsleben, daß eine Kräftigung des eigenen Organismus nicht möglich war, solange dieser durch das Gegeneinander, durch die unvermeidbare Nebenbuhlerschaft von zwei selbständigen Großmächten in seinem Schoße gelähmt war. Die fremdere mußte weichen, damit es ein Deutschland geben konnte. Was hat man nicht alles versucht, um den alten Bund in sich zu kräftigen! Was hat man nicht, an Widersprechendem, versucht, um aus dem Elend des alten Zerfalles herauszukommen!

Die deutsche Geschichte von 1815—1866 ist der Nachweis, daß nichts derart gelang und nichts derart gelingen konnte, daß alles an der Übergröße des Bundes, an dem Gegensatz seiner stärksten Glieder scheiterte und scheitern mußte, innere Freiheit, innerer Zusammenhalt wie äußere Kraft. Bismarck selber ist im alten, weiteren Deutschland aufgewachsen; er hat die Vorteile dieser mitteleuropäischen Kraftanhäufung nie verkannt, er hat sie seit 1866 wiederherzustellen getrachtet — aber auf Grund der klaren Trennung der Mächte, der inneren und äußeren Kreise, wie sie der unendlich heilsame, wenn auch tiefschmerzliche Schnitt von 1866 hergestellt hatte. Erst diese Zusammenziehung des engeren Deutschlands hat auf dessen Boden ein wirkliches Staatsleben, eine innere Annäherung der vielgestaltigen Stämme, eine lebendige Durchdringung, und zugleich die Entwicklung starker organisatorischer Macht in Staat und Heer und die Aufnahme neuer gewaltiger sozialer und wirtschaftlicher Aufgaben möglich gemacht: solche Dinge verlangen einmal einen starken Kern. Und vor allem: Sicherheit und Weltstellung sind uns erst so möglich geworden, nachdem die stete gegenseitige Lähmung der unheilvoll zusammengespannten zwei Großmächte ausgeschaltet war. Wenn wir heute die Aussicht begrüßen und packen, ein „Mitteleuropa" zu gestalten, das unsere Väter gegen den Osten deckt und in den Südosten hineinwirken läßt: einzig und allein die Bildung eines starken

Deutschlands, die reinigende Trennung von Österreich, hat diese einmütige Machtzusammenfassung unseres ehedem stets zwiespältigen Zweibundes und diese festgegründete Machtentwicklung in Deutschland selber erlaubt. Sie ganz allein! Wie hätte sich militärische Kraft sonst jemals entwickeln lassen? Was die ungeheure Organisationskraft unseres Reiches, die Kraft des festen Staatswesens dem Heere bedeutet, das predigt ja jeder Tag dieses Krieges mit Feuerzungen. In der Tat: ist militärische Kraft und Organisation etwas für sich Erblühendes, etwas aus dem Nichts durch den guten Willen Hervorrufbares? Sie setzt staatliche Festigkeit, staatliche Organisation voraus; sie steigt aus tiefen historischen seelischen Quellen empor; sie läßt sich von fester staatlicher Macht überhaupt gar nicht trennen. Auch Foerster lobt die Auswirkung der „Zentralisation" in militärischen Dingen; aber er stellt diese militärischen Dinge in den luftleeren Raum hinein. Auch heute ist die Heeresgewalt am organisch stärksten da, wo sie sich an einen festen, wesenseinheitlichen Staat anschließen kann: das greifen wir täglich mit Händen. Und nur durch ihn haben wir Deutschen sie bekommen und sie bekommen können. Schon an diesem Stein zerschellt die gesamte Frantz-Foersterische Kritik unserer Entwicklung seit den 60er Jahren. Frantz wurzelt in Älterem, das in sich zu überwinden der ideenreiche Doktrinär, als etwas Neues und Anderes aufstand, nicht mehr fähig geworden ist; Foerster nimmt, gewissen Konsequenzen jener Entwicklung widerstrebend, die Frantzsche Doktrin, trotz all des inzwischen Gewordenen ringsum, wieder auf. Mir scheint, er schaltet — mit vollem Bewußtsein — den Gedanken der Macht aus seinem politischen Weltbilde so weit aus, daß er damit die Möglichkeit zum Verständnisse der politischen Welt, wie sie immer war und voraussichtlich immer bleiben wird, vollständig verliert. Er täte gut, die klare große Gedankenwelt, die wahrhaft majestätische Weisheit des „edlen und feinsinnigen, aber merkwürdig kindlichen Ranke" (!) ein wenig tiefer auf sich wirken zu lassen; da könnte er, von dem Sohne der alten universalen Zeit, lernen, was staatliche Macht, was Großmacht, was Staat bedeutet. Dadurch, daß man es mit einer sittlich entrüsteten Handbewegung beiseite schiebt, beseitigt man es nicht in der Wirklichkeit, und wer es einfach leugnet, kann es nicht einmal ergänzend und ausgleichend reformieren, weil er die Wirk-

lichkeit überhaupt nicht begreift. Und dem Historiker ist, indem er für diese Grundtatsachen des historischen Daseins eintreten soll, ein wenig wie Dahlmann in der Paulskirche zumute, als er die Erblichkeit der Monarchie zu verteidigen gezwungen ward: ihm ist zumute, als solle er „eine Lobrede halten auf das Einmaleins".

III

Auch für die Zukunft, scheint mir, kann niemand eine richtige Rechnung aufmachen, der von diesen Tatsächlichkeiten der Jahrtausende leichthin Abstand nimmt.

Eine Zukunft wollen ja wohl auch wir, die wir von Bismarck ausgehen: eine Entwicklung, die großer Vergangenheit nur treu bleiben kann, wenn sie zugleich auf ihr fußt und über sie hinausstrebt. Wer uns die Absicht zuschieben würde, einfach im Alten und Engeren haften zu bleiben, der würde sehr offene Türen einrennen. Mitteleuropa? Wer will es nicht? Es kommt freilich darauf an, wie man es sich vorstellt. Fr. Naumanns schwung- und geistvolles, aber in der Fülle seiner Anregungen zugleich gefährliches, Zustimmung und Widerspruch gleich laut aufrufendes Buch verlangt eine kühle und vorsichtige Prüfung. Daß wir die in sich gefestete, machtstaatliche Individualität des Deutschen Reiches aufgeben dürften, indem wir jenen ersehnten weiteren Gestaltungen unseres Völker- und Staatenkreises zustreben, das glaube ich freilich nicht; und ich sehe nicht, daß Österreich und Ungarn, und Bulgarien und die Türkei irgend daran denken, ihresteils auf ihre staatliche Selbständigkeit zu verzichten. Niemand will es und niemand kann es wollen: die Folge wäre Lähmung und nicht Verstärkung. Und ein Verzicht auf innere Geschlossenheit des inneren nationalen Lebens im Einzelreiche? ein Verzicht auf die Individualität der Nationen? ein Urbrei, in dem das Deutschtum sich auflösen sollte? Der Himmel wird uns davor behüten. Den festen Zusammenhalt für deutsches Staats- und Volkstum, den unser Reich darstellt, werden wir niemals und in keiner Hinsicht opfern können. Was aber dann? Wir wünschen alle einen verstärkten, bündnismäßigen Zusammenschluß, wir fragen uns, wo und wieweit er erreichbar ist, in Militär, Wirtschaft, Politik. Nur soll sich niemand die unendliche Schwierigkeit dieser Probleme, die Unsicherheit des Bodens, die Mühseligkeit der Lösung ver-

hehlen. Mit einem flotten Hurrahlauf kommen wir da zu gar nichts.

Frantz hat den „Föderalismus" gepredigt, und Foerster nimmt die Lehre auf. Frantz meint damit die Anerkennung jeglicher Sonderart und ihre schonende Zusammenfassung in großen Verbänden. Ist denn nun aber unser Reich, so wie es seit 1871 dasteht, nicht föderativ? Foerster schilt es immer wieder preußisch-zentralistisch. Wir haben Bismarcks Schöpfung immer gerade für das Gegenteil der unitarischen Ideale gehalten, die vor ihm die Einigung versucht haben. Freilich, um das Deutschtum herum hat das Reich sich zusammengeschlossen, zu nationaler Gestaltung. Daß es in lockeren Formen sich anderem anschließen, anderes an sich anschließen könnte, ist denkbar und wünschenswert; nur bilde man sich nicht ein, daß dies mit Selbstverständlichkeit gelingen müsse. Die vorsichtige und wirklichkeitsdurchtränkte Art Bismarcks wird dabei die einzige sein, die uns leiten darf. Wir stoßen auf neue Nationalitäten, mit denen wir leben sollen; neue Aufgaben stellen sich: man muß sie ehrlich ins Auge fassen. Aber wer sie mit rosenroten Illusionen, mit rascher Verwerfung unseres bisher besten Besitzes angreift, könnte leicht in blutige Enttäuschung fallen. Nach einer Dehnung unserer Lebenskreise sehnen wir uns längst und haben seit Jahrzehnten danach gestrebt; wir sind dabei vom Auslande eingehegt und immer wieder zurückgeworfen worden, zu unserem schmerzlichen Unwillen — Foerster weiß nur von „gähnender Langeweile". Vorgearbeitet hat das neue Deutschland, schon in Bismarcks späterer großer Politik, solcher Dehnung längst; sie ist nur eben auf mancherlei feindliche Dämme gestoßen, und ein begeistertes und alles Ältere scheltendes Losungswort ist noch keine Erlösung. Vielleicht sieht Foerster doch noch ein, daß das, was wir unpersönlich „die Geschichte" nennen, in der deutschen Entwicklung dieser 60 Jahre doch nicht so ganz ideenlos, so ganz unvernünftig und beschränkt gehandelt hat, wie er es heute der Welt zuruft. Ich bleibe, bei allem Wunsche, fortzulernen, bescheidentlich auf der Grundlage dieser unserer verachteten Geschichte stehen und halte die Tatsachen und die Kräfte, die wir mit dem Namen Bismarck nennen, nicht nur für historisch notwendig, sondern auch für den Grundstock unseres gegenwärtigen Lebens: Sammlung und Festigkeit. Und mir scheint, der Lebens-

kampf, in dem wir seit nun zwei Jahren stehen, sei noch heute reichlich ernsthaft. Wir vertrauen auf den Sieg und freuen uns, daß auch Foerster dies tut. Aber die Stunde heischt Konzentration; dieses nationale Deutsche Reich, dieser deutsche Staat, die der Feind uns zertrümmern will, sind nicht nur organisatorisch, sondern seelisch unser Halt, und der Glaube an sie ist unsern Kämpfern, draußen wie drinnen, von unvergleichlichem, von schlechthin unentbehrlichem Werte. Daß ich meinerseits in tiefer Seele daran glaube, brauche ich nicht zu beteuern. Aber ich halte es auch für kein Verdienst, diese großen Werte, die uns tragen, irgend jemandem in dieser Stunde scheltend verkleinern zu wollen. Ich halte das für unverantwortlich. Und ich halte es, auch abgesehen vom Zwange dieser Kampfeszeit, für grundfalsch. Wollen wir unsern Staat wieder aufweichen, uns von neuem selber hinrichten wie einst? Wir stehen in blutiger Notwehr und wollen, daß dieser Notwehrkampf uns auch die Zukunft freier und weiter machen soll; es wäre ein übler Beginn solcher Neugründung, wenn wir uns einbildeten, sie auf einen Bruch unserer Entwicklung anstatt auf deren erweiternde Fortführung zu gründen. Wir werden unseren Feinden diesen Gefallen nicht tun; wir werden uns ihr Hohngelächter über die ewige Unverbesserlichkeit unseres politischen Sinnes, unserer politischen Unfähigkeit ersparen. Wir hören die Drohreden des Auslandes sehr gut; wir spähen in die Zukunft hinaus und sehen sie voller Stürme. In welcher Welt werden wir Volk der Mitte *nach* diesem Kriege stehen! Wer die Härte der bleibenden Gegensätze und Feindseligkeiten bei unsern Gegnern draußen, wer die Härte auch der mitteleuropäischen Sonderstaaten als Sondergebilde für sich selber unterschätzt, wer vollends die innere und äußere Härte unseres eigenen Staatsbaues für überflüssig und schädlich hält und zu zersetzen rät, der gibt uns einen ungeheuerlichen Ratschlag. Was wir in Zukunft zu errichten wünschen müssen und hoffen können, es muß auf dem granitenen Grunde unseres nationalen Staates ruhen — sonst ist es zur Zertrümmerung von außen und innen her verurteilt, wie das alte Reich und der alte Bund. Die Einseitigkeit des Nationalismus, des Irredentismus muß sich bezwingen und mildern, das predigt uns dieser Krieg; ganz reine Nationalstaaten gibt es wenige, und Deutschland gehört nicht zu ihnen. Österreich-Ungarn kann über-

haupt kein Nationalstaat sein, das wissen wir und halten es dennoch für zukunftsreich. Aber wir bleiben froh, daß wir dieses Rückgrat des nationalen Staates, der unser ist, besitzen. Innerhalb keiner Gemeinschaft wollen wir es aufgeben. Das Reich von 1871 ist noch immer der Segen unseres ehedem zerrissenen und zertretenen Volkes gewesen. Kein auflösender Schwachmut, so reingesinnt er sei, kann es uns ersetzen und soll es uns schmähen.

Das ist der Kern der Auseinandersetzung mit Foerster-Frantz und ihrer geschichtlich-politischen Kritik.

Und als Schlußwort: den Frieden, wie es Foerster will, durch Friedlichkeit der Gesinnung, durch Tadel der eigenen Nation und ihres Staates vorzubereiten: das scheint mir ein haltloser Traum. Ich denke mir: ganz gewiß wird der Friede, nach dem wir alle streben, auf diesem Wege nicht kommen. Er hängt wahrlich von anderen Gewalten und von anderen Leistungen ab. Ist er einmal errungen, so wird sicherlich das allgemeine Kulturleben seine zerrissenen Zusammenhänge wieder suchen. Auch ich erhoffe und ersehne das; ich gestehe Förster: ohne Ungeduld; und ich glaube nicht, daß wir es anders fördern können, als durch festen Stolz; ganz gewiß aber niemals durch die Abstellung der Kräfte, denen wir unser Dasein und unsere Rettung verdanken. Und heute sind diese Kräfte noch mitten im Gewühle des härtesten Kampfes, der um unser Leben geht.

* * *

Versklavung

Eine geschichtliche Umschau März 1921

Das, was uns alle allstündlich innerlich gefangen hält, verfolgt auch den Historiker in diesen Wochen, über seinen politischen Inhalt hinaus, in die Gedankengänge seines eigensten Berufes hinein: die ungeheuerlich vernichtende Zumutung, die seine Feinde dem deutschen Volke aufzuzwingen am Werke sind. Sie ist wahrlich Versklavung. Sie begleitet uns seit dem sogenannten Friedensschlusse und verdichtet sich zu immer drohenderer Gestalt. Man hat Deutschland in und seit Versailles seine Bodenschätze und seine Schiffe genommen; man stellt seine Volkswirtschaft mit schneidender Gewaltsamkeit um, man entwurzelt seine Industrie und hungert die Millionen ihrer Bevölkerung aus; unabsehbar, wie sie noch leben sollen. Den Rest will man für Jahrzehnte dem Zwange des Auslandes in Dienstbarkeit unterwerfen. England will uns wirtschaftlich ausschalten und vernichten — bis zum wirtschaftlichen Selbstmord an sich und an Europa. Frankreich will uns überdies politisch vernichten mit Hilfe der slawischen Randstaaten; es will uns zerpressen und zerschlagen und seine Vorherrschaft über das Festland aufrichten — bis zur heillosesten Überspitzung seiner eigenen Macht und zur Zerdrückung ihrer Grundlagen. Der Zustand, den man uns auferlegen will, ist unausdenkbar, hier wie dort: genauer gesagt, er wäre vor einem Jahrzehnt unausdenkbar gewesen, und unvorstellbar ist er noch heute. Unsere Nation soll zerrissen werden und zerrissen bleiben. Man hat ihr im Osten Millionen von Deutschen abgesägt vom lebenden Leibe, man trachtet, das gleiche immer vollständiger im Westen zu tun: Fremdherrschaft hier und dort, und die Fremherrschaft, der Druck übermenschlicher Frohnden, daheim. Ein Druck ohnegleichen, einem Kulturvolke, das sein Dasein mit zäher Arbeit aufgebaut und dann mit langem Heldenmut verteidigt hat, von Kulturvölkern auf die erlahmten Schultern gelegt — unerträglich nicht nur, sondern in sich, in diesen Zeiten, die sich ihrer Demokratie und ihrer Menschenliebe rühmen, ein Hohn und ein Frevel. Man hat ihn mit geschichtlichen Behauptungen begründet: mit der Legende von Deutschlands Alleinschuld am Weltkriege — die, jeder neue Tag macht es deutlicher, eine Legende und eine Lüge ist; wie weit sie immer mehr zusammenschmelzen, wie weit sie bei wahrhaftiger Kenntnis und Durchdringung sich in das Gegenteil verkehren wird, das werden wir sehen. Man hat die Aufrechnung der Schäden danebengestellt, die

Deutschland seinen Gegnern zugefügt habe, und spricht von Vergeltung. Wir sehen, wie diese Vergeltung geübt wird. Wir gedenken der Klagen, die das Polentum vor 1914 gegen Preußen richtete: Preußen hat ihm Ordnung, Erziehung und Wohlstand gebracht, und was es ihm im nationalen und staatlichen Kampfe Schmerzliches tat, unter den hallenden Anklagen der Polen vor allen Völkern, das ist ganz unvergleichbar mit dem Vernichtungskriege offenster Gewalt, wie ihn diese selben Polen heute gegen die Deutschen auf dem Gebiete ihres bunten neuen Staates führen. Vielleicht, daß Rußland zuzeiten ähnlich gegen die Polen verfahren ist: Deutschland niemals! Wir hören von den französisch-belgischen Klagen, von der Verwüstung zumal der Pikardie. Über diesen Landschaften hat der Krieg getobt, Stoß und Gegenstoß, die zerstörende Wirkung beider Weltparteien. Es hat ganz sicher nicht an mancherlei Härten gefehlt, die man hätte vermeiden können und sollen; die schärfsten Härten aber, die eigentlich verwüstenden, hat man auf beiden Seiten ganz gleichmäßig im Waffenkampfe begangen und damit ihre Unvermeidbarkeit im modernen Kriege bewiesen. Jetzt soll die Last auf unsere Schultern allein gewälzt werden; jetzt übertreibt man jeden Anspruch ins Grenzenlose, und das im Frieden! Wir kennen dies Verfahren unserer Feinde: es ist die französische Art gewesen von jeher — Frieden zu schließen, um auf dessen Boden die Früchte des Krieges mit allen Gewaltmitteln des Krieges erst vollends erhitzend zu steigern und schneidend einzuheimsen; so hat das Frankreich Ludwigs XIV. im Frieden das Elsaß vergewaltigt, so hat es im Frieden die Reunionen durchgeführt: rechtloser Krieg in den Formen des Rechtes. So hat Napoleon I. den Frieden ausgelegt und ausgenützt, bis er den neuen Krieg in Händen hielt. Aber selbst im Hinblick auf Frankreich ist der Vorgang von heute ohne Beispiel — nicht nur in dem, was wir Frankreich ehedem getan haben; denn wie weltenfern steht die Mäßigung unserer Forderungen und ihre ritterliche Vollstreckung nach 1871 diesem Unmaße von 1921! Wie weltenfern steht unsere 71er Rückforderung des Elsasses und Deutschlothringens mit so wenig wie möglich romanischen Abtretungen im Zeitalter der Nationalitätsidee dem heutigen französischen Streben nach Abreißung all unserer germanischen Rheinlande! Nicht nur dies: auch das, was Frankreich uns je zuvor getan hat, ist nichts gegen die Gewalttat der Gegenwart.

Wir fragen uns nach Vorbildern der Geschichte für diese Gewalttat. Nur aus unserer deutschen Geschichte, aus der Geschichte unseres Verhältnisses insbesondere zu Frankreich, weiß ich da die Vergleichungen zu holen, die Zusammenhänge herzustellen.

Oder gibt es noch andere Analogien? Ich wage hier nicht Verhältnissen nachzufragen, die schwer vergleichbar sind. Man denkt am ehesten an die Vernichtung Karthagos: die wirtschaftliche und machtpolitische Todfeindschaft und die Zerdrückung stoßen ja darauf hin. Immerhin, dort handelte es sich um die Absetzung und Zerstörung der einen Stadt, die ein Großreich von obenher beherrschte, und zwischen Karthagos Falle und uns gähnt eine weite Kluft der Zeiten, der Kulturen, der sittlichen Anschauungen. Das Ungeheuerliche von damals ist heute tausendmal ungeheuerlicher geworden. Man könnte wohl auch noch höher hinaufgehen, und die Kenner sollten uns das einmal vergleichend vor Augen führen: ich meine, bis hinauf zur Unterwerfung, zur Verknechtung und Aussaugung altorientalischer Reiche und Völker durch despotische Eroberstaaten; oder anderseits hinüber zur Unterwerfung der Mittelmeerwelt durch Rom. Die hat man ja in den letzten Jahren so manchmal mit dem aufsteigenden Weltübergewicht der angelsächsischen Riesenreiche unserer Zeit zusammengestellt. Freilich, was uns geschieht, ist doch noch von besonderer Art. Der römischen Weltherrschaft handelte es sich um die Aufrichtung des einen weiten Weltreiches über allen Völkern: allen fiel gleiche Dienstbarkeit und daneben auch gleiche Sicherheit und Pflege zu; sie sollten nicht auf die Dauer zerbrochen werden. Nur etwa im Orient nistete sich wohl eine stete Knechtschaft ein, wie sie dort das ägyptische Volk durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hin bis jetzt hat tragen müssen, oder wurde ein Volk zerstört und zerstreut wie Juda. Heute bleiben die Nationen überall aufrecht und selbständig oder sie werden erst neu zu Nationen geschaffen: heute gilt überall das nationale Recht der Freiheit und heute ist es nur diese eine Nation, die man zerstören und versklaven will, die unsrige allein. Und etwas anderes ist es auch um das Eindringen siegreicher Völker, insbesondere glaubens- und stammfremder Eroberervölker, in das Gefüge unterworfener Völker, in die sie sich hineinfressen, die sie aussaugen und beherrschen, in und über denen sie sich bleibend niederlassen — wie es sich in den Weltaltern der Überschwemmungen, der Völkerwanderungen, der Eroberungszeiten auf dem Boden

Europas oder fremder Erdteile zugetragen hat. Darum handelt es sich heute bei uns und in Mitteleuropa ja wohl nicht; obwohl es manchmal aussieht, als wolle man doch auch heute noch aus dem Deutschland des zwanzigsten Jahrunderts ein Indien und Ägypten machen.

Unmittelbar aber handelt es sich bei uns doch nur um die Niederdrückung und Ausraubung eines im Kriege geschlagenen Volkes durch die erfolgreiche Koalition. Das ist eine engere Erscheinung für sich. Aus unserem zeitlich verwandteren Gesichtskreise könnte man an die Behandlung der nordamerikanischen Südstaaten durch die siegenden Nordstaaten erinnern. Da ist die Verwandtschaft im Sachlichen klar: die Umstellung einer ganzen Wirtschafts- und Gesellschaftsverfassung und die Organisation des Beutezuges durch die Sieger. An hohen kulturellen Schlagworten und an der Methode und Vollständigkeit der Aussaugung begegnet da vieles, das heute wiederkehrt; ich habe 1913 den Ingrimm ein halbes Jahrhundert nach den Ereignissen in Virginien noch immer aufspritzen sehen. Indessen, das war der Abschluß eines Bürgerkrieges, eines sozialen Krieges; und er vollzog sich auf dem Boden des einen Staatswesens, dem beide Teile zugehörten; Rache und Raub zuerst, und der allmähliche Ausgleich nachher, blieben im Rahmen der inneren Politik.

Keine fremden Analogien treffen unser Los so recht; meßbar ist es im Grunde nur an sich selber, ableitbar nur aus unserer besonderen Lage. Seit unser Volk geschichtlich besteht, hat es in der Mitte Europas zwischen Slawen und Kelten, Keltoromanen gehaust, in niemals abgebrochenem Kampfe um seinen Boden und seinen Bestand. Ich habe im letzten Jahre einmal das Bild der säkularen Schwankungen nach West und Ost, die unsere Geschichte erfüllen, in seinen größten Zügen gezeichnet. („Ostdeutschland in der deutschen Geschichte", wieder abgedruckt im ersten Bande.) Die deutschen Kolonisationen in Südost und Nordost haben uns unser Lebensgebiet gedehnt und abgegrenzt und in den letzten Jahrhunderten haben Österreich und Preußen es geschirmt und behauptet. Unsere Gegner sind dort, nacheinander, vor allem Polen und Russen, daneben einstmals im Süden die Türken gewesen; heute stehen wir in einer neuen Woge vorwärts drängender slawischer Flut. Immer aber haben unsere östlichen Feinde den westlichen über uns hinweg die Hand zu reichen getrachtet, Türken, Polen und Russen sind Frank-

reichs Verbündete gegen die Deutschen gewesen. Für die Betrachtung, die ich heute anstelle, im Angesichte der Verknechtung, die uns heute umfassen will, ist es Frankreich, das als unser eigentlicher Lebensfeind erscheint: in einer Gegnerschaft, die nun auch ein Jahrtausend alt ist. Immer hat es, seit es begann selbständig und stark zu werden, über seine Ostgrenzen hinweggestrebt. Von unserem Kaisertum ist es überragt worden, sein Königtum hat sich dawider erhoben: Machtbildungen hier wie dort, die stets von neuem in auf- und abschwankendem Kampfe miteinander gestanden haben; und unvergessen blieb den Franzosen die angebliche Erbschaft Karls des Großen, der Gedanke der Herrschaft auch über Deutschland, die Kaiserkrone, die Erreichung der Rheingrenze und ihre Überschreitung. Um den Rhein haben wir immer wieder ringen gemußt; immer wieder griff Frankreich in das innere Getriebe unseres Staatslebens hinein. Auch Deutschland wohl gelegentlich in das französische; weit langer, schärfer, tiefer aber Frankreich in das deutsche. Eine Weile lang hat das Haus Habsburg, von Österreich und dem Oberrhein, von Burgund und den Niederlanden, von Italien und von Spanien her, den festeren französischen Leib gefährlich umklammert: von Max I. bis zu Philipp II. und Ferdinand II. erschien Frankreich in der Verteidigung — als die Riesin, die es erdrücken wolle, hat noch Richelieu die feindliche Weltdynastie angeschaut. Er führte den engültig sprengenden Gegenschlag, und seit 1630 ist Frankreich im Angriffe geblieben. Der Westfälische Friede schuf eine erste Vergleichbarkeit zu unserem Elend von heute; man hat in diesen Jahren oft darauf hingewiesen. Aber wie anders sah es doch bei uns 1648 aus als 1920! Das Reich war damals zerfallen, aber in ihm wohnte, von lockerem Bande zusammengeschlossen, die Menge der aufstrebenden Einzelstaaten; in diese griff das Ausland doch nur ausnahms- und zeitweise ein. Unser Wirtschaftsleben stand tief, aber der Gegner schraubte es nicht absichtsvoll seinerseits herunter und beutete es nicht grundsätzlich aus. Abspaltungen deutschen Landes und Volkes geschahen an den Rändern auch damals, aber nicht in dem Riesenmaßstab von heute, und um nationale Knechtschaft der Abgerissenen ging es damals nicht: noch herrschte nicht die nationale Idee und der nationale Gegensatz. Das Deutschland von 1648 wurde weder als Ganzes so überherrscht, noch wirtschaftlich und politisch so in den Tiefen ausgepumpt wie das

der Gegenwart. Wohl kam dann der französische Militarismus Ludwigs XIV., der Militarismus des neuen Europas!, und legte endlose Qualen auf die westdeutschen Lande. Aber wir blieben überall selbständig, unsere lebendigen Einzelstaaten erstarkten in langer, zäher Arbeit, sie bildeten allmählich innere und äußere Macht, Heer, Verwaltung, Wohlstand aus, unser Leben schuf sich neue Mittelpunkte. Es war ein langsamer Aufstieg durch zwei Jahrhunderte hin, zur Gesundung, zur Kräftigung, zur Klärung, ein Wachsen von unten her — eine der tröstlichen Lehren unserer schmerzensreichen Geschichte. Die Versklavung war damals weder Möglichkeit noch Ziel. Aber der Gegensatz der beiden Nachbarvölker war da und wuchs mit: in stetem Vordrang der Franzosen, in steter, an Zorn und Kraft zunehmender Gegenwirkung der Deutschen. Gegen Ludwig XIV. und seine Nachfolger schloß sich, weil sie die Ersten und die Umsichgreifenden waren, Europa zum Bunde, Deutschland ging mit; gegen uns wirkte die Umfassung unserer Mittellage — Österreich und dann Preußen haben sie beide gespürt.

Ein neuer Klang kam in das bleibende alte Verhältnis der beiden Völker unter der Revolution und unter Napoleon hinein: Seit 1793 warf sich das jakobinische Frankreich auf alle seine Nachbarn, mit dem Losungsworte der Befreiung, mit der Wirklichkeit einer diesmal bereits grundsätzlichen wirtschaftlichen Ausnützung und Auspumpung, und der Kaiser vollendete das im erhabensten Stil. Wie ungeheuerlich ist das kleine Preußen von 1807 ausgeraubt worden! Wie wurden alle dienenden Völker, das heißt die Völker des gesamten Festlandes bis an Rußland hinan und nach Rußland hinein, auf das Zentrum Paris gerichtet, alle Ströme des Wohlstandes, alle Leistungen der Macht; sie mußten alle Frankreich frohnden und England bekämpfen. Unter Napoleon erreichte das altmerkantilistische Weltalter der Zusammenfassung von Völkern unter staatlichwirtschaftlicher Gewalt seinen letzten, höchsten, universellsten Ausdruck. Und doch durchdrang dieses französische Herrschafts- und Ausbeutungssystem Deutschland keineswegs mit der versklavenden Einheitlichkeit, wie es jetzt die Absicht ist. Noch waren zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die deutschen Kräfte, so staatlich wie wirtschaftlich, viel zu zersplittert, als daß man sie hätte zusammenfassen und einheitlich auspressen können, wie es heute denkbar ist: der Hebel des Versailler Vertrages von 1919 will ja alle Kraft einer großen

Nation einem einzigen Drucke von außen her dienstbar machen. Der Wunsch Napoleons freilich ist wohl dem heutigen verwandt: er gab das Vorbild einer französischen Kontinentalherrschaft, er strotze vom Willen zur Macht und zum unbedingten Befehle, er zerteilte Deutschland staatlich ganz, er organisierte das Festland überall für den französischen Herrschaftszweck, er erhob die eine Heeres- und Wirtschaftsgewalt, den einen Weltherrn über ganz Europa. Es war der unsterbliche Drang des Franzosentums, damals wie früher und wie jetzt: heiß und kalt, klug und verständnislos, schwelgend in allgemeinen Ideen und voll der engherzigsten Selbstsucht zugleich, und grausam bis in das Letzte.

Aber noch fehlte zweierlei: die Einheitlichkeit des erobernden westlichen Kapitalismus mit seinen Forderungen und seinen Möglichkeiten neuer Auspressung, und die Umwandlung auch Deutschlands zur Einheitlichkeit auch seiner Nationalität, seines Staates, seiner Wirtschaft. Beides hat erst das neunzehnte Jahrhundert hergestellt. Die Gegensätze zwischen Frankreich und uns sind noch heute die alten, uralten; die Brutalität, der Wunsch, unser Eigenleben zu beherrschen und zu erdrücken, waren immer da; aber der Grad der Ausnützung, die Möglichkeit der technischen Auspumpung, die Erfaßbarkeit aller deutschen Mittel für einen auswärtigen Despotismus ist dank jener vereinheitlichenden Umgestaltung des letzten Jahrhunderts unendlich gestiegen. Nie zuvor hätte man an eine Versklavung all unserer schaffenden Kräfte zu denken, nie sie zu organisieren vermocht, wie jetzt. Es ist der alte Druck unseres französischen Erbfeindes auf unser Dasein: mit Mitteln von ehedem ungeahnter Umklammerung.

Aber auch bei uns ist etwas Neues da. Auch Deutschland eben ist zwischen Napoleon und Clemenceau zur Nation geworden. Man sagt uns, noch etwas anderes sei neu geworden: ein ideelles Wachstum der Völkerwelt, von der Nation zur Menschheit, zum Völkerbunde hin. Was wir erleben, spricht dieser Lehre Hohn. Ideelle Ansätze zu einer Gemeinschaft der Nationen bestehen, und nicht nur aus taktischen Gründen müssen wir ihre Entwicklung zu einer leichteren, milderen Zukunft wünschen. Was wir aber heute sich unter dem Vorwande des Völkerbundes betätigen sehen, gehört der Sphäre der Macht an und nicht der Idee, der Lüge und nicht der Wahrheit. Es ist, wir wissen es zum Überdrusse genau, das

Unterdrückungssystem der großen Mächte, im Grunde in steter innerlicher Feindseligkeit selbst untereinander, ganz deutlich gegen uns, und darunter der kleineren nationalen Gewalten, die sie uns vorgeschoben haben. Die nationale Idee des neunzehnten Jahrhunderts beherrscht, in verschärfter und verplumpter Form, auch diese Zeiten des zwanzigsten ganz und gar. Und nur für uns allein soll ihr Recht aufgehoben sein; für uns und bei uns soll es nicht gelten. Jedoch die Nationalität ist auch in uns und ist auch unser Leben. Sie hat das Deutsche Reich geschaffen und durchtränkt und hat das deutsche Volk durchtränkt, allüberall. Es ist die alte neue Wahrheit: gegen den Bestand dieser deutschen Nation, gegen deren Wiederaufstieg in Mitteleuropa haben Franzosen und Russen und haben wesentlich auch die Engländer ihren Krieg geführt. Bei den Russen trat Vorderasien dazu, aber Osteuropa war ihnen der Ausgangs- und Zielpunkt; es war ein neuer, lang vorbereiteter, lang gepredigter Vorstoß des slawischen Ostens gegen die germanische Mitte, gegen ihre südöstliche, die habsburgische, Vormacht, gegen ihre nordöstliche, die hohenzollerische, Hauptmacht selbst. Bei den Engländern war die Rücksicht auf die Welt, auf die Weltpolitik groß, aber auch für sie lag die Hauptwurzel der deutschen Kraft und des eigenen Unbehagens auf dem Kontinent; für die Anderen ganz und gar. Die Vorwände des Weltbundes seit 1900, des Angriffsbundes, den die Franzosen wollten, die Torheiten und Plumpheiten und Versäumnisse der deutschen Leitung kennen wir wohl. Der Kern der Dinge war dennoch der Angriff der Anderen, der Franzosen und Russen. Rußland ist heute ausgeschaltet, Frankreich steht auf dem Festlande ohne Nebenbuhler; sein Wille, sein Werk, vornehmlich seine Wirkung ist die Erdrückung, die Zerspaltung, die Auspressung unseres Volkes überall. England, in seiner Kontinentalpolitik von Frankreich abhängig seit 1911, an Frankreich auch heute durch vielerlei Rücksichten gebunden, der deutschen wirtschaftlichen Ausschaltung überdies selber froh, geht immer noch mit. Das Werk von Versailles, von Paris und London steht riesengroß vor jedem Blicke, mit keiner Vergangenheit wirklich vergleichbar an Mitteln, an Gesinnung, an Grausamkeit, an Rechtsbeugung und Rechtsbruch, unerhört in allen seinen Ausmaßen, unerhört angesichts der eigenen Doktrinen, angesichts der neuen Zeit, und eben doch im tiefsten Grunde der Ausfluß des alten Völkerkampfes, des alten französischen Eroberungs-

willens, in tiefster Wirklichkeit der Ausfluß des vorwaltenden nationalen Gegensatzes, des nationalen Hasses, des staatlichen Dranges, wie sie vom siebzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert unser stetes Schicksal gewesen sind. Dem eigenen, humanitär-demokratischen Bekenntnisse unserer Gegner allerdings schlägt diese Entwürdigung, diese Verknechtung, diese Ausblutung der Millionen schamlos ins Gesicht. Und mehr noch als der universale Geist eines neuen Jahrhunderts, von dessen Wirkung wir bis heute wenig spüren, stemmt sich der nationale Widerstand, der aus unserer Vergangenheit stammt, der Widerstand unseres eigenen Werdens, unseres deutschen Glaubens der Vergewaltigung entgegen. Wir wollen wieder frei werden und wollen einig werden. Das Erbe von 1813, 1848 und 1870 ist uns Reichsdeutschen doch in das innerste Blut übergegangen, und unsere Idee greift heute mit verstärkter Innerlichkeit über unser Reich hinaus, sie umspannt, möchten wir wollen oder nicht, den deutschen Namen ringsum — auch heute, in der Stunde der schwersten Not, der bittersten Ohnmacht. Wir fühlen die Notwendigkeit unseres Volkstums und unserer Einheit und werden sie unzerstörbar in uns und für eine Zukunft bewahren. Entwaffnet in Europas Mitte, unter jedem alten Fluche unserer europäischen Lage und unserer eigenen Mängel, ein Gegenstand heute lediglich der Weltbewegungen, bleiben wir dennoch in Art und Empfinden, in Kultur und Entschluß ein Volk. Und heute wissen wir das: wir Deutschen überall. Wir können uns nicht aufgeben. Unser Schicksal reiht sich der Kette unserer Geschichte ein. Die Gegner sind alt. Die Wege haben uns durch die Jahrhunderte hin aufwärts und niederwärts, aber vorwärts geführt. Wir werden, auch diesesmal, nicht immer in den Tiefen bleiben. Wir haben, gewichtiger noch als alle Erwartung auf einen Wandel der großen politischen Welt, das Eine, Kostbarste in uns selber, das dieser Versklavung spottet und nur in der Vernichtung untergehen könnte: das Eine, das in uns erst jung ist und dessen Jugend uns trägt: den Willen zur Nation.

* * *

Das Deutsche Reich von 1871 bis 1921

Rede zur Fünfzigjahrfeier in der Aula der Universität München,
18. Januar 1921.

Wir sind zusammengetreten zur 50jährigen Gedenkfeier des Deutschen Reiches. Wir feiern heute keine Freudenfeste, und dieses Fest vollends ist uns ein Fest der Schmerzen: aber zugleich der Treue, der Besinnung, des Willens. Den Sinn dieses Tages, soweit ich es vermag, aus Ihrer Seele heraus in Worte zu fassen, hat mir, dem Historiker, unsere Körperschaft auferlegt. Sie empfinden alle mit mir, wie bitterschwer das ist. Dieses Reich war ein halbes Jahrhundert hindurch unsere stolze Gegenwart und Zukunft. Jede Feier, die ihm galt, galt der unser Dasein beherrschenden lebendigen Kraft, und all unser Vertrauen lebte freudig in ihr. Heute lastet auf unsern Häuptern die Trauer. Und sie hat ihr trübes Licht zurückgeworfen auch in die Geschichte. So viele unter uns messen auch diese mit den Maßen der Niederlage. Auch in allem Großen und Starken, das wir seit 1870 besaßen, hören sie das Knistern der Zerstörung; eine Erwartung des Unterganges lagert über unserer Welt, über unserem Vaterlande: das ist die Frage, die man auch an diese 50 Jahre stellt: Sie wissen es: Anklage, Selbstbezichtigung, Selbstentwertung sind auch da an der Ordnung des Tages. Die, bitte, erwarten Sie von mir nicht! Der Historiker strebt jede Vergangenheit in ihrer eigenen Lebendigkeit, in ihrer eigenen Berechtigung zu erfassen. Und diese Vergangenheit ist und bleibt mir mehr. Sie lag ehedem in heller Sonne und ist uns jetzt von dichten Wolken umzogen: aber die Alpen bleiben die Alpen. Und aus ihren Höhen quillt der Strom zu uns herab — zu uns und weiter hinaus in die Ebenen verhüllter Zukunft. Was unser war, bleibt unser. Und mehr noch: die Vergangenheit ist unser einziger sicherer Besitz. Wir wollen und werden sie uns nicht rauben lassen. Wir schöpfen aus diesem Besitztum Kraft und Trost, Stolz und Liebe und Hoffnung; wir haben in ihm, was unserem Tage fehlt, die Größe. Das ist Deutschland gewesen. Was es werden wird, fragen wir in Bangigkeit. Aber was es war, das wissen wir und halten es in der Seele fest. Wir schlagen an diesen Felsen, wir alle, um Flüsse lebendigen Wassers. Ich will Ihnen der Herold dieser Größe sein. Und so rufe ich sie auf, die Gestalten und Taten, die Geister von 1870.

Das war uns Jahrzehnte hindurch der große Krieg, der heilige Krieg unseres Volkes, der Krieg, in dessen Wehen Deutschland sich selber gebar — Heer gegen Heer, Nation gegen Nation. Unvergeßlich rauschen die Fluten des Juli 1870 uns Älteren in der Seele nach,

feierlich groß, feierlich rein, voll tiefen Ernstes und freudiger Begeisterung — Gott der Herr in Einer Stunden heilte unsres Haders Wunden! Oder haben wir ihn nicht vielmehr alle vernommen, Alte und Junge gemeinsam, diesen feierlich hohen Klang? Ist er nicht stärker noch, brausender noch, voller noch vor sieben Jahren durch unser aller Herz gerauscht? Ist das nicht unser Atem und unsere Seele? Und wir alle gemeinsam kennen sie, die Atemlosigkeit der Augustwochen, den Jubel des Septembers; wir kennen auch das zähe Ringen, das dann anhob und Monat an Monat schloß. Aber im Winter auf 1871 fand dieses Ringen ein Ende, ehe die Sehnen erschlafft waren. Es hat damals nur zur Einigung und zur Stärke geführt. Und dann die Höhe vom Januar:

Heute ward unser greiser großer König Kaiser!

Da klingt aus des Kanzlers Munde die Kaiserproklamation; da neigen sich vor Wilhelm I. die Fahnen und huldigen ihm seine Fürsten und seine Krieger. Wir blicken hinein in diesen Winter von Versailles, in Heerlager und Rat. Der Kampf hat ihn angefüllt, der Kampf mit Frankreichs tapferer Gegenwehr, der Kampf der deutschen Führer unter sich selbst, der Kampf der starken Männer und Gedanken, die sich ein jeder durchzusetzen trachteten. Da leitete in klassischer Klarheit und Kraft Helmut von Moltke die weit ausgestreuten Heere, erwägend stets und stets wagend, der Genius des modernen Krieges. Da stand neben ihm und gegen ihn in rastlosem Wetteifer des Willens der Schmied unseres Schwertes, der grimmige getreue Albrecht von Roon; da stießen der große Feldherr und der große Staatsmann aufeinander und stoben die Funken. Einer aber blieb über diesem ewigen Gegensatz der Kräfte von Heer und Staat, dämpfend, ausgleichend, vereinigend, der wahre Monarch: wir grüßen dich auch heute und neigen uns vor deinem weißen Haupte, Kaiser Wilhelm, der Gütige, der Feste. Uns Älteren bleibt wohl lebenslang dein 22. März unser Kaisersgeburtstag. Wie wareſt du uns tiefvertraut, der Preuße, der widerstrebend und dennoch ganz und rein zum Deutschen ward, sicher und treu, wahrhaft und demütig, der Mann der alten Zeit, der die neue hinnahm und führte. Neben ihm sein stattlicher, stolzer Sohn, und die Reihe unvergeßlicher deutscher Fürsten, Luitpold von Baiern, Friedrich von Baden, Albert von Sachsen, Friedrich Franz von Mecklenburg und so viele sonst. Sie alle opferten alte Sonderrechte dem neuen natio-

nalen Staat. Und der Kanzler baute ihn in unendlicher Mühsal langer Verhandlungen in diesen Versailler Monaten auf, vom Drange der Patrioten daheim gefördert, er selber der Wirkende, der Streitende und Gestaltende über Allen — über den alten geschichtlichen Mächten, die sich verzichtend und wollend einfügten, der eigentlich höchste unter den Genien der Reichsgründungszeit: der Bismarck von 1870, auf dem Gipfel seiner Mannesjahre, in aller Spannung und Erregung, in aller Wärme und Tiefe, aller Feinheit und Leidenschaft seines Menschentums, in aller schöpferischen Leistung seiner Staatsmannschaft. Er kam, der Landedelmann, aus dem alten Preußen her und war längst eingegangen, über europäische Lehr- und Kampfesplätze hinweg, in sein deutsches Werk. Er brachte ihm die gewaltigste staatsmännische Kraft der neueren deutschen Geschichte zu; er hatte diesen Krieg, den Frankreichs Einspruch gegen unsere Einigung erzwang, begonnen und eingegrenzt, er verhandelte den Frieden, er errichtete das Reich. Und in diesem Reiche lebte sein Selbst. In seiner Verfassung leitete dieses alte waffengewaltige Preußen, dem Bismarck und sein König entstammten, das die Leistung vollbracht hatte in Europa und in Deutschland: es gab dem Reiche das Rückgrat seines Heeres und seiner Macht und behauptete diese für sich. Mit ihm vereint regierten im Bundesrate, dank einer wundervoll einfachen Lösung alter Probleme, die Einzelstaaten und ihre Fürstenhäuser, denen ihr Recht und ihre Lebendigkeit verblieben: und neben beiden sammelte sich mitentscheidend im Reichstage das deutsche Volk. Das waren, in wohlabgestimmtem Einklange, die drei Grundmächte des neuen Reichs; über ihnen allen die Gemeinsamkeit der Nation. Denn auch der Kaiser sollte nicht Preußen sein, sondern Deutschland — und so ist Kaiser Wilhelm, trotz seines Ursprunges, es geworden und gewesen. Der deutsche Zug ergriff die Einzelstaaten und pflanzte sie ein in das Ganze; die Idee der Nation erhob sich, Altes und Neues floß unter ihr zusammen, die Sehnsucht eines langen Halbjahrhunderts fand ihren Abschluß und über aller Geschichte stand gegenwartsstark, eigen und frisch, dieses neue Reich.

Denn nicht nur dieses letzte halbe Jahrhundert, nach 1870, ruft der Rückblick dieser Feier vor unser Auge: die Reichsgründung war Anfang, aber auch Ende. Sie war eine Stufe, so sehen wir es heute, im unablässigen Auf und Ab der Bewegung unserer Staatsgeschichte, sie

war für das deutsche 19. Jahrhundert nach langem, schwerem Aufstieg die Höhe. Und auch an diesen Aufstieg zu ihr denken wir heute zurück — an den Aufstieg aus den Tiefen des Dreißigjährigen Krieges, mit seinen Stationen, 1648 und 1740, 1803 und 1813, mit Friedrich II., Napoleon und Stein, an die uralte Zerrissenheit, das Erbe des deutschen Universalismus der großen Kaiserzeiten mit ihrer ideellen Erhabenheit und ihrer tatsächlichen Überdehnung und Abspannung der nationalen Kraft; an die frühe Unfestigkeit unseres mittelalterlichen Reiches und seinen mehr als ein halbes Jahrtausend erfüllenden Zerfall. Als die Nachbarvölker sich staatlich und national in sich selber festigten, da brach ja unser Gesamtstaat auseinander; er zerfiel in seine Sonderstaaten, und diese erst bauten ein staatliches deutsches Leben in sich von neuem auf; tief drangen diese Einzelstaaten in alle Poren des deutschen Wesens ein, und der stärkste von ihnen, der preußische, wurde in harter großer Entwicklung zum Führer des Nordens und einer neuen Zukunft. Aber neben der Fülle dieser politischen Schirmer und Gestalter erhob sich allmählich doch wieder eine Gesamtheit, ein Gefühl der Gemeinschaft, der Deutschheit: es erhob sich ein deutscher Geist. Dichtung und Philosophie der klassischen Tage haben zuerst wieder ein Deutschland aufgerichtet, dessen Dasein großartig für sich selber sprach; aufgerichtet auf kleinstaatlichem Boden, dem großen Staatsgedanken fremd und fern, vom Kleinstaate hinüberspringend zur Menschheit, über den leeren Raum des nationalen Staates hinweg, den es in Deutschland nicht gab. Es ist das merkwürdigste Erlebnis unserer Volksgeschichte, wie das letzte große Umwälzungszeitalter vor dem unsrigen, das napoleonische, diesen staatsfremden Geist auch der Deutschen packte und durchschüttelte, wie die französische Fremdherrschaft den deutschen Geist hinstieß auf den deutschen Staat als den einzigen Retter auch unserer nationalen Kultur, wie sich zwischen dem härtesten aber auch stärksten der Sonderstaaten, dem preußischen, und diesem deutschen Geiste der neuen großen Bildung das Bündnis von 1808 schloß, wie Staat und Geist in Berlin ineinanderfluteten und das friderizianische Preußen, von neuer Seele erfüllt, Deutschland von der Erdrückung zwischen Russen- und Franzosentum, von der Gefahr der innerlichen Vernichtung erlöste. Das blieb lebendig auch in den Jahren der unlebendigen Restauration von 1819: diese Vereinigung von Geist und Staat, von Bildung und na-

tionalem Ideal. Fichtes gewaltiger sittlicher Anstoß, Hegels großartige politische Lehre, die geschichtliche Sehnsucht der Romantik — so oder so forderten sie alle weiterwirkend den neuen, den nationalen Staat: der deutsche Geist hat den deutschen Staat gewollt und gerufen, der Geist bedurfte seines Körpers. Es ist hundertmal unwahr, daß ein feindseliger Widerspruch sei zwischen dem Deutschland der großen Dichter und Denker und der Entwicklung auf 1870 los: jenes hat diese gefordert, weil es einsah, daß es ohne sie zum Absterben verdammt sein würde, daß nur so die deutsche Besonderheit erhalten bleiben, daß nur so, in weiteren Lufträumen, die deutsche Persönlichkeit des klassischen Idealismus entfaltet werden könne. Unsere große Bildung hat unserem Reiche das Banner vorangetragen: da ist nicht Spalt und Riß, sondern folgerechte Fortentwickelung. Der deutsche Geist war der älteste Schöpfer unserer Einheit. Und die deutsche Wirtschaft folgte ihm nach, es entstand im neuen Jahrhundert eine deutsche Industrie, es entstand in langen Mühen ein deutsches Zoll- und Wirtschaftsgebiet und ein deutsches Verkehrsnetz der Eisenbahn, es entstand ein über ganz Deutschland hin wirkendes Bürgertum, und neben die geistige trat diese wirtschaftliche Bindung; dieses Bürgertum aber bedurfte, wirtschaftlich und geistig und politisch, des deutschen Staatsgebietes, des deutschen Staates. Und ich erinnere an die Phasen seines Aufstieges: Leidensbahnen in Widerstreit und Nöten mancherlei, in Torheiten oben und unten, in Unerfahrenheit und Druck — es kam zur innerlichen Abkehr von dem widerstrebenden, unlebendigen Alten, zur Abkehr des neuen Deutschlands von den Dynastien, die sich sträubten, zu dem hellen und wirren Anlaufe des Bürgertumes von 1848. Da ergoß sich mit jähem Stoße und flammender Geistesarbeit eine Flut hitziger neuer Ideen, uns heute dreifach begreiflich, über den vielgespaltenen Boden des alten Bundes; nationale und demokratische Ideale, von Verfassung und Bundesstaat; da wurde der schmerzlich unerläßliche vorläufige Verzicht auf Deutsch-Österreich heldenhaft durchgekämpft — denn nur ohne das Habsburgerreich konnte ein wahrhaft deutscher Staat entstehen, und dieses Habsburgerreich war noch nicht reif dazu, seine Deutschen aus seinem alten Gefüge in jenen hinüber zu entlassen. Rein und tief ist diese Vorarbeit von 1848 gewesen, frühlingshaft leuchtend; so wird unsere Nationalgeschichte sie festhalten; und

ihre Erbschaft hat sich ausgewirkt, unmittelbar und mittelbar. Dennoch bleibt es dabei, daß sie durch eigene Unreife zum Scheitern an der Wirklichkeit verurteilt war. Der Volksbewegung fehlte die elementare Grundlage in den Massen so gut wie die Sicherheit politischen Handelns; an ihrer eigenen Unfertigkeit und an dem Widerstande der geschlossenen staatlichen Macht, an der Lebenskraft der dynastischen Sonderstaaten, an der Fremdheit der deutschen Stämme gegeneinander ist sie zerschellt. 1848 wie 1813 hat das deutsche Volk, in begeisterter Hoffnung das erstemal, in zornig schwungvollem Ansturme das zweitemal, seinen Staat von unten her verlangt und im Jahre 1848 ihn zu erzwingen gestrebt: beide Male vereinzelt und beide Male erfolglos. Der Fortgang steht vor Ihrer Seele: der harte Gegenschlag der Reaktion; die Vertreibung zuerst aller lebendigen bürgerlichen Kräfte aus der Politik in die aufsteigende Wirtschaft; danach, in schweren, dumpfen Jahren, die Erziehung unseres Bürgertums durch Feinde und eigene Einsicht zum Maße, zur Wirklichkeit, zur Einfügung, zum kleindeutschen Staate unter der Führung der alten Macht, zum dienenden Bündnisse mit der Wirklichkeit Preußens. Auf diesem Boden, vom preußischen Staate her, ist dann die Lösung in Wahrheit herangereift. Sie erschien uns lange als das vielleicht letzte Wort deutscher Entwicklung, jedenfalls als das sachlich notwendige Ergebnis einer langen deutschen Vorgeschichte. Auch heute, wo längst neue Perspektiven sich aufgetan haben, bleibt es doch wahr: kein anderer Verlauf der Dinge läßt sich, so wie es in Deutschland stand, als möglich ausdenken. Sicherlich aber hat sich dieser Verlauf, der über den Nationalverein und den preußischen Verfassungskampf zu 1866 und 1870 führte, nicht mechanisch vollzogen, keineswegs durch das Schwergewicht der Dinge, durch die Logik des Wachstums allein. Im politischen Ringen, das die alten staatlichen Dynastien, Hohenzollern und Habsburg, führten, ist er zustandegekommen, und geleistet hat die Taten ein Mann: Bismarck hat die Leistung vollbracht und in allem Neuen sich selber ausgeprägt. Mit dem reichsgründenden Geschlechte zusammen, über ihm, alles erst wirkend und erst gestaltend, betätigte sich der eine Gewaltige; deutscher Wille und preußische Staatsmacht flossen in seiner Person zusammen. Zusammen haben, aber nach seiner Ordnung, dieser Staat und das deutsche Bürgertum die Verfassung, wir sahen es, ausgefüllt: neue

Formen, in die das alte Deutschland mit allem, was in ihm lebendig war, durch die Kraft und Weisheit des Reichsgründers hineingeleitet wurde, ohne Vergewaltigung, unter sorgsamer Schonung seiner Freiwilligkeit, seiner Besonderheiten: soviel Mannigfaltigkeit wie das Neue sie nur ertragen könnte! Daß dieses Neue immer stärker zusammenwachsen würde, wußte er; aber er wollte das Alte lebendig in ihm weiterblühen sehn. So entstand, ein Kunstwerk, neu, regelwidrig und lebensfähig, aus Kampf und Versöhnung, aus dem geeinten Inhalte des Alten, in schöpferisch wirkender Umgießung, das Reich von 1871.

Verkörpert hat es sein Schöpfer in sich selbst: fest und klar, stark und wirklichkeitsvoll; in dem Widerstreit seiner ungeheuren Persönlichkeit rangen die Leidenschaften des dämonischen Menschen und die Gewissenhaftigkeit des Dieners seiner Taten, seines Staates, seines Volkes blitzend miteinander; den Sieg behielt im größten eine erhabene pflichtbewußte Sachlichkeit. Der Kämpfer war und blieb er freilich. Im Kampfe hat er, in bewundernswerter Leistung, vor und nach 1871 sein Reich in Europa eingeführt, scharf und zart, mit einer erstaunlichen Vor- und Umsicht, mit Selbstbeschränkung und Maß. Er baute es auf die Macht. Den Gedanken der Macht setzte er dem der allgemeinen Ideale entgegen, in denen das aus dem Geistigen herkommende Deutschland zu denken gewöhnt war; die Macht erstrebte er für sein Reich nach innen und außen hin. Sein Machtgedanke ist von dem neuen Deutschland übernommen und bei solcher Popularisierung begreiflicherweise vergröbert worden. Die Notwendigkeit der Macht predigte uns alles Elend unserer Geschichte, alles Beispiel der Nachbarvölker, aller Fortschritt unseres eigenen Werdens vom Geiste her zum Staate hin. Macht innerhalb der Welt mochte bei Bismarck wohl wie ein Selbstzweck erscheinen; sie war es nicht. Er hat nie geprahlt und nie um sich gestoßen; er glaubte an sie als die notwendige Form aller Politik, aller nationalen Selbstbehauptung, und seine Natur lebte in ihr; aber nicht um der Macht willen hat er sie erstrebt. Sie war ihm die Grundlage der Selbständigkeit seiner Nation, ihres eigensten Wesens, ja ihres Bestandes. Heute, wo wir sie nicht mehr haben, begreifen wohl auch die Zweifler, was sie bedeutete. Alle Völker ruhen auf ihr, alle Staatsgeschichte ist von ihr gelenkt; es sind feine und harte Kräfte, die alles innerste Leben ergreifen. Er hat sie mit Feinheit ge-

meistert; er hatte Recht, und alle unsere Zukunft beruht darauf, daß sie irgendwie wiedergewinne, was er uns geschenkt hat und was wir seitdem verloren.

Das neue Reich war errichtet. Es hat sich durchgelebt: in den zwei Epochen bis 1890 und 1914. Wilhelm I. und Bismarck zuerst: die Zeiten des Maßes und der Größe. Die Sehnsucht zweier Menschenalter war erfüllt und die Erwartung ging auf sonnige Vollendung. Der Ausbau folgte: neue Gebiete wurden der Einheit aufgetan; in Reichsverfassung und Reichsinstitutionen, in Rechtsverfassung und Rechtsgesetzgebung, in Wirtschaft und Heerwesen drang sie siegreich vor, sie eroberte sich das deutsche Dasein. Der Stoß dieses Sieges war überstark, und manches übertrieb im Vollbewußtsein seiner Kräfte sich selbst. Der Kampf mit dem politischen Katholizismus war historisch begreiflich und doch in Wesen und Mitteln und Wirkung unheilvoll. Er wollte eine vielfach widerstrebende Macht des alten Deutschlands in das neue gewaltsam hinüberreißen: sie blieb erst recht bestehen und wurde mächtiger als zuvor; sie fügte sich allmählich ein und blieb doch immer etwas für sich. Der andere Kampf war noch schicksalsvoller: der mit dem vierten Stande, dem neuen Arbeitertume, dem Kinde der neuen industriellen Wirtschaft. Dies Proletariat ist in den Zeiten seiner Entstehung, den bedrängten 40er und 50er Jahren, in die Opposition gegen den deutschen Staat und die deutsche Gesellschaft hineingewachsen, in den absoluten Gegensatz, die absolute Verneinung. Während unser neues Reich sich bildete, leiteten geniale Verbannte diesen Stand, die den großartigen Dogmenbau ihres Sozialismus aufgetürmt hatten und ihm die Wirklichkeit unterwerfen wollten. Lassalles Versuch einer Einfügung von Staat und Massen ineinander blieb erfolglos; neben und außerhalb der Nationalstaatsbildung und gegen sie, gegen das Nationale u n d gegen das Staatliche an ihr, erhob sich dieses neue, einseitig isolierte Evangelium des Proletariats, des Klassenkampfes, des Internationalismus, im Gegensatze zu allem, was damals in Deutschland wurde, und vollends zu dessen gewaltigem Führer: gerade Bismarcks Gewaltigkeit verschärfte die Schroffheit dieser Feindseligkeit von unten. Es kam zu einer erregenden Agitation und zum Gegenschlage des Kanzlers: der Mann des Staates und der Autorität, der Mann des Reiches warf sich dem Neuen und seiner Leugnung mit all seiner leidenschaftlichen Wucht in den Weg. Das

Sozialistengesetz organisierte die politische Verfolgung, die Sozialreform der großen Versicherungen versuchte die Stillung der sachlichen Klagen. Diese Sozialreform von 1881 hat für Deutschland und die Welt ein neues Zeitalter innerer staatlicher Arbeit auf sozialem und wirtschaftlichem Felde, eine weite Zukunft, mit ungeheurer Energie aufgerissen. Aber ihr zur Seite ging der Kampf gegen den Willen der neuen Klasse, gegen die Partei, gegen die Freiheits- und Machtforderung des Arbeitertums: auch dieser Kampf und dieser vollends griff tief und weit.

Das alte Deutschland hat sich bis 1890 ausgelebt. Das Reich entfaltete sich weiter und weiter und betätigte sich überall. Es griff von Europa aus in die fernste Welt, mit einer Diplomatie ohnegleichen, die alle Mächte faßte und ausglich und, vom Kontinente her, vorsichtig, sorgenvoll und mutig zugleich, das Weltsystem in Deutschlands Sinne ausnutzte und beeinflußte und Deutschland selber in den Erdkreis hineinführte, es deckend durch ein beispiellos kunstreiches System von Bündnissen und Verträgen. Daheim wuchs, auf der Grundlage von Heer und Reich, das staatliche Leben gewaltig empor; das wirtschaftliche blühte auf dem verbreiterten Boden des Reiches auf, und eine neue Zollpolitik griff auch in sein Getriebe machtvoll hinein. Das geistige Leben dieser Jahrzehnte hat das folgende Geschlecht unterschätzt. Eine hohe und schöne Nachblüte älterer Bewegungen hat sich damals vielgestaltig entfaltet: Richard Wagner und Johannes Brahms nebeneinander, die Reihe der großen Erzähler, Heyse und Storm, Raabe, Fontane, Keller und Meyer; innerhalb einer reichen, politisch-idealistischen nationalen Geschichtschreibung der Genius Heinrich von Treitschkes; überall Klassik und Romantik in neuer, realistischerer Auswirkung. In der bildenden Kunst die gleiche Betätigung alter Ideale, stets erneuert, nach eigenen Gesetzen fortgebildet in Böcklin, Marées, Adolf Hildebrand, und daneben der realistische Strom in all seinen Verzweigungen — ich nenne nur Adolf Menzel hier, den Leiblkreis dort; und in den 80ern ein neuer, schärferer Naturalismus. Es war Fruchtbarkeit: nur das sollte hier vermerkt werden; von der Geschichte der strengen Wissenschaft sehe ich ab. Es war nicht die höchste Schöpferkunst, von der man, als einer natürlichen Begleiterin des neuen nationalen Glanzes, wohl träumte, aber Leben und Adel war in Fülle darin, und die Gerechtigkeit für diese Zeiten kehrt zurück.

Beherrscht aber wurden sie durch das große politische Dasein: in majestätischer Einheit faßte Bismarck in den 80er Jahren, preußisch-konservativer als zuvor, Deutschland auf allen staatlichen, sozialen, wirtschaftlichen Lebensgebieten zusammen. Das Bürgertum wich seit 1878 politisch zurück, wirtschaftlich wurde es um so stärker. Politisch stark und klug war es in Deutschland eigentlich nie gewesen, von Bismarcks Riesengewicht wurde es vollends zurückgeschoben und gedrückt; darin wirkte ein Verhängnis, aber auch die eigene Veranlagung. Die alten staatlichen Mächte zeigten sich stärker als der liberale Mittelstand. Der Grundklang unter Wilhelm I. und seinem Kanzler war zuletzt ganz preußisch-monarchisch. Der Staat griff machtvoll in die Gesellschaft ein. Sein genialer Führer leitete die neuen wirtschaftlichen Kräfte durch seinen Schutzzoll in das Bett der alten Staatspolitik. Inzwischen aber wuchsen, unter so starker und schaffender Leitung, auf dem Boden des Heerwesens, des Staates und der Wirtschaft, auf dem Boden preußisch-militärischer Zucht, ihrer Tugenden und ihrer Fehler, und doch auch mit steigendem, gegenseitigem Austausche des Geistes und der Eigenschaften, die deutschen Staaten und Stämme ineinander: alle mitwirkend, in ihren Rechten und Besonderheiten geschont, als Mitglieder dieser Großmacht unendlich gemehrt an politischem Einflusse, unendlich belebt, allesamt, in ihrem Wohlstande — Teilhaber eines kraftvollen Lebens, über ihr altes, enges, unstaatliches, weltfernes Sonderdasein hoch emporgehoben. An Widerständen gegen die neue Einheit fehlte es nicht, aber alles fügte sich tiefer in sie ein, in maßvoll sicherer Entwicklung. Und strahlend faßte die neue Weltstellung des Deutschtums, die auswärtige Politik des großen Meisters dies alles zusammen: stolz und geborgen fühlten wir uns, in neuen Tagen voller Licht; welch ein Wandel gegen das Dunkel und die knirschende Sehnsucht der Bundeszeiten!

In diesen zwei Jahrzehnten ist das deutsche Volk nicht eigentlich zur politischen Selbständigkeit erzogen worden, obwohl es politisch atmete und von den stählenden Wellen großen nationalen Kampfes getroffen ward. Jedoch es führte nicht selber, es handelte nur mit, und vielfach in unlebendiger, veralteter Opposition, neben der die neue, grundsätzliche des vierten Standes bedrohlich emporwuchs. Immer weitere Schichten aber schlossen sich Bismarck an, die Jugend vorweg, in dankbarer Huldigung an den Wohltäter und an den

Genius. Die deutsche politische Fähigkeit und Überlieferung war nicht groß — indessen: Leben war bis 1890 auch hier, eine Erfüllung mit neuen Kräften und Aufgaben; ein starkes schaffendes, von einem großen Führer ausstrahlendes Licht: daß ihm die Schatten nicht fehlten, ist, vollends wo der Dämon eines Genius wirkt, Menschenlos. Das reine Glück, das man 1871 erhoffen mochte, stellte sich freilich nicht ein: vielmehr eine neue, strenge, herbe Wirklichkeit, mit neuen Kämpfen, neuen Aufgaben, neuen Leiden, mit ihren eigenen Verlusten. Schon drang die Massenhaftigkeit in unser Dasein ein: wie leidenschaftlich hat im Ausklang dieser Tage der Sohn des aristokratischen Idealismus, Heinrich von Treitschke, die notwendige Wandlung beklagt. Ungeahnt waren Wirtschaftsgröße, aber auch Wirtschaftskämpfe gewachsen; aus dem idealen Anlauf waren wir in Zeiten nüchterner Schärfe und Breite hinübergerückt. Aber es waren Zeiten der Größe, durchglüht von der Kraft der Nation, und ihre Idee, bei allem Widerstreite, riß hin und setzte Ziele; es war eine neue, erweiterte, starke Welt. Die wichtigsten Wünsche ohnmächtiger Vergangenheiten hatten sich doch erfüllt — wann hatte es ein Deutsches Reich, eine Zusammenfassung und Darstellung des Deutschtums gegeben wie diese? An die höchsten unserer Kaisertage gemahnte dieser Ausgang des alten Kaisers Wilhelm, und an nationaler Festigkeit ragte er weit über sie hinweg.

Das ist das Reich, dessen wir heute zumal gedenken, dessen Geburtstag uns zusammenrief: das Reich Bismarcks, das Reich von 1871.

1890 kam ihm das Ende. Wir schreiten hinüber in die Jahrzehnte Wilhelms II. Die Stetigkeit, die natürlich auch vorher nicht ohne durchrüttelnde Kämpfe und den Wechsel des Lebens geblieben war, der große Stil versank. Ich habe den neuen Herrscher hier nicht zu beschreiben: er war ohne die Sicherheit und die doch stets überwiegende Sachlichkeit der Vorgänger; er strebte eifrig, vielseitig, mit mancherlei Stößen, vorwärts, kein Staatsmann, kein Genius, allzusehr ein Dilettant, aber ein lebendiger Mensch seiner Zeit. Und das war eine neue Zeit. Die eine große Veränderung gegen das alte Deutschland setzte sich vollends durch, die die Folge der Reichsgründung, der Bismarckzeit, der Verbreiterung von Boden, Macht und Wirtschaft war: die Industrialisierung wirkte sich aus. Die neue Großindustrie gestaltete sich ganz, mit ihren Massen, an Menschen und Produktion,

mit ihren Erfolgen, ihren Eroberungen in weiter Welt. Wie stieg dieses neue Deutschland seit 1895 empor! Wie hat es, bis 1914, hinausgegriffen in alle Fernen, in immer siegreicherem Wetteifer mit allen alten Volkswirtschaften, bis zur englischen hinauf! Eine neue Welt des Wohlstandes und der Macht blühte jetzt erst völlig unter uns auf. Aber eine verwandelte gewiß. Die deutsche Bevölkerung nahm gewaltig zu, von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. In ihr verschoben sich die Berufe: die Menschenzahlen der Landwirtschaft gingen relativ und sogar absolut zurück, die der Industrie und ihres Proletariats stiegen und stiegen. Und die Technik wurde zur Herrin Deutschlands, die Maschine mechanisierte und atomisierte Arbeit und Dasein dieser Millionen, sie entseelte und entpersönlichte ihr Leben und alles Leben, sie strich eine graue Massenhaftigkeit über alles Grün unseres Vaterlandes hinweg. Eine neue soziale Schichtung, eine neue Verteilung und Machtverteilung der Klassen. Das Bürgertum hat in diesen späteren Jahrzehnten, wirtschaftlich stark, von seiner politischen Höhe schon vorher verdrängt, jetzt vom Ansturm des Sozialismus unablässig bedroht, sich vollends mit der Monarchie verbündet, sich vollends auf die Regierungsgewalt entlastet; die Regierung wurde von den alten monarchistisch-aristokratischen Schichten, zumal des preußischen Staates, weitergeführt. Und in steigendem Maße schlossen sich jetzt alle bürgerlichen Parteien an den Staat und an das Reich; dessen Lebensbedürfnisse, zumal die militärischen, fanden bei ihnen jetzt eine gleichmäßigere Befriedigung als unter Bismarck: das Bürgertum lebte sich völlig ein in den nationalen Staat. Aber voran traten die Massen. Als Gegengewicht von rechts die der Landwirtschaft, durch die Nöte der Zeit zur Einheit einer Klassenorganisation zusammengeschweißt, bestimmend jedoch für alles die von links. Das industrielle Proletariat mit seiner Partei, der sozialdemokratischen, stieg auf an Zahl, an Wucht, an Einfluß. Auch dieses fügte sich dem Ganzen, ob willig oder widerwillig, fester ein. Das Sozialistengesetz erlosch 1890, eine neue Sozialpolitik des Arbeiterschutzes, zwei Jahrzehnte hindurch immer wieder aufgenommen, trat neben die der Versicherungen, und viele Wünsche des Standes wurden positiver als zuvor, mit weiter wohltätiger Einwirkung, erfüllt. Gefunden haben sich die zwei Gewalten, der alte Staat und seine Träger, die allzu ausschließlich mit sich selber rechneten, und die neuen Massen, in ihrem Mißtrauen

und ihrem Kraftgefühle, dennoch nicht: es blieb bei Gegensatz und Streit und die Sozialdemokratie blieb neben der Gesamtheit und dem Staate. Sie wurde immer mächtiger, überall blickte man auf ihr Wachstum und nahm auf sie Rücksicht; und es war unvermeidlich, daß wenigstens ihre Oberschichten dem Bestehenden allmählich näher rückten. Den Kampf hinderte das nicht, und dieser Kampf der sozialen, der wirtschaftlichen Gruppen beherrschte laut und übeltönend, mit einseitig materiellem Schlachtrufe, alles öffentliche Leben.

Der Anblick Deutschlands aber veränderte sich nun erst völlig. Wohin war die alte Stille von 1820 gekommen, die Einfachheit und Naturnähe alles Daseins! Die Großstädte überwucherten; riesenhafte Macht- und Kapitalbildungen, sich immer steigernd und vereinend, standen voran. Das Leben war friedlos, aber flutend und stark. Auch das geistige Leben mündete jetzt deutlich ein in dieses Meer. Es klagte über Materialisierung. Die Friedlosigkeit der Herzen war längst, seitdem die Kritik die alten, autoritativen Seelengewalten anfocht und zersetzte, die moderne Not. Jetzt gesellte sich ihr der Verlust an Innerlichkeit im Brausen des geschäftigen Alltags, der Verlust an Persönlichkeit, an eigenem, seelischem Boden. Sozial wurde eine neue Kunst, in Poesie und Malerei; neue Ströme brachen, hier und dort, vor und nach 1890, durch. Dann erhob sich ein Gegenstoß der Persönlichkeit und der Romantik — hinter Friedrich Nietzsche reihte sich auf allen Gebieten eine tiefe Schar. Und gerade diese Feinde der Nivellierung klagten die Zeit der Entwurzelung alles Innenlebens, der Veräußerlichung, der Verrohung an. Vergessen wir nicht: so handgreiflich die Verluste waren, es war doch auch in diesen neuen Jahren eine ernste, schaffende Geistesbewegung da, ein imposantes Streben und starke Leistungen insbesondere in der bildenden Kunst, mit immer neuen Ansätzen; überall suchte man in erregter Lebendigkeit und schuf in die Breite. Über das Ergebnis wird auch hier erst eine Nachwelt gerechter urteilen. Ein Stillstand jedenfalls war es nicht, von einem Untertauchen des Geistes in Materialismus und Genuß zu reden, ist sicherlich falsch. Auch eine lebensvolle Gegenwirkung begann: in Philosophie und Kunst eine neue Erhebung des Idealismus, als Begleiterin und Gegnerin der materialistischen Zeit. Es regte sich die Sehnsucht nach seelischer Sammlung, nach neuer Metaphysik, nach neuem oder altem Glauben. Der deutsche Idealismus von Kant bis Hegel wurde

erweckt: eine Befriedigung ergab sich nicht, aber auch hier ein unermüdetes Streben. Es gilt beides zusammenzusehen, den materialistischen Strom und seine Gegenströmung. Das neue Bedürfnis durchdrang nicht nur die gebildete Jugend, sondern es reichte tief auch in die Massen hinab, allen Vergröberungen und Verflachungen ihres Seelenlebens zum Trotz. Diese Zeiten prächtig-üppiger, derber Entfaltung sind doch nicht so arm und so einseitig gewesen wie die Rede heute geht: sie haben auch ihr volles, rundes, schöpferisches Leben gehabt. Es ist voreilig und unbillig, sie heute nur anzuklagen und uns mit verständnisloſem Hochmut über das eigene Gestern lediglich zu erheben.

Aber gewiß: der Massenzug herrschte, und eine Verarmung empfand man selbst; ein großes Ideal von überwältigender einheitlicher Kraft blieb aus.

Jener Zug hat auch das Sichtbarste beherrscht, dasjenige, was eine Volksexistenz am deutlichsten gestaltet: die auswärtige Politik. Es war das Zeitalter des Imperialismus. Auch ihn darf ich nicht schildern. Nur daß er natürlich und notwendig war, das muß ich, auch heute noch, unterstreichen. Unser Deutschland ist in dem Jahrhundert seit 1815 von 25, seit 1870 von 41 Millionen bis 1914 auf 67 gestiegen. Wie sollte es ihre Erhaltung sichern? Wir waren verflochten in die Weltwirtschaft und konnten nur leben durch sie und in ihr. Alle Völker strebten in die Weite, Engländer und Russen, Franzosen und Amerikaner und so fort; wir hatten gar keine Wahl. Die Industrialisierung zwang uns, unseren Anteil, unseren Platz zu nehmen und zu decken, den Erdkreis auch für unsere Wirtschaft offenzuhalten. Die Deckung aber war unmöglich ohne Macht, ohne Weltpolitik, ohne Flotte. Die Kette fügte sich zusammen, die wir alle kennen; wir griffen in die Welt, wo sie noch offen schien, nach Afrika, in die Südsee, nach Vorder- und nach Ostasien. Auch die Folgen kennen wir: den Zusammenstoß mit England in Ostasien, auf den Wegen nach Indien, in Afrika und auf der heimatlichen See; den Zusammenstoß mit Rußland in der Türkei. Und hinter jeder Veränderung stand, im Kerne unabänderlich, die Todfeindschaft Frankreichs, uralt, weit älter als 1870, brennend seitdem, niemals wirklich ausgelöscht. Ich erzähle hier nicht. Wir spüren und wissen alle von Fehlern unserer Leitung und unserer Nation:

Fehlern in der Form, der Art, dem Temperamente unseres Auftretens, in Lautheit und Unvorsichtigkeit; von dem Grundfehler einer Gleichzeitigkeit unseres Vorgehens überall. Wir hatten Eile, noch zuzugreifen, wir waren die Letztgekommenen, allen in jedem Falle anstößig, wir lagen in der Mitte, die Lockung, uns allerseits zu rühren, war groß. Begreifliche Fehler; Fehler bleiben es. Auch der größte von ihnen, unsere Abweisung Englands um 1900, war begreiflich und dennoch verhängnisvoll. Er öffnete unserer Vereinzelung, unserer Einkreisung mit schwachen Bundesgenossen, die Bahn, und die Feindseligkeit einer Welt schloß sich um uns zusammen. Vermeidbar wäre die Form und der Verlauf gewesen. In unserem Verfahren wichen wir von Bismarck ab, nicht nur von Bismarcks zeitlich bestimmten, tatsächlichen Wegen, sondern von der Art seines Gehens selbst. Die Zeiten zwangen uns, und eine Weltpolitik hatte ja auch er selber begonnen. Daß wir sie trieben, war unausweichlich und Schicksal, wie wir sie trieben, darin lag unsere Schuld. Das wache, unablässig warnende Bewußtsein der uns umringenden Gegnerschaften hat die Regierung des Herrschers, der ihn verstoßen hatte, nicht von dem Reichsgründer geerbt: mindestens hat sie es nicht betätigt. Halten wir, indem wir dies aussprechen, nicht allzu früh und nicht allzu kleinmütig Gericht! Die Anklage, daß eine tragische Überhebung uns in die Welt hinausgetrieben und uns verdorben habe, die Anklage der Hybris weise ich von unserer Vergangenheit ab. Wir lebten in einem Kraftbewußtsein, das uns innen und außen die Größe der drohenden Gefahren übersehen oder unterschätzen ließ, und klug geleitet worden sind wir nicht. Gefahr aber *mußten* wir laufen, das Gegenteil wäre erst recht der Selbstmord gewesen, und ohne Kraftgefühl wären wir erbärmlich und wären wir gerichtet gewesen ohnehin. Das Unternehmen war notwendig; wir hätten denn die wirtschaftlichen Grundlagen unseres Daseins aufgeben müssen. Und auch den Stolz des Weltgefühls, den Leben schaffenden Ehrgeiz der Großmacht verlangte und belohnte die Epoche. Leben und Lebensgefahr waren untrennbar. Es war auch kein wesenhafter Riß zwischen dieser imperialistischen und der Reichsgründungszeit: das Neue war Folge des Früheren, alle Nationalstaaten flossen seit 1880 über in die Welt und dehnten sich, wenn sie lebendig waren und es bleiben wollten, zu Weltstaaten: es war eine organische Weiterbildung auch für uns. Nur daß es für

uns schwerer war als für Alle sonst, und daß die Wilhelmische Epoche der Weisheit der Bismarckschen bar war: Schuld und Schicksal durchdrangen sich.

Das Reich dieses Vierteljahrhunderts war stark bewegt, in der Stattlichkeit seines weltpolitischen Anlaufes ebenso wie in den kleineren Gegensätzen seines Innenlebens. Trotz des Anscheins kaiserlicher persönlicher Vollgewalt wuchs in Wahrheit der Reichstag, wie alles parlamentarische Wesen in ganz Deutschland, allmählich immer fester in den Mitbesitz der Macht hinein. Es war Weiterbildung und nicht Stockung. Die oberste Führung, springend, erregend, aufreizend wie sie oftmals war, unfähig, bedeutende Männer neben dem Herrscher aufzustellen und zu ertragen, hat schmerzlichen seelischen Schaden angerichtet, früh und spät; daß sie voll Eifers und auch, trotz allem, nicht ohne sachlichen Ernst war, daß sie Aufgaben ergriff und manche löste, bleibt dennoch wahr. Die Grundrichtung der Reichsentwicklung blieb die alte: das Reich gewann an innerem Umfang, es lebte sich immer voller in alles Dasein hinein. Aber die Einzelstaaten gediehen mit ihm wie zuvor; als das glücklichste Jahrhundert bairischer Geschichte hat Sigmund Riezler dasjenige geschildert, das 1906 abschloß. Ich sprach von dem Anteil der Bundesstaaten an Glanz, Weite, Bewegung; sie nahmen vollen Anteil am nationalen Stolze: nirgends war die neue Flotte volkstümlicher als im Süden. Auch Baiern wuchs in alles wirtschaftliche, politische, seelische Geflecht des Ganzen tief hinein. Der Präsident des Statistischen Landesamtes* hat es noch neuerlich eindrucksvoll nachgewiesen: in Bevölkerung und Wirtschaft, in Landwirtschaft, Industrie und Verkehr, in seinen Finanzen, überall die Steigerung mit dem Reiche zugleich, und der unlösliche Zusammenhang mit ihm, dessen Zerreißung der Tod wäre auch für das Land; eine Lebensgemeinschaft, die alle Kultur wie alles Staatsdasein durchdrungen hat.

Die Schwächen unseres Gesamtlebens in dieser Zeit greifen wir heute mit Händen und haben sie immer beklagt. Noch immer blieb

* Friedrich Zahn, Baiern und die Reichseinheit, München 1919. Was mir sonst, indem ich diese Rede entwarf, an neuesten Erörterungen der von mir besprochenen Dinge nahegelegen und vorgeschwebt hat, werden Sachkundige erkennen. Ich nenne Fr. Hartungs Deutsche Geschichte von 1871 bis 1914 und mehrere Aufsätze der Süddeutschen Monatshefte.

manch unheilvoller Rest des Gegensatzes zwischen Sondertum und Gesamtheit; dazu das Beiseitestehen der sozialdemokratischen Millionen: die Versöhnung mißlang, und die Schuld lag, ich wage nicht zu bestimmen zu welchen Teilen, bei den Vertretern der alten staatlichen Überlieferung mit ihren Steifheiten und Härten hier, bei den Massen und dem feindseligen und fanatisierenden Dogmatismus ihrer Führer dort: aber ganz sicher nicht bei den ersten allein. Unausgeglichen blieb auch jene Frage der Verfassungsmacht. Die Führung, die Bismarck der Monarchie durch Leistungen errungen hatte, behauptete sich bis tief in den Weltkrieg hinein; daß das Parlament nachwuchs, habe ich erwähnt: das Verhältnis — denn auch weitergehende Forderungen und weitergehende Kritik wuchsen von unten her nach — blieb umstritten und blieb im Flusse und harrte einer Regelung. Schlimmer war die uralte Erbschaft der im Kerne unpolitischen Art des Deutschtumes selbst: die Abneigung, große Wirklichkeiten unbefangen zu erfassen, der Bodensatz von Enge und Streitsucht innen, von Eigenwillen und Spießertum, von Unsicherheit dem Auslande gegenüber, von jenem alten Schwanken zwischen Landschaftlichkeit und Weltbürgertum; das trat in den Schatten und wurde doch noch nicht ausgetilgt. Und dabei die Lage, die unser Schicksal von jeher war, die Lage in der Mitte der großen Völker und Staaten, die uns den Druck von allen Seiten schuf. Er hatte uns ehedem zerdrückt; jetzt hielt er uns zusammen, er zwang uns zur Einheit und zur Wehr; und unser Heer, die große Gabe Preußens an das neue Reich, das notwendige Erzeugnis dieser Lage, war zur besten Klammer unseres Wesens, unserer politisch-menschlichen Erziehung, unserer Erziehung zu Zusammenhalt und Zucht auf allen Lebensgebieten geworden. Der Fortschritt zur Staatlichkeit war groß: aber die Gefahr jener Mittellage verschwand niemals. Sie stellte unser Dasein in stete Frage; sie öffnete uns auch dem Einstrome fremder seelischer Zuflüsse von Ost und West, dem steten Einstrome russischen und westeuropäischen Geistes. Deutschlands Vorzug und Deutschlands Bedrohung zugleich war seine alte Aufnahmebereitschaft; sich eigen, frei und stark zu halten, blieb unserem weichen Volke eine doppelte Schwierigkeit; auch diese Einflüsse von außen her halfen die heimatlichen Überlieferungen unseres Bodens in der neuen Zeit zu ertränken. Und überdem, in dieser Zeit des Wohlstandes und des kapitalistischen Dranges nach Tat und Erfolg, jene

immer drohende Gefahr einer Vergiftung durch die Äußerlichkeit des Strebens und des Genusses.

Diese Schäden bestanden. Man predigt sie uns heute von allen Dächern. Ich habe die Unvermeidlichkeit der Entwicklung nach außen und in die Breite betont und betone von neuem die Schöpferkraft auch dieser letzten Epoche. Wenn sie ins Weite mehr als ins Tiefe führte: der Aufschwung der Arbeit, des Willens, des Weltgefühles, die quellende Saftigkeit aller Kräfte, war doch ein großes Ding. Wie anders stand der Auslandsdeutsche, äußerlich wie innerlich, in dieser Welt, seitdem er das Glied eines großen Volkes war, das ihn schirmte und ihn festhielt! Und es bleibt doch wahr: trotz allen Ärgernissen ward unser Reich doch auch innen immer deutlicher zur immer beherrschenderen Lebensmacht der Nation. Trotz allen Anstößen und beiderseitigen Fehlern gewöhnte sich auch die Masse im Fortgange dieser Jahrzehnte, von deren Beginne ich schon sprach, immer selbstverständlicher in sein Gefüge ein: nicht nur sozial wuchsen die Oberschichten des vierten Standes hinüber in den Mittelstand, auch der Anteil des ganzen Standes am Staate, so gehemmt er von oben und unten blieb, nahm dank der Macht der Partei zu, und das deutsche Gefühl in ihm erstarkte unaufhaltsam. Das Bürgertum vollends gab sich diesem Gefühle fraglos hin; die Spannung der auswärtigen Gefahren seit 1904, das Aufwallen gemeinsamen Stolzes und gemeinsamer Sorge, wie es etwa dem Grafen Zeppelin zu Danke hervorbrach, verinnerlichte die Einigkeit und die Einheit. Deutsches Staatsgefühl hatte bis 1914 dies ehedem so spröde Volk doch auf das reichste durchtränkt: Not und Entwicklung, Zwang und Freiwilligkeit fuhren fort, uns zu einem Ganzen zu hämmern.

Bedenken wir es wohl: 1914 war das neue Reich erst 43 Jahre alt. Es hatte uns doch auf dem Wege zur Nation ein sehr erhebliches Stück vorangeführt. Mit wie tiefem, befreitem Aufatmen haben wir das, nach all den kleinen Verdrießlichkeiten und Zweifeln der Vorzeit, in den Sturmestagen des August 1914 empfunden — erschüttert bis auf den Grund unserer Seele. Und wir Alten haben es damals erlebt, daß wir unsere Kinder zu keinen schlechten Deutschen erzogen hatten: sie haben sich alle zum Opfer, zum Todessiegel ihrer Treue gedrängt, hoch und niedrig, alt und jung, unsere Brüder, unsere Schüler, unsere Söhne. Sie haben es getan aus tiefer Freiwilligkeit. Dieses Reich hatte etwas vollbracht und war etwas ge-

worden. Die anderen Völker, unsere Feinde, deren Leistungen wir ehren, waren als Nationen viele Jahrhunderte alt, und ihnen half ihre Randlage. Wir Deutschen lagen dazwischen, stets weicher und als Nation soviel jünger als sie, noch im Kampfe mit manchen Kinderkrankheiten der Staatsnation, und mit unseren eigensten Schwächen — es war etwas, wie wir damals aufgestanden sind, in erhabener Treue. Reich und Nation waren doch eingezogen in das Innerste der Herzen. Die Probe vom August 1914 behält ihren unsterblichen Wert.

Und nur sie? Ich scheue mich nicht, heute vom Weltkriege zu reden, und mit erhobener Stirn. Ich betrete, zum Schlusse, das Gebiet der unmittelbaren Gegenwart. Daß ich aus eigner Verantwortung und nur für mich reden muß, das gilt ja doch schließlich von allem, was ich Ihnen heute sagen kann: ich suche, nach bester Kraft, vom Standpunkt der Gesamtheit, des Staates aus, als Historiker, zu sehen und zu urteilen, und weiß doch, wie subjektiv dies Urteil bleiben muß. Allein ich bekenne mich dazu — und ich glaube, auch Sie teilen zum mindesten mein Grundgefühl. Es ist doch die Wahrheit, daß die Leistung unseres Volkes in diesen Kriegsjahren dem Größten gleich ist, was die Geschichte kennt — voller, freier, größer als 1813, größer auch als 1870, gleichmäßiger, einheitlicher, gewollter. In dem Feuer von 1914 begannen wir vollends miteinander zu verschmelzen. Wir wissen, es hat zu lange gebrannt. Aber unaustilgbar bleibt die Fülle dieser Taten, der Züge und Schlachten, der Siege und Heldenopfer, in Ost und West, in Süd und Nord, über Europa hin, nach Asien hinüber, von Flandern und von Paris bis nach Finnland und in die Ukraine, vom Skagerrak bis nach Ostafrika und an den Stillen Ozean. Alle Kindheitssagen unserer Vorfahren, alle größte Geschichte unseres Mittelalters — wie sanken sie in den Schatten; die Zweifler fragen sich höchstens, ob wir nicht allzu weit über alle Maße und Grenzen hinweg unsere Kräfte strömen ließen. Wer wagt es, auch da Notwendiges und Überschüssiges zu scheiden? Ungeheures haben wir mit Augen gesehen: wir halten den Stolz dieser Größe in unserer Trauer fest. Wir sollen uns das nicht besudeln und nicht verkleinern lassen, es auch nicht verschweigen wollen im Schmerze — weder dies Größte, noch irgendeinen Teil von alledem, was wir heute überschauten, vor 1870, seitdem, seit 1890, seit 1914: Nichts wollen wir vergessen, so weh der Vergleich uns tue. Wir

tragen es weiter in unserem Blute, wie es aus Deutschlands innerstem Blute aufgestiegen ist; wir beugen uns davor, in Ehrfurcht und in Liebe.

Wir wissen: das alles hat in Niederlage geendet. Ich erzähle und begründe die Tragödie nicht. Der Druck war allzu groß und allzu lang. Wir hätten in diese Lage der allseitigen Umfassung nicht kommen dürfen, wir hätten es wohl auch nicht nötig gehabt; wir haben sie getragen. Aber nicht unser ganzes Volk hat es dauernd getan. Noch mangelte uns doch als Volk jene Wirkung jahrhundertalter Einheit, jene ins Mark hineingetriebene, unbedingte Geschlossenheit des Engländer- und des Franzosentums. Unser Reich hatte, wir sahen es, in der Kürze dieser Jahrzehnte gewaltige Arbeit geleistet; aber so wie die Prüfung wurde, war sie zu früh und zu schwer. Tausend Unreinlichkeiten wallten im Wirbel des Krieges daheim auf dem aufgewühlten Boden unseres Kapitalismus empor und beschmutzten und zersetzten die reine Empfindung; Hunger und Lüge taten ihre Arbeit. Da klafften die Spaltungen auf, die sich zuvor langsam zu überbrücken begonnen hatten; da drängten inmitten des Daseinskampfes gegen die Welt die unausgeglichenen inneren Probleme ungeduldig und heillos auf ihre Lösung, und die Stunde fand keinen Bismarck.

Das Werk brach zusammen, ehe es ganz gefestigt war. Wir haben zu tausend bitteren Anklagen Anlaß genug; wir verschließen sie heute in unser Herz. Wir dürfen und wir wollen an unserem Volke nicht verzweifeln. Und wir verzweifeln in nichts.

Vor allem auf eines will ich hier den Finger legen: der Zusammenbruch des 71er Reichs, so schmählich er sich vollzog, so schmählich den Hütern des Alten selber in ihm der Mut zu pflichtgemäßer Selbstbehauptung versagte: aus der Tiefe des Innern stammte er dennoch nicht. Es ist tausendmal unwahr, daß das Alte in sich verfault gewesen wäre — der Weltkrieg hat es bewiesen. Es wäre aus sich selber nicht zusammengestürzt. Ein kürzerer, ein nicht verlorener Krieg hätte ganz gewiß stärkend, reinigend, vereinigend gewirkt. Natürlich, auch der Zusammenbruch hatte seine innere Vorgeschichte, er war durch vieles auch vorbereitet — auf Schwächen und Risse habe ich hingedeutet. Die Zukunft wird dieser Vorgeschichte innerhalb des Alten nachgehen .Die Ursachen solcher Katastrophen, allgemeine und engere, sind stets unendlich schwer zu bestimmen

und untereinander abzumessen, auch nach Jahrhunderten noch; vollends aus so blendender Nähe. Weshalb erlag das Reich Bismarcks der Revolution? Was ist das Ausschlaggebende gewesen? Ich bin überzeugt: innere Unkraft war es nicht. Die Kraft war gewachsen, das Reich war ein Segen gewesen. *Der Krieg allein* hat es zerdrückt: der einmalige Hergang, der von außen kam. Daß dieser entstehen konnte und wie er innerlich wirkte, daran ist der Anteil bestimmter Persönlichkeiten groß. Er selber steht mit allem Leben der Wilhelminischen Zeit im Zusammenhange, ich habe davon gesprochen; aber für unvermeidlich vermag ich ihn nicht zu halten, und für das Innere bedeutete er eine Einwirkung äußerlicher Art. Bismarcks Schöpfung war in sich *nicht* lebensunfähig geworden, auch nicht in der Fortsetzung, trotz aller Fehler, die wir erkennen; sie ist von außen her zerschlagen worden. Sie bleibt auch unserer Erinnerung etwas ganz anderes als eine allmählich und rettungslos ausgehöhlte Form; sie hat uns etwas zu sagen für alle Zukunft.

Aber freilich: *was* kann sie uns *heute* sagen?

Wir blicken mit Grauen in dieses Deutschland der Niederlage und der Revolution. Das Reich, von außen her, durch die Übermacht, besiegt; sein altes Gefüge zugleich von innen her gesprengt, alle seine Lebensinhalte verrenkt und verschoben. Verwandelt die alte Verfassung, beseitigt gleichermaßen Monarchie und Bundesstaat, die beiden Träger dieses halben Jahrhunderts; die Flut der Not, der politischen und finanziellen, und der Demokratie hat die Dämme zerrissen und drängt zum Einheitsstaat, weiter, so fürchten viele unter uns, als nötig und heilsam ist, als es den Gesinnungen breiter Teile und breiter Schichten Deutschlands, den uralten Wesenstrieben unseres Volkes entspricht. Verwandelt die Stellung aller gesellschaftlichen Mächte zum Staat; zerschlagen, hingeopfert unser Volksheer, das für Dasein und Gesundheit, für Zucht und Kraft unseres Staates das Rückgrat gewesen war, der Ruhm unserer größten Tage; verwandelt, vernichtet die Weltstellung des Ganzen. Wir sind ausgeschaltet aus der Welt, aus Mitbesitz und Mitbeherrschung, kaum eben noch als Einzelne in ihr geduldet. Verwandelt sind alle Grundbedingungen unserer Wirtschaft und Gesellschaft selbst — durch Zwang von außen her, der ihre organische Entwicklung durchbrach. Unabsehbar ist ihre Zukunft, entwurzelt der Baum unserer Industrie und der Millionen, die sie erhielt. Ent-

wurzelt zugleich alle seelischen Überlieferungen: mit kochenden Gluten, eruptiv, vom Auslande her genährt und in das Äußerste getrieben, wollen die geistigen Ströme dahinfluten über ein kahl und eben gewordenes Land. Neues und unberechenbar Werdendes überall. Und über allem das Schmerzensreichste: die Abreißung der Millionen unserer Volksgenossen vom Leibe der Nation, in Süd und Nord, im Westen zumal und im Osten — im Nordosten das Preußentum, im Südosten das Baierntum, die beiden großen Kolonisationen unserer schöpferischen Vergangenheit, in verwandtester Not.

Aber gerade der Gipfel unserer Schmerzen führt uns auch zusammen. In allem sind wir uneins: in diesem nationalen Jammer sind wir eins — bis auf die Leugner der Nationalität selber, die Radikalsten, allein. Auch die Millionen unseres Arbeitertums wollen die Einheit und Unabhängigkeit der Deutschen. Das Gefühl der Einheit, das Ideal der Nation ist uns geblieben. Die Wirklichkeit unseres Reiches ist *nicht* vergeblich gewesen; alles Beste, das wir noch haben, ruht hier, auf dem Boden Bismarcks: die größte Erbschaft des halben Jahrhunderts, dessen Gedächtnis wir heute begehen; und hier ist sie lebendig. Bismarcks nationales Erbe hat sich, seit seinen Erdentagen, verbreitert. Sein preußischer Staat, der uns geeinigt hat und uns am festesten zusammenhielt, ringt heute in erschütternder Daseinsnot — ich glaube, er ist uns allen überall auch jetzt noch unentbehrlich. Aber das nationale Erbe ist weiter geworden: alle deutschen Stämme tragen es heute, wie alle zusammen schlugen im Krieg. Wir sind, in allen unseren Gefahren, des einen gewiß: wir wollen beieinander bleiben; wir streben zusammen, wir streben zurück zu unserer alten Volksgenossenschaft, wir streben weiter zu ihrer Ergänzung und Vollendung. Wir wissen wohl: auch da sind wir von Gegnerschaften und Gefahren keineswegs frei. Wir sehen die Arbeit unserer Todfeinde von außen her, und sehen, was ihnen von innen entgegenkommen kann. Wir kennen auch heute noch die alte Macht des deutschen Hanges zum allzu landschaftlich Engen und allzu menschheitlich Weiten, wir erblicken Regungen mancherlei Art in Nord und West und Süd, und ihre Möglichkeiten sind unabsehbar. Wir stehen noch immer in der Gefahr, der beinahe furchtbarsten von allen, der Gefahr einer Zerreißung, die das Ganze und seine Teile zerstören müßte, wirtschaftlich, staatlich, seelisch, nach allem dem nur gemeinsamen Aufstiege dieser Menschenalter. Wir

treffen noch immer auf die mörderische Selbstblendung der Träumer, die es nur in Deutschland gibt, der Träumer von ewigem Frieden und ewiger Gemeinschaft der Völker: zu einer Stunde, da der russische Sozialismus das nationale Eroberertum der Zaren und Allslawen in sich aufsaugt, da unsere slawischen Nachbarstaaten die Gewalttätigkeit ihres Nationalismus aufs höchste spannen, da jedes europäische Volk, jedes lebendige Volk überall, sich selbstherrlich in sich zusammen- und abschließt; zu einer Stunde, da Frankreich seine Festlandsdiktatur aufbaut, uralt und ganz neu, mit glühender Leidenschaft und schneidender Selbstsucht; da die angelsächsischen Weltreiche die Erde mit ihren Herrschaftsbanden umschlingen. Noch redet von Völkerfrieden und Weltgemeinschaft keine Wirklichkeit. Wir aber wissen: die weitere Aushöhlung, die Auflösung unserer Nation wäre ihre Vernichtung. Wir warnen in tiefer Seelensorge vor allem, was ihr zutreiben kann: wir freuen uns in tiefem Troste des Einklanges unserer Mehrheit, des Einklanges unseres Deutschtums im ganzen, im Reiche und über das Reich hinaus. Wir klammern uns mit aller Kraft des Herzens und des Willens an dieses unser größtes staatliches Gut, diese Einheit, die heute über die Grenzen von 1866 und 1871 hinausstreben darf: der Habsburgerstaat hat uns Deutsch-Österreich freigegeben. Wir denken auf diesem heiligsten Felde an keinen Verzicht auf Gewesenes und Zukünftiges: weil jeder Verzicht den Selbstmord unserer Rasse, unserer Kultur, ihrer seelischen Besonderheit und damit ihrer Lebensmöglichkeit bedeuten würde. Ohne den deutschen Staat kein Deutschtum überhaupt. Das hat 1807 in seinen großen Reden Fichte erkannt und verkündet; seitdem ist ein Jahrhundert der Erfahrung, der Wirklichkeit, der Größe in uns eingeströmt. Wir halten dessen Lehren fest!

Wohl schauen wir alle sehnsüchtig aus nach neuen Fluten des deutschen Geisteslebens, nach Vertiefung und Erhöhung unserer Gemeinsamkeit: seit Jahrzehnten ist dies Verlangen da und fragen die Besten ihm nach. Aufgaben in Fülle stellen sich dem neuen Geschlecht: möchte es die Spaltungen überwinden oder verringern, die der Vergangenheit geblieben sind, in Gesellschaft und Staat! Probleme und Rätsel drängen zu, außen und innen, und fordern neue Antwort. Das Alte ist geschwunden und ist, so wie es war, unwiederbringlich. Ich habe hier nicht Losungen ausgegeben, und wäre dazu nicht berufen; das ist Prophetensache. Ich hatte nur die Geschichte

vor Ihnen aufzurufen, die zur Geschichte geworden ist und aus der doch Leben auch in die Zukunft weiterströmen muß: an diese Notwendigkeit der Weiterwirkung des Vergangenen im Neuen und an ihre Möglichkeit glaube ich als Historiker von ganzer Seele. Und diese Geschichte mahnt uns mit feurigen Zungen: haltet über allem, was sein Inhalt werden mag, über alle Stämme hinweg diesen Staat fest, den ich euch errichtet habe, diesen Staat der deutschen Gesamtheit; haltet den Staats- und den Reichsgedanken und seine Pflichten fest über allen Rechten der Einzelnen und der Gruppen!

Gewiß, das ist die Lebensfrage. Wir haben von unserer alten Größe fast alles verloren: dieses dürfen wir nicht verlieren; unser Dasein ruht darin. Versänke unser deutscher Staat, so versänken wir alle. Glauben brauchen wir und Willen zur Einheit, zum Recht, zur Notwendigkeit, zur Zukunft unseres Reiches, unseres Deutschen Reiches zwischen Slawen- und Romanentum. Es ist die Grundlage jeder Hoffnung auf eine Wiedererhebung. Es muß über seine Vergangenheit hinauszustreben wagen, aus aller Tiefe empor: derart, daß auch Bismarcks Reich dereinst nur eine Stufe unserer Entwicklung gewesen sein möge — die Stufe zwar, die alle Gegenwart und alle Zukunft trägt, die Form, in der alles Wichtigste zum ersten Male erkämpft und durchgebildet ist, der entscheidende Neubeginn: der kostbarste Besitz alles Deutschtums liegt in ihr. Ausgang und Lehre bleibe uns dieses Reich, das wir noch haben, dessen Geschichte uns heute von Leben und Größe gekündet hat, und das wir feiern und feiern wollen, solange wir atmen. Denn dies war unser! Mag das stolze Wort den lauten Schmerz gewaltig übertönen!

Den Schmerz! Denn unser Heute ist unaussprechlich schwer. Druck und Elend, Raub und Unrecht, Schande und Ohnmacht, und für morgen tausend Gefahren überallher, der Boden unfest und die Feinde grausam: welch eine Saat grenzenlosen Hasses säen sie aus! Aber wir haben keine Wahl: und ob es währt bis an die Nacht, wir müssen hindurch und müssen voran. Noch ist kein Lichtstrahl und kein Weg erkennbar, weder im einzelnen noch im ganzen; erkennbar ist nur, daß es so nicht bleiben kann, daß diese Werke von 1918/19, so wie sie sind, wider Natur und Möglichkeit sind, in der Welt und in Europa und bei uns selbst. Was diesen Widersinn einmal hinwegspülen könne, woher die heiligen Ströme einer Rettung rauschen

wollen, darauf lauscht Deutschland und seine Jugend. Daß einmal ein Stoß von außen her kommt, dafür spricht jegliche Wahrscheinlichkeit geschichtlicher Erfahrung. Wir harren, und wir geben von unseren unerläßlichen Lebenswünschen keinen auf. Aber wir können jemals nur emporkommen, wenn wir inzwischen nicht uns selber innerlich aufgegeben haben. Es ist eine traurige und erhebende Pflicht unserer Berufe, im Widerstreit zu vielen Volksgenossen dies Ideal unserer Volksgemeinschaft in heiligem Verantwortungsgefühle lebendig zu erhalten. Die Jugend, die aus den Quellen unserer Bildung trinkt, war seit 1810 dieser Lebendigkeit bester Hort. Sie sei es, für Staat und Nation, auch künftighin — auch und erst recht in verbreiterter, demokratisierter Welt. Sie trete ein in die Reihen und trete in ihnen voran. Sie fühlt, worum es geht. Sie hat wieder grenzenlose Aufgaben vor sich, sie hat in sich wieder die deutsche Kraft der Sehnsucht, sie darf die Schwingen wieder haben, die kein Bleigewicht bequemer Erfolge lähmt — es ist ein Stück Gewinn auch in all unserem Elende! Ein Fluch der Sattheit bedrückt uns gewiß nicht mehr; dieses Geschlecht hat es schwerer und dennoch einfacher als das um 1900. Aber auch jenes Geschlecht ist für Deutschland gestorben. Suche du heute dir deine Bahnen, du deutsche Jugend! Lerne aus der Vergangenheit und aus der Gegenwart, reinige und meide du die Mängel und Sünden unseres Wesens und unserer Geschichte, ergänze Versäumtes. Glaube du an den deutschen Geist und rufe ihn auf in deiner Seele und deinem Schaffen. Zeige du, daß er lebt, daß er schöpferisch, daß er der Menschheit unentbehrlich ist: zeige es in Arbeit und Willen, in Werken und in Taten, denn der Ruf allein nach dem Geistigen, den wir so oft vernehmen, ist ja zunächst allzu oft auch nichts als ein Wort. Aber vor allem: halte lebendig, was auch dem deutschen Geiste erst Herberge und Schirm sein kann, was ihm Stahl und Kraft sein muß, das Dasein selber, in Pflicht und Ordnung, Deutschland selber, seine Einheit, sein Reich: halte es in der Seele und in den Händen fest, als einen Eigenwert, wie einen Selbstzweck. Und laß dir in alles Düster dieser Tage mahnend und erhellend die Fackel der Geschichte dieses Reiches leuchten: ihr Licht lehre dich, es erwärme dich, es stärke dich! Wir haben in den Jahren des Kampfes über dieses Reich hinausgegriffen, bis ins Gestaltlose hinein; wir sind in den Jahren der Niederlage hinter seine Grenzen zurückgestoßen

worden, bis ins Erdrückende hinein: der deutsche Staat, wie er ist, muß uns der Ausgang bleiben für jede Zukunft: nicht nur als Form und Haus, sondern als Kraft und Leben, für unsere Stelle in der Menschheit und unsere innerste Eigenart zugleich, für unser tiefstes Wesen, des Ganzen und jedwedes Einzelnen. Denn nur die gestaltete Gemeinschaft der Nation trägt die Wirkung der Einzelseele lebendig und schöpferisch weiter in die Menschheit hinaus und gibt ihr die irdische Ewigkeit. Der dies einst verkündete, Johann Gottlieb Fichte, hat Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung retten wollen durch eine deutsche Erziehung. Aber auch in seinen Reden schwangen, jedem Hörer laut vernehmlich, die Töne der Macht und des Staates mit: uns hat ein reiches Jahrhundert mit ihnen durchdrungen. Die Arbeit unserer Väter, das 71er Reich, den Genius Bismarcks, Leben und Ringen, Schaffen und Opfer, Blut und Glauben: lernen Sie es aus unserer Vergangenheit, atmen Sie auch in ihr, klammern Sie sich an ihre Größe mit allen Fasern der Seele! Es ist unser Leben selbst, und Deutschland *soll* nicht sterben. In Not und Tod, in Hoffnung und Liebe, in Suchen und Streben, in Vertrauen und Willen: bleiben Sie dem Reiche, dessen Ehre wir tragen, dem Volke, dem unser Dasein entsteigt, bleiben Sie Deutschland treu! In allem Sterben, es *lebe* unser Vaterland! Heute und immer: es lebe das Reich!

* * *

Nachweise

18. (Zu Seite 1) „Die Universität Heidelberg im 19. Jahrhundert. Festrede zur Hundertjahrfeier ihrer Wiederbegründung durch Karl Friedrich, gehalten in der Stadthalle am 7. August 1903", Heidelberg Winter 45 Seiten, 1.—3. Tausend. Mit Anrede an den Großherzog. Mit leiser Ergänzung abgedruckt in den Acta Saecularia zur Erinnerung an die Zentenarfeier, Heidelberg 1903, 114—139. S. 24 pectus: Worte von Rudolf Sohm in seiner Rede zur Einweihung des neuen Universitätsgebäudes in Straßburg, 1884.

19. (Zu Seite 25) „Hamburg .. 1907", Hamburg L. Voß 1907, mit literarischer Anmerkung S. 46. Wiederabdruck mit freundlicher Erlaubnis des Verlages. Gegen Ende leise Zusätze. Zur Ergänzung meine Rede vom 13. Mai 1911 in „Das Vorlesungsgebäude in Hamburg" 1911, 82, 91 ff.

20. (Zu Seite 47) Nordamerika: erschienen 1913 bei Quelle & Meyer, 55 S. mit Vorwort, „dem Senator Dr. Werner von Melle in herzlicher Verehrung". Ich wiederhole aus dem Vorworte den Satz: „ich rechne darauf, daß auch meine gütigen amerikanischen Wirte sie nehmen wie sie ist, als Rede, und daß sie Mißverständnisse, die dem Ausländer nicht erspart zu bleiben pflegen, in Freundlichkeit berichtigen und verzeihen." Die Kritik, die ich an amerikanischen Dingen übe, habe ich auch heute nicht zurückzunehmen. Aber ich habe gewünscht, auch die Schilderung selber nicht zurückzunehmen, trotz allem, was inzwischen geschehen ist, und habe auch einzelne Sätze, die ich heute so nicht schreiben würde, belassen, wie sie waren.

21. (Zu Seite 75) „Alfred Lichtwark, gest. 13. Januar 1914, ein Gedenkblatt": Velhagen und Klasings Monatshefte, April 1914, 625—30, hier nur ganz leise verändert. Kurz nachher erschien meine Rede von der Gedenkfeier der Hamburger Kunsthalle (13. März): „Alfred Lichtwark und sein Lebenswerk", Quelle & Meyer, 61 Seiten. Sie führt die Gedanken des Nachrufes weiter und tiefer aus, mit breiterem Stoffe und mehr ins historisch Allgemeine hinein (58 ff. literarische Note); der Nachruf, der „subjektiv und objektiv persönlicher ist", behält daneben sein eigenes Gesicht. Seitdem sind zwei schöne Sammlungen erschienen: die kleinere von Lichtwarks Hamburgischen Aufsätzen, herausgegeben von G. Schiefler, Hamburgische Hausbibliothek 1917, die größere: „Alfred Lichtwark. Eine Auswahl seiner Schriften", besorgt von W. Mannhardt, mit Einl. von K. Scheffler, 2 Bde., Berlin Br. Cassirer 1917.

22. (Zu Seite 91) Goethe und Bismarck: „Festvortrag, gehalten in der 26. Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar am 3. Juni 1911", gedruckt Goethejahrbuch 1911, mit einer Anmerkung, die ins-

besondere auf Andreas Fischer, Goethe und Napoleon (2, 1900) und, für Möser, auf Kaß, Möser und Goethe 1909, verweist. Ich bleibe Erich Schmidt als dem Präsidenten der Goethe-Gesellschaft für seine Erlaubnis zum sofortigen Wiederabdruck der Rede herzlich dankbar. — Im April 1918 habe ich auf Einladung in Riga, Dorpat und Reval wieder über „Goethe und Bismarck" gesprochen, aber mit dem Zusatze: „Das geistige und das politische Deutschland". Der jüngere Vortrag (abgedruckt in der Neuen Rundschau Juli 1918, 865—83) „rückt anstatt des Persönlich-Charakteristischen vielmehr das Sachlich-Historische (besonders den innerlichen Zusammenhang der Epochen!) und zugleich das Gegenwärtige in den Vordergrund, als Kriegsrede".

23. (Zu Seite 119) Bismarck als Künstler. Vortrag, zuerst in Hamburg 1907 gehalten, 1915 niedergeschrieben und in der von Max Lenz und mir als Säkularschrift herausgegebenen Aufsatzsammlung „Das Bismarck-Jahr. Eine Würdigung Bismarcks und seiner Politik in Einzelschilderungen" (Hamburg, Broschek & Co., 1915) S. 151—163 gedruckt, hier mit freundlicher Erlaubnis der Verlagshandlung wiederholt.

24. (Zu Seite 141) Bei Bismarck: ungedruckt.

25. (Zu Seite 163) Trauerrede: „Gedenkworte, gesprochen bei der Trauerfeier des Vereins Deutscher Studenten zu Leipzig am 2. August 1898", aus Velhagen und Klasings Monatsheften September 1898 aufgenommen in Schmoller-Lenz-Marcks. Zu Bismarcks Gedächtnis, Leipzig, bei Duncker und Humblot 1899, 127 ff.; dort auch meine Abhandlung „Fürst B. und das Haus Hohenzollern" und meine Gedächtnisrede von der Totenfeier der Universität Leipzig, November 1898. Dem Verlage meinen besten Dank.

26. (Zu Seite 175) Fürst Bismarck: Schlußartikel in Karl Werckmeister, Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen, Band V, 905 ff., Berlin, Photographische Gesellschaft 1901, mit reicher Illustrierung. Vergl. Reimanns Deutsche Bücherei 29 und Nr. 175 der Wiesbadener Volksbücher, 1915. Ein verwandter Abriß von 1914 an der Spitze des Bismarck-Jahres. Der Photogr. Gesellschaft danke ich für die Erlaubnis zum Abdruck.

27. (Zu Seite 205) Gedächtnisrede zu Bismarcks 100. Geburtstag. Als „Gedächtnisrede zur Münchener Bürgerfeier von B.s 100. Geb., 27. März 1915" (im Löwenbräukeller) zuerst gedr. in den Süddeutschen Monatsheften (April, S. 97—107). Die 4. und 5. Auflage enthielten daneben die Münchener Universitätsrede vom 10. Mai 1915: „Bismarck und der deutsche Geist" (aus Velhagen und Klasing, Juli 1915) und den Gedenkaufsatz („Der Aufbau von Bismarcks Leben") aus der N. Fr. Presse 31. März 1915; dazu einen Hinweis auf mein 1915er „Lebensbild": „Otto von Bismarck", Cotta, 256 S.

28. und 29. (Zu Seite 221 und 253) „Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation", 2 Auflagen, Stuttgart, J. G. Cotta, 1900, 43 S., mit einem Vorwort und einer Widmung an

Herrn Eberhard Focke in Sydenham Hill (Vortrag aus dem Deutschen Athenäum zu London; englische Übersetzung: 1900, bei Williams & Norgate in London); „Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart", ebenda, 1910, 38 S., 2 Auflagen. Dem Cottaschen Verlage bin ich für die Abdruckerlaubnis dankbar. Aus dem Vorwort der zweiten Schrift (ursprünglich Vortrag der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin) wiederhole ich über ihr Verhältnis zur ersten folgendes: „Nach geschichtlicher Auffassung und eigener Gesinnung bekenne ich mich heute noch zu ihr, aber die Gesichtspunkte, welche die Weltlage uns und unserer Betrachtung anweist, haben sich seitdem verändert, und dieser neue Überblick tritt, nicht eigentlich abweichend, aber mit anderen Absichten und vielfach mit anderem Stoffe, von seiner besonderen Seite her neben den früheren. Die Vorrechte des Essays, der zusammenziehen und verallgemeinern darf und muß, nimmt er gleich jenem für sich in Anspruch; und politisches Dilettieren habe ich auch dieses Mal zu vermeiden gewünscht. Der Gegenstand ist dieses Mal rein politisch; behandelt zu haben hoffe ich ihn als Historiker." — Ich glaube auch in dieser Sammlung die beiden Abhandlungen, so nahe sie einander in vielem stehen, und so scharf sie an einer Stelle auseinanderbiegen, bei der Verschiedenartigkeit ihrer eigentlichen Themen und bei der Verschiedenheit ihrer Entstehungszeiten nebeneinander abdrucken zu sollen. In der Hauptsache stimmen sie zusammen; die Abweichung wird, für den Fortgang der Dinge von 1900 bis 1910, vielleicht nicht ohne charakteristisches Interesse sein. Von der These von 1910 vermag ich auch heute nicht abzugehen. Ob man die englische Politik dieser Jahrhunderte als Ganzes offensiv oder defensiv nennen will, darüber mag man streiten; nennt man sie defensiv, so scheint mir diese Defensive der Offensive überaus ähnlich zu sehen. Ich zitiere zu diesen Auffassungsfragen an neuester Literatur Felix Salomons inhaltreiche und sachkundige Abhandlung (Die Grundzüge der auswärtigen Politik Englands vom sechzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart, zuerst in der Zeitschrift für Politik III, 1910, auch Sonderausgabe), Salomons Besprechung meiner Broschüre Hist. Vierteljahrschrift 1910, S. 430, und die beiden Anzeigen von Arnold O. Meyer in der Hist. Zeitschrift und der Hist. Vierteljahrschrift 1911; sowie Willy Andreas in den Grenzboten, 6. September 1911. Aus dem Jahre 1912 Hermann Onckens ausgezeichneter Vortrag: Deutschland und England, Heidelberg, bei Winter. — Ich drucke diese Anmerkung von 1911—12 heute, 1922, wieder ab; ein Zusatz ist heute überflüssig. Ich verweise daneben auf meine ausführlichere und ausdrücklichere Kriegsabhandlung aus d. J. 1915: „Die Machtpolitik Englands", in dem Teubnerschen Sammelbande „Deutschland und der Weltkrieg," 1915, S. 297—322, und auf meine Gesamtdarstellung „Entwicklung und Hauptziele der britischen Reichspolitik" in den bei Mittler 1921 erschienenen „Lebensfragen des Britischen Weltreiches", S. 1—48.

30. (Zu Seite 283) „Die imperialistische Idee in der Gegenwart, Vortrag gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 10. Oktober 1903", Dresden 1903, 33 S.

31. (Zu Seite 311) „Wo stehen wir? Die politischen, sittlichen und kulturellen Zusammenhänge unseres Krieges. Eine Rede", Nr. 19 der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftenreihe „Der Deutsche Krieg", Stuttgart 1914, 32 S., 1.—12. Tausend, mit sehr gefälliger Erlaubnis der Deutschen Verlags-Anstalt hier abgedruckt. Vortrag, zuerst gehalten zu München am 13. Oktober 1914, dann in Kassel, Hannover, Berlin und Leipzig.

32. (Zu Seite 339) „Der Imperialismus und der Weltkrieg. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 9. Oktober 1915", bei Teubner in Leipzig und Dresden 1916 erschienen, 26 S. mit literarischer Anmerkung, die außer Ruedorffer-Riezlers Grundzügen der Weltpolitik nnd Kjelléns Großmächten der Gegenwart, Steffen, Weltkrieg und Imperialismus, 1915, A. Hettner, Englands Weltherrschaft und der Krieg, 1915, und aus „Deutschland und der Weltkrieg" insbesondere O. Hintzes Einleitungsaufsatz anführt. Der Verlag hat dem Wiederabdruck zugestimmt. Weggefallen sind in der 6. Auflage an Kriegsschriften vornehmlich die Reichsrede „1814, 1864, 1914" (Südd. Monatsh. März 1914), und die Kriegsrede „Vom Erbe Bismarcks", Quelle & Meyer 1916, 54 S., daneben Kleineres. Anführen darf ich hier noch die Rede „An der Schwelle des dritten Kriegsjahres" vom 1. August 1916, Verlag der Südd. Monatshefte 1916, und die Jahresrückblicke in den Neujahrsnummern der N. Fr. Presse von 1917. 18. 19.

33. (Zu Seite 363) „Deutsche Geschichte und deutsche Zukunft". Münchener Neueste Nachrichten, 1. Juli 1916, Nr. 330, mit einigen kleinen Zusätzen. Foersters Aufsatz war in Deutschland erst spät bekannt, dann aber viel bemerkt und umstritten worden, Münchener Hergänge veranlaßten meine Veröffentlichung. Manche Polemik hat, nachher wie vorher, den Streitgegenstand zu verrücken versucht. Es mag sich lohnen, ihn hier nochmals festzulegen; auf den sachlichen Gegensatz selber wird auch die Zukunft vielleicht noch manchmal zurückkommen. — Zu III.: Fr. Naumann, Mitteleuropa, Berlin 1915.

34. (Zu Seite 379) Versklavung: „Die Versklavung des deutschen Volkes. Eine geschichtliche Umschau", N. Fr. Presse, 27. März 1921. Vgl. dazu die Betrachtung „Nach dem Westfälischen Frieden" in „Des Deutschen Jungborn" herausgegeben von der Deutschen Allgemeinen Zeitung, Weihnachten 1921, S. 42 ff.

35. (Zu Seite 391) „Das Deutsche Reich. Rede zur Feier seines 50. Gedenktages, gehalten an der Universität München", erschienen als Sonderabdruck aus „Wissen und Wehr" 1921, 1, S. 1—22, bei E. S. Mittler und Sohn, Berlin 1921, wiederabgedruckt mit freundlicher Erlaubnis des Verlages.

* * *

Namen- und Ortsregister

Zusammengestellt von G. Drobner. — Schrägliegende Ziffern: II. Band.

Aachen 178.
Abeken, Heinrich 399. *95.*
Ackermann *6.*
Addington, Henry 136. 137.
Aegidi *32. 42.*
Alba, Herzog von 7. 51.
Albert, König von Sachsen 410. *394.*
Albrecht der Bär 147.
Albret, Jeanne d' 86.
Alexander I., Kaiser von Rußland 263.
Alexander II., Kaiser von Rußland *318.*
Allers, Christian Wilhelm *147. 158. 160.*
Altdamm 345.
Altdorf-Nürnberg, Universität *29.*
Amalfi 16.
Amboise 69. 85. 86. 87.
Amiens, Friede zu 133. 136.
Amsterdam *231.*
Andelot, Franz von 48. 50. 54. 68. 71.
Andrassy, Graf Julius *269.*
Anton, König von Sachsen 390.
Aranjuez 11.
Arneth, Alfred 302. 305.
Arnim, Archim von 164. 7.
Arnim, Graf Harry *125.*
Arnold, Friedrich *16. 22.*
Aubigné, Agrippa von 86.
Augsburg 144. *28. 29.*
August der Starke 221.
Augusta, Kaiserin *157. 190.*
Austerlitz 111. 137. 138.

Babelsberg 356. *125.*
Bach, Johann Sebastian 167. 189.
Baltimore *57.*
Basel *28.*
Basly 83.
Baumgarten, Hermann 14.
Beaconsfield, Lord *269. 272. 295.* S. auch Disraeli.
Bebel, August 170.
Becker, Jakob *211.*
Beckerath, Hermann von 311.
Belle-Alliance *153.*
Berlepsch, Hans Hermann, Freiherr von *151.*
Berlin 105. 143. 160. 164. 169. 191. 287. 295. 296. 310. 315. 317. 321. 338. 353. 373. 374. 384. 392. *6. 20. 31. 40. 78. 79. 113. 114. 128. 144. 145. 148. 177. 178. 183. 245. 269. 365.*
Bernhardi, Theodor von 372.
Bernhardt, Sarah 83.
Bertram *81. 82. 89.*
Beseler, Georg 305.
Beseler, Wilhelm *13.*
Beust, Graf 399. *130.*
Beza, Theodor von 69. 73. 77.
Biarritz *184.*
Bismarck, Malwine von *130. 131.*
Bismarck, Johanna Fürstin von *146 ff. 159 ff.*
Bismarck, Otto von 121. 166. 167. 168. 169. 172. 173. 198. 199. 206. 219. 230. 239. 247. 248. 251. 252. 253. 272. 276. 334. 335. 343. 347. 353. 354. 355. 356. 360. 367. 368. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 394. 396. 399. 408. 412. 414. 415. 416. 417. 420. *37. 38. 39. 41. 54. 65. 67. 70. 84. 91 ff. 119 ff. 141 ff. 163 ff. 175 ff. 205 ff. 244. 249. 250. 269. 270. 271. 274. 282. 295. 304. 305. 307. 308. 318. 320. 325. 326. 352. 355. 361. 367. 368. 369. 371. 372. 374. 375. 394. 395. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 407. 409. 412. 413. 414. 416.*
Birmingham *298.*
Blanckenburg, Moritz von 345. 347. 369. *180.*
Blechen, Karl *81.*
Blind, Ferdinand *154.*
Blois 84. 86.
Blücher, Fürst 262. *110.*
Blumenthal, General von 351. 374.
Bluntschli, Johann Kaspar *18. 20.*
Böckh, August *6.*
Böcklin, Arnold *79. 81. 84. 184. 401.*
Bodmer, Johann Jakob 192.
Bologna *28.*
Bonaparte 129. 130. 133. 271. *236. 265.* S. auch Napoleon.
Bonin, Eduard von 358. 360. 361.
Bonn 193. 353. 355. 410. *6.*
Borcke, Frau von 345.
Bordeaux 88.
Born, Arbeiterführer 296.
Boston *49. 53. 54. 56. 65. 67.*
Boyen, Hermann von 251. 262. 268. 329. 350. 352. *325. 326.*
Bozen 87.
Brahms, Johannes *401.*
Brandenburg, Friedrich Wilhelm Graf von 313.
Brauer, Friedrich *3.*
Brauer, Artur von *129.*
Breisach 104.
Bremen 25.
Brentano, Klemens *7. 8.*
Brentano, Lorenz 293.
Breslau 144. 287. 296. *31.*
Bright, John *298.*
Brinckmann, Justus *43. 77. 78. 87. 89.*
Bruchsal 193.
Brüssel *322.*
Bucher, Lothar *124. 160. 191.*
Bülow, Graf Hans von 262.
Bülow-Cummerow 319.

Bunsen, Robert *16. 17. 22.*
Burg bei Magdeburg *151.*
Burke Edmund 114. 120. 126. 127. 132. 133. 270.
Burleigh (Cecil) 38.
Busch, Moritz *190.*
Büsch, Johann Georg *32. 33. 54. 43.*
Bute, Lord *234.*
Burtehude *89.*
Byron, Lord *112. 121. 179. 255.*

Calvin, Johann 13. 54. 55. 76. 77. 78. 79. 187.
Cambridge (Amerika) *57. 67.*
Cambridge (England) 29, 117. *295.*
Canning, George 139. *97.*
Carlos, Don 10. 11.
Cavour, Camillo, Graf von *127.*
Cervantes 16.
Chamberlain, Joseph 134. *272. 296. 297. 298. 299. 302. 307. 308. 316. 345.*
Chappuis, von 346.
Charleston *56.*
Chatham, Lord 112. 114. 116. 117. 119. 121. 130. 134. 139. *234. 235. 236. 265.* S. auch Pitt der Ältere.
Chatillon am Loing 47. 62. 74.
Chauvelin 128.
Chelius *15.*
Chicago *49. 51. 57. 67. 68.*
Chodowiecki 153.
Chrysander, Dr. *145 ff.*
Clemenceau, Georges *387.*
Clive, Robert 130.
Cobden, Richard *289.*
Colbert, Jean Baptiste 98. *144. 261.*
Coligny, Gaspard von 45 ff. 63 ff.
Colmar 94.
Condé, Ludwig von 49. 50. 66. 68.
Copley, John Singleton *54.*
Corinth, Lovis 168. *83.*
Courbet, Gustave *84.*
Creuzer, Georg Friedrich *6. 7. 8.*
Cromwell, Oliver *229. 255. 260. 263. 291.*
Cuvier, Georges Baron von *94.*

Dahlmann, Friedrich Christoph 281. 299. 304. 305. 306. 308. 309. 410. 411. *114. 374.*
Danckelmann, Eberhard von 218. 220.
Dante 389. 390. *135.*
Danzig 144. 151. 153. *31.*
Darnley, Lord 30.
Davis, Jefferson *55.*
Dehmel, Richard 168.
Delaborde, Jules, Graf 65.
Dilke, Ch. *295.*
Disraeli. S. Beaconsfield.
Dover 17.
Drake, Francis 28. 31. 32. 134. *255.*
Dresden 320. 392. *70. 79.*
Dreux 68.
Droysen, Johann Gustav 96. 206. 305. 306. *20.*
Dublin 131.
Duncan 130.
Dürer, Albrecht *79.*
Düsseldorf *70.*

Ebert, Reichspräsident 170.
Eckermann, Johann Peter *96. 97. 108. 109.*
Edinburgh 30.
Eduard VII., König von England *275. 322.*
Elbing 150.
Eichendorff, Joseph von 164. *8.*
Eliot, Präsident *67.*
Elisabeth, Königin von England 6. 19. 23 ff. 134. *224. 228. 229. 255. 258. 259. 260. 261. 263.*
Elisabeth von Valois, Königin von Spanien 11.
Emden 25. 26.
Ems *125. 188.*
Engels, Eduard 170. 296.
Erdmannsdörffer, Bernhard *22.*
Erfurt *28.*
Ermisch, Hubert 386.
Erzberger 170.
Escorial 8. 21.
Escovedo 10.
Esser, Graf 32. 35. 42.

Faschoda 272.
Fehrbellin 216. 220. *150.*
Ferdinand II., deutscher Kaiser *385.*
Ferdinand, Kaiser von Österreich 391.
Ferdinand, König von Aragon 4. 17. 18.
Ferdinand, Prinz von Braunschweig *234.*
Ferdinand, König von Bulgarien *158.*
Feuerbach, Anselm *81. 136.*
Feuerbach, Ludwig *13.*
Fichte, Johann Gottlieb 262. 269. 271. 272. *367. 371. 396. 415. 417.*
Fickler, Joseph 293.
Fischer, Kuno *3. 14.*
Florenz 387.
Focke, Eberhard *421.*
Foerster, Fr. W. *365 ff. 422.*
Fontane, Theodor 166.
Fouqué, Friedrich Heinrich Karl, Freiherr de la Motte- 164.
Fox, Charles James 119. 120. 123. 132. 137. 138. 139.
Francke, Meister *81.*
Franckenberg, von 345.
Frankfurt a. M. 290. 292. 293. 294. 296. 302. 306. 310. 313. 317. 320. 344. 396. 399. 412. 415. *40. 70. 71. 98. 113. 127. 128. 156. 183. 185. 211. 282.*
Frankfurt a. d. Oder 344.
Frantz, Konstantin *367. 368. 369. 373. 375. 377.*
Franz I., Kaiser von Österreich 263. 386. 391.
Franz I., König von Frankreich 43. 47. 48. 52. 59. 66. 67. 85. 98.
Franz II., König von Frankreich 49. 55. 59. 66.
Franz, Josef, Kaiser von Österreich 386. 392. 415.
Freiburg i. Br. *5. 145. 155.*
Freytag, Gustav 166. 172. *88.*
Friedrich, Nikolaus *23.*
Friedrich, Kaspar *81. 82.*
Friedrich der Rotbart, Kaiser 147.
Friedrich I., Großherzog von Baden 403 ff. *21. 24. 394.*
Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg 219.
Friedrich I., König von Preußen 217. 220. 221.
Friedrich II., der Große, König von Preußen 10. 112. 158. 159. 161. 163. 166. 190. 199. 221. 227 ff. 239. 243. ff. 310. 311. 312. 329. 330. 350.

360. 365. 384. 395. *108. 127. 135. 140. 144. 166. 167. 182. 195. 234. 291. 315. 323. 325. 355. 371. 396.*
Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg 205. 220. 223.
Friedrich III., König und Kaiser 327. 354. 374. 419. *188. 394.*
Friedrich III., Kurfürst von der Pfalz *3.*
Friedrich, Graf zu Mümpelgart (Herzog von Württemberg) 25 ff.
Friedrich August der Gerechte, König von Sachsen 384. 385. 390.
Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg *394.*
Friedrich Karl, Prinz von Preußen 347. 353.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst 98. 105. 157. 158. 190. 212 ff. 234. 383. *308.*
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 10. 158. 160. 190. 221 ff. 234. 235. 256. 257. 329. 365. 384.
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 162. 237. *235.*
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 164. 238. 247. 261. 263. 288. 330. 345. 348. 351. 352. *178.*
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 247. 288. 289 ff., 333. 352. 353. *354.* 361. 385 ff. 412. *369.*
Friedrich Wilhelm, Kronprinz. S. Friedrich III.
Friedrichsruh *107. 114. 127. 145. 148. 159. 161. 196. 200. 216.*
Froude, James Anthony *295.*
Fuchs, Karl Wilhelm *22.*

Gagern, Heinrich von 304. 305. 306. 307. 308. 309. 321. *13.*
Gardiner, S. R. *239.*
Gaudy, Franz, Freiherr von 164.
Gegenbaur, Karl *22.*
Genf 57. 77.
Geoffroy de St. Hilaire *94.*
Georg I., König von England 116.
Georg II., König von England 116. 129. *264.*
Georg III., König von England 115. 116. 118. 119. 121. 122. 128. 138. *235.*
Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 212.
Gerlach, Leopold von *113. 126. 128. 181.*
Germain, St. 67.
Gervinus, Georg Gottfried *12. 14.*
Giskra, Karl 305. 306.
Gladstone, William Ewart *269. 272. 274. 280. 289. 290. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299.*
Glaßbrenner, Adolf 319.
Gmelin, Leopold *15. 16.*
Gneisenau, August, Graf von 262. 268. *237. 326.*
Gneist, Rudolf von *20.*
Goeben, August von 351.
Gomez, Ruy, Fürst von Eboli 7.
Görres, Joseph von *7. 8.*
Goethe, Joh. Wolfgang von 167. 192. 199. 233. 271. 389. *70. 80. 84. 89. 91 ff. 122. 129. 135. 136. 137. 151. 167. 170. 171. 198. 203. 371.*
Gortschakow, Fürst Alexander *318.*
Gotenburg *334.*
Göttingen *6. 7. 178.*
Gottsched, Johann Christoph 192.
Graff, Anton *81.*
Granville, Lord *271. 294.*
Gravelotte 338.
Greenwich 29.
Gresham, Thomas 28. 134.
Grey, Johanna 35.
Grey, Sir Edward *276.*
Grimm, Jakob 281. *8.*
Grimm, Wilhelm *8.*
Gröber, Adolf 170.
Grolman, Karl von 262.
Große Kurfürst. S. Friedrich Wilhelm.
Großbeeren 262.
Großtinz in Schlesien 347.
Guise, Herzog Franz von 49. 50. 60. 63 ff. 86.
Guise, Herzog Heinrich von 85.
Guiton, Jean 88.
Gustav Adolf, König von Schweden *29. 315.*

Hagenau 94.
Halle a. d. Saale 160. 223. *6.*
Hamburg 191. 296. *25 ff. 49 ff. 77 ff. 152. 159.*
Hampton court 29.
Hanau 291.
Händel, Georg Friedrich *263.*
Hansemann, von *153.*
Hardenberg, Karl August Fürst 295. 329.
Harrison, William 35. 36. 39.
Hartung, Friedrich *408.*
Harvard-Cambridge 263. *67.*
Hastings, Warren 122.
Hauptmann, Gerhart 167.
Hausrath, Adolf 375.
Häusser, Ludwig 206. 410. *12. 18. 20.*
Hecker, Friedrich 293.
Hegel, G. W. Fr. 167. 192. 271. *8. 14. 15. 20. 106. 179. 367. 396. 405.*
Hehn, Viktor *113.*
Heidelberg 72. 292. 327. 328. 405. 411. 422. *1 ff.*
Heine, Heinrich *130.*
Heinrich I., deutscher König 146.
Heinrich II., König von Frankreich 48. 49. 52. 53. 54. 59. 66. 98.
Heinrich III., König von Frankreich 85.
Heinrich IV., König von Frankreich 21. 26. 50. 87. 97. 98. *259.*
Heinrich VIII., König von England 35. 39.
Heinrich der Löwe 147.
Heinze, Rudolf *22.*
Heise *6.*
Heyse, Paul *401.*
Helmholtz, Hermann *16. 17. 22.*
Helmstedt *40.*
Henle, Jakob *15.*
Hentzner, Paul 26 ff.
Herder, Joh. Gottfried von 161. 192. 271. *33.*
Hesse, Ludwig Otto *22.*
Hildebrand, Adolf von *79. 401.*
Hindenburg 170.
Hodler, Ferdinand *84.*
Hofmann, Ludwig von *83. 84.*

Hofmeister, Wilhelm *22.*
Hohenlohe, Fürst Chlodwig von 415. 417.
Holbein, Hans *77.*
Howe, Graf Richard 130.
Humboldt, Wilhelm von 163. 192. 268. *94.*
Hundeshagen, Karl Bernhard *14.*

Innsbruck 87.
Isabella, Königin von Kastilien 4. 5. 17.
Ithaca *49. 51. 57. 67.*

Jacobi, Hugo *146 ff.*
Jakob II., König von England *231.*
Jena 111. 162. 191. 238. 329. *34. 95. 100. 178.*
Jervis 130.
Joachim I., Kurfürst von Brandenburg 210. 211.
Johann, König von Sachsen 385 ff.
Johann Georg, Prinz von Sachsen 386. 426.
Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg 212.
Johanna die Wahnsinnige 5. 6.
Jolly, Julius 375. 418. *16. 21.*
Jordan, Abgeordneter *154.*
Juan, Don d'Austria 10.
Julius II., Papst 43.
Jungius, Joachim *32.*

Kalckreuth, Leopold, Graf von XI. 168. *77. 84. 88. 89. 115.*
Kalnoky, Gustav Sigismund, Graf von *269.*
Kant, Immanuel 161. 191. 192. 271. 350. *106. 371. 405.*
Karl I., König von England *229.*
Karl II., König von England *229. 261.*
Karl V., Kaiser 4. 5. 6. 7. 9. 13. 15. 17. 18. 22. 53. 66. 76. 186. 187. *258. 262. 315.*
Karl IX., König von Frankreich 49. 51. 59. 60. 70.
Karl August, Großherzog von Weimar *98.*
Karl der Große *29.*
Karl Friedrich, Großherzog von Baden 405. 413 ff. *3. 4. 6. 18. 24.*
Karlsruhe 412. 416.
Karthago *383.*
Katharina II., Kaiserin von Rußland *246. 265.*
Katharina von Medici, Königin von Frankreich 38. 49. 50. 51. 59. 60. 65. 66. 68. 69. 70. 85.
Keller, Gottfried *13. 401.*
Keyserling, Alexander, Graf von *111.*
Kiechel, Samuel, 26 ff.
Kiel *40.*
Kirchenpauer, Gust. Heinrich *42.*
Kirchhoff, Gustav *16. 17.*
Kitchener, Lord *272.*
Kjellén, Rudolf *334. 335. 422.*
Kleist, Heinrich von 163. 164.
Klinger, Max *79. 81. 84. 89.*
Klopstock, Friedrich Gottlieb 192. 271. *33.*
Klüber, Johann Ludwig *6. 7. 20.*
Kniephof *132. 179.*
Knies, Karl *22.*
Koblenz 329. 353. 354. 355. 356.
Kolberg 356.
Köln 296. 355. *28. 29.*
Königsberg 144. 151. 163. 191. 205. 213. 287. 329. 355. *34.*
Konstantinopel *238. 268. 300. 319. 321. 347. 352. 357.*
Kopenhagen 131.
Körner, Karl Theodor 262.
Korum, Bischof Felix *155.*
Koser, Reinhold 158.
Kreuzburg 172.
Krobnitz in der Lausitz 377.
Krüger, Präsident *275.*
Kühne, Willy 22.
Kulm in Westpr. 345.

Lansdowne, Lord *276.*
Lassalle, Ferdinand 171. *191. 400.*
Laval, Charlotte von 54.
Lebrun 103.
Lee, Robert 55.
Legrelle 93. 105.
Leibl, Wilhelm *81. 84. 115. 401.*
Leibniz, Gottfried Wilhelm, Freiherr von 160. 192. *106.*
Leicester, Lord 35.
Leipzig 262. 291. *31. 34.*
Leistikow, Walter 168.
Le Mans 336.
Lenbach, Franz von *81. 125. 148. 149. 159. 160. 216.*
Lenz, Max *280.*
Leopold I., Kaiser von Österreich 100.
Lepanto 12. 16.
Lessing, Gotthold Ephraim 160. 192. 233. 271. *33.*
Lettenhove, Baron Kervyn de 3. 65.
Leuthen *234.*
Lichtenberg, Georg Christoph *89.*
Lichtwark, Alfred VII. XI. *41. 43. 75 ff. 419.*
Liebermann, Max 168. *84. 88. 115.*
Liebknecht, Wilhelm 170.
Liliencron, Detlev von 338.
Lissabon 11.
Liszt, Franz von 83.
London 27 ff. 111. 113. 133. *224. 230. 231. 237. 264. 270. 271. 388.*
Lope de Vega 16.
Lorenz, Ottokar 375.
Louvois 97. 103. 104. 105. 107.
Lübeck 150. 290. *29.*
Luden, Heinrich *109.*
Ludendorff 170.
Ludwig I., König von Baiern 193. 289. 292. 389.
Ludwig XII., König von Frankreich 77. 85.
Ludwig XIV., König von Frankreich 91 ff. 112. 129. 215. 216. 220. *133. 213. 230. 231. 236. 246. 261. 262. 269. 291. 315. 382. 385. 386.*
Ludwig XV., König von Frankreich 129. *232.*
Ludwig XVI., König von Frankreich 129.
Ludwig Philipp, König von Frankreich 284. 290. 365. *303.*
Luitpold von Baiern *394.*

Luther, Katharina 198. *103.*
Luther, Martin 5. 13. 57. 76. 167. 177. *29 127. 129. 135. 167. 168. 203.*
Lyon 72.

Macaulay 131.
Machiavelli, Niccolo 43. 256.
Madison *49. 56. 57. 67.*
Magdeburg 86. 105. 148. 383. *177.*
Mailand 4. 15.
Manhattan *50.*
Mannheim *40. 70.*
Manteuffel, Otto von 294.
Manteuffel, Edwin von *155. 156.*
Marées, Hans von *81. 401.*
Marheineke, Philipp Konrad *6.*
Maria die Katholische, Königin von England 6. 35.
Maria Theresia, Kaiserin von Österreich 384.
Marienburg 144. 152.
Marlborough, Lord 112. 129. *264.*
Marx, Karl 170. 296.
Max von Baden 170.
Max II., König von Baiern 194.
Max Josef, König von Baiern 386.
Maximilian I., Kaiser 4. *385.*
Mazarin 93. 97. 98.
Medici. S. Katharina von.
Medici, Lorenzo von 43.
Meinecke, Friedrich 350. 372. 426. *325.*
Meissonier, Ernest *77.*
Meißen 147. 150.
Melanchthon, Philipp *168.*
Melle, Werner von *27. 49. 419.*
Menzel, Adolf 168. *79. 81. 82. 84. 115. 401.*
Merey, Jean Poltrot de 69 ff.
Metternich, Fürst 290. 292.
Metz 104.
Meyer, Georg *22.*
Meyer, Konrad Ferdinand 79. *401.*
Meyer, Viktor *22.*
Michelangelo 43. *135.*
Milton, John *229. 255.*
Miquel, Johannes von *151.*
Mittermaier, Karl Joseph Anton *11. 14. 22.*
Mohl, Robert von *14. 20.*
Moleschott, Jakob *14.*
Moltke, Hellmut von 166. 239. 334. 347. 351. 353. 373. 374. 375. *322. 394.*
Mommsen, Theodor 250. 322.
Montargis 77.
Montesquieu, Charles de 113. *240.*
Montez, Lola 289.
Montmorency, Anne de 47. 67.
Moritz von Sachsen 383.
Möser, Justus 271. *99.*
Morley, John Lothrop 3.
Mount Vernon *54. 56.*
Müller, Kanzler Friedrich von *109.*
München 173. 174. 194. 289. 392. 417. *79. 365.*
Münster 93. 104. *39.*
Münsterberg, Hugo 425. *50. 67.*

Nägele, Franz *6. 15.*
Napoleon I. 111. 129. 135. 136. 137. 162. 256. 257. 261. 262. 263. 267. 271. 273. 285. 409. *34. 96. 97. 99. 127. 172. 197. 210. 236. 237. 246. 255. 269. 286 292. 303. 306. 315. 382. 386. 387. 396.*
Napoleon III. 329. *183. 186. 187. 188. 269. 303.*
Naumann, Friedrich *374. 422.*
Navarra, Heinrich von 51.
Neapel 4. 14. 16.
Nelson, Horatio 130. 131. 134. 137. 262. *236. 237. 265.*
Neumann, Karl 424. *83.*
Neuruppin 228.
New Haven *57.*
Newton, Isaak *255.*
New York *50. 53. 57 67.*
Niebuhr, Berthold Georg 268.
Nietzsche, Friedrich 219. *405.*
Nikolaus I., Kaiser von Rußland 16. *269.*
Nikolsburg 373. *125.*
Nimwegen 96. 103. 104. 105.
Nokk, Wilhelm *21.*
North, Lord 116.
Noske 171.
Nürnberg 144. *28. 29.*
Nymphenburg 193.

Olmütz 321. 333. 355. 356. 392. 394. 395.
Otto I. Kaiser 146. 147.
Oranien, Wilhelm I. von 65. 220. *231.*
Oranien, Wilhelm III. von *262.*
Orleans 68. 69. 72. 74. 75. *84.*
Orford 29

Palmerston, Lord *274. 280. 294.*
Paris 52. 70. 83. 86. 128. 129. 262. 284. 295. 328. 374. *94. 127. 184. 212. 264. 322. 386. 388.*
Parma, Margarete von *96.*
Pasteur, Louis 83.
Paulus, Apostel 182.
Paulus, H. E. Gottlob *6.*
Paulus, Pariser Bänkelsänger 83.
Payer 170.
Pelham, Herzog von Newcastle *265.*
Perthes, Clemens Theodor 335. 368. 369.
Peter der Große *246. 315.*
Petersburg *127. 184. 200. 271. 353.*
Peutinger *42.*
Pfeufer, Karl von *15.*
Philadelphia *53. 54. 56. 57. 67.*
Philipp II., König von Spanien 1 ff. 25. 26. 38. 48. 49. 50. 53. 60 66. 76. 129. *227. 262. 385.*
Pirckheimer *42.*
Pitt, William d. Ä. S. Chatham, Lord.
Pitt, William d. J. 109 ff. *235. 265.*
Plassey *263.*
Pleushagen bei Kolberg 345. 370.
Polenz 65.
Polignac 88.
Poltrot s. Merey.
Pontarlier 336.
Posen 356.
Potosi 18.
Potsdam 316. 353. *178.*
Puchelt *15.*
Pufendorf, Samuel Freiherr von 160. 192.
Putney 111. 138.
Puttkamer, Johanna von *180.*

Quebec *263.*
Quentin, St. 48. 54.

Raabe, Wilhelm *401.*
Ranke, Leopold von 20. 60. 65. 79. 205. 206. 219. 248. 297. *20. 227. 239. 280. 314. 376. 373.*
Raleigh, Sir Walter 42.
Rathgeb 25 ff.
Rau, Karl Heinrich *11. 14.*
Rauch 164.
Ravenna 390.
Reimarus, Hermann Samuel *32.*
Reißeißen, Franziskus 101. 105. 107.
Reizenstein, Sigmund von *5.*
Rembrandt, Harmensz von Ryn 42. *61. 79. 217.*
Renée, Herzogin von Ferrara 77.
Reval 171.
Reynolds, Sir Joshua *263.*
Rheinsberg 228. 245.
Rhodes, Cecil 134.
Richard III, König von England 42.
Richelieu, Kardinal von 86. 93. 98. *144. 385.*
Richmond *49. 55.*
Rießer, Gabriel 304.
Riezler, Kurt *422.*
Riezler, Sigmund *408.*
Ritter, Karl 346.
Robespierre, Maximilien 10.
Rochelle, La 51. 84. 86. 87. 88. 89.
Rochester 40.
Rockefeller, John Davison *68.*
Rogge, Anna 347.
Roggenbach, Franz von 414. 416.
Rohde, Erwin *22.*
Rom *192.*
Roon, Albrecht Graf von 239. 316. 334. 338. 341 ff. *101. 126. 185.* 308. 394. 425.
Roon, Anna von 378.
Roon, Bernhard von 374.
Roosevelt, Theodor *57. 65. 69. 302. 307. 316. 345.*
Rosebery, Lord Archibald 117. 131. 135. *242.*
Roßbach *234.*
Rößler, Konstantin *157.*
Rostock *40.*
Rotenburg 144.
Rothe, Richard *14.*
Rousset, Camille 107.
Rubens, Peter Paul 44.
Rümelin, Gustav 305. 308.
Runge, Philipp Otto *77. 82.*
Ruprecht, Kurfürst von der Pfalz *3.*
Russell, Lord John *294.*

Salem *53.*
Salisbury, Robert Marquis von *269.*
Salomon, Felix 117. *421.*
Savigny *20.*
Schäfer, Dietrich 37.
Scharnhorst, Gerh. Joh. David von 251. 262. 268. 329. 350. *326.*
Scheidemann 170.
Schelling, Friedr Wilh. Joseph von 192.
Schenkel, Daniel *14.*
Schenkendorf, Max von 164. 262.
Schiff, Jakob *49.*
Schiller, Friedrich von 89. 138. 167. 192. 271. *103. 111. 115. 122. 151 371.*
Schinkel 164.
Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel 164. 262. 269. *14.*
Schleißheim 193.
Schlettstadt 94.
Schlosser, Friedr. Christoph 410. *12. 13 20.*
Schlüter, Andreas 160. 215.
Schmerling, Anton Ritter von 305.
Schmoller, Gustav von 206.
Schöll, Adolf *98.*
Schön, Theodor von 295.
Schönburg, Fürst von 294.
Schongauer, Martin *79.*
Schönhausen *131. 179.*
Schuch, Charles *81.*
Schumacher, Fritz *88.*
Schwabe *78.*
Schwarzenberg, Graf Adam von 212.
Schweninger, Ernst *146. 157. 160.*
Scipio, Abg. *154.*
Scott, Sir Walter *255.*
Seeley, Sir John Robert *295. 297.*
Shakespeare, William 20. 31. 34. 39 ff. *103. 121. 122. 130. 135. 137. 138. 229. 255.*
Shaw, George Bernard *255.*
Siemens, Edmund *44.*
Simon, Gustav *23.*
Simson, Eduard von *304.*
Smith, Adam 120. *239.*
Soldan 65.
Sophie Charlotte, König von Preußen 224. 227.
Sorret *94. 109.*
Sorrent 16.
Soubise, Jean de 71.
Spencer, Lord 135.
Spengler, Oswald 158.
Spenser, Edmund 39.
Spinoza, Baruch *106. 179.*
Spitzweg, Karl *81.*
Stahl, Julius *20.*
Stambuloff, Stephan *158.*
Stein, Karl Freiherr vom 121. 163. 261. 268. 329. *8. 396.*
Steinhausen, Wilhelm 168. *81.*
Stettin 220. 222. *31.*
Storm, Theodor *401.*
Straßburg 87. 91 ff. 155. 410. *6. 28. 29. 39. 155.*
Stratford 43.
Strauß, David Friedrich *13.*
Struve, Gustav von 293.
Stuart, Maria, Königin von Schottland und von Frankreich 28. 30. 35. 66. 86.
Stuart, General *55.*
Stuart, Maler *54.*
Studemund, Wilhelm *155.*
Sturm, Jakob *42.*
Stuttgart *79.*
Sybel, Heinrich von 206. *129. 157. 295. 367.*

Tannenberg 153.
Tasso, Torquato *136.*
Thibaut, Anton Frdr. Justus *6. 9. 20.*
Thoma, Hans *79. 81. 82.*
Thomasius, Christian 160. 192.
Thorn 355.
Tieck, Johann Ludwig 164.
Tiedemann, Friedrich *15.*
Tietgens, Hermann XI.
Tilly, Johann Graf von *156.*
Tilsit 162.
Tirpitz, Alfred von 170.
Tours 86.
Trafalgar 137.
Treitschke, Heinrich von 165. 197. 219. 248. 349. *12. 18. 19. 20. 22. 78. 113. 115. 161. 295. 230 367. 401. 403.*
Trient *353. 354.*

Trier *155.*
Trübner, Wilhelm *81.*
Trumbull 54.
Tschech 391.

Uhde, Fritz von *81. 84. 115.*
Uhland, Ludwig 281. 304. 305. 307.
Ullmann, Karl *11. 14.*
Ulm 30.
Umbreit *11.*
Unruh, Viktor von 320.
Unruh-Bomst, von *154.*
Urban VI., Papst *3.*

Vangerow, Karl Adolf von *14. 22.*
Varzin *106. 127. 196.*
Vassy 66. 73. 78.
Versailles 103. 216. 374. 417. 418. 419. *95. 189. 212. 381. 386. 388. 395.*
Versmann, Joh. G. A. *37.*
Viktor Emanuel, König von Italien 395.
Vincke, Georg von 305.
Voltaire, François de 229.
Voß, Johann Heinrich *6. 10.*

Wackenroder, Wilhelm Heinrich 164.
Wagener, Hermann *191.*
Wagner, Richard *115. 136. 401.*
Waldeck, Benedikt Franz Leo 320.
Waldenburg 294.
Wallenstein, Albrecht von *156.*
Walsingham, Francis 38.
Warschau 216.
Washington *54. 65. 69.*
Washington, George *54. 56.*
Waterloo 111. 262. 272. *153. 178. 210. 237.*
Wedel, Lupold von 25.
Wehrenpfennig, Wilhelm *78.*
Weimar 191. *34. 96. 98. 114. 117. 121.*
Weißenburg 336.
Welcker, Karl 305.
Wellesley, Marquis Richard 130.
Wellington, Arthur, Herzog von 129. 135. *97. 236. 237. 264.*
Werner, Anton von *148.*
Wesendonck, Mathilde *136.*
Weßenberg, Ignaz Freiherr von *155.*
Wette, Wilhelm de *6.*
White, Andrew D. *59.*
Wieland, Christoph Martin 192.
Wien 262. 392. 411. *200. 264. 319. 365.*
Wilde, Oscar *255.*
Wildenbruch, Ernst von 167.
Wilhelm, Prinz von Preußen 329. 332. 351. 352. 354. 356. 386 f. 396. 412.
Wilhelm I., König und Kaiser 166. 168. 205. 239. 325 ff. 341 ff. 386. 396 ff. 405. 408. 414. 415. 418. 421. *125. 133. 149. 153. 157. 184. 185. 190. 192. 195. 213. 308. 394. 395. 400. 402. 403.*
Wilhelm II., König und Kaiser 360. *144. 152. 200. 201. 305. 307. 308. 316. 345. 348. 403. 413.*
Wilhelm III., König von England 112. *262. 264.*
Williamsburg *55.*
Wilmowski, Kabinetsrat von *153.*
Wilmowski, Geh. Justizrat von *153.*
Wilson, Woodrow *69.*
Windsor 29. 40.
Winkelmann, Eduard 160. *22.*
Witte, Hermann 426.
Wittenberg 177. 191. 198. *6. 108. 168.*
Wohlwill, Adolf *31. 43.*
Wolff, Christian, Freiherr von 160. 223. 226.
Worms 184.
Wurm *32. 43.*
Würzburg 193.

Yorck, Hans D. L., Graf von Wartenburg 261. 262.
Yuste, San 6.

Zachariae von Lingenthal, Karl Salomo *6. 7. 10. 11.*
Zahn, Friedrich *408.*
Zeppelin, Graf *410.*
Zimmerhausen 345. 346.
Zöpfl, Heinrich Matthias *14.*
Zürich *34. 365.*

* * *

Geheimrat Professor Dr. TH. BIRT

Von Homer bis Sokrates Eine Geschichte der alten Griechen.

2. Aufl. 4.–8. Tausend. 480 Seiten mit 8 Tafeln und reichem Buchschmuck

„Birts jüngstes Buch ist quicklebendig von Beginn bis Schluß, und wenn die Fachgenossen Birt was vorwerfen sollten, so betrifft das sicherlich keinerlei Ungut, das vom Alter stammte, sondern vermutlich da und dort eine Anzweiflung der vollkommenen Sophrosine, denn freilich: in manchem geht Birt noch ganz jugendlich drauf. Kunstwart und Kulturwart.

Römische Charakterköpfe Ein Weltbild in Biographien.

5. verbesserte Auflage. 14.–17. Tausend. 356 Seiten mit 6 Tafeln

„Birt, Gelehrter und Künstler zugleich, hebt in diesem glänzend geschriebenen Buch die großen Männer über die Darstellung der allgemeineren Staatsgeschichte hinaus und beurteilt sie mehr nach dem Charakter, nach dem Gefüge der Persönlichkeit als nach ihren Erfolgen und ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Volkes." Deutsche Rundschau.

Charakterbilder Spätroms 3. Auflage. 9.–12. Tausend.

505 Seiten

„Birts neue Geschichtsblätter haben alle Vorzüge seiner farbig funkelnden Römischen Charakterköpfe. Wieder erfreut sein selbständiges, gerechtes Urteil, die feinfühlende Verknüpfung der großen weltgeschichtlichen Linien, der Sinn für die lebenverleihende Bedeutung der kleinen Züge." Deutsche Rundschau.

Aus dem Leben der Antike 3. Auflage. 6.–9. Tausend.

283 Seiten mit 11 Tafeln

„Ein angenehmes Plauderbuch! Birt erzählt vom Alltage der Römer und von ihren Festen, von Handel, Wandel, Verkehr, Handwerk, Technik, von Büchern und von Gastmählern, von Landstraßen und von Postwagen. Und da er immer dabei das Wesen der Gegenwart im Auge behält, so versteht er oft humorvoll, das Einst und Jetzt zu verbinden und uns die fernen Zeiten fesselnd anschaulich zu machen." Magdeburg. Zeitung.

Zur Kulturgeschichte Roms 2. verbesserte und vermehrte Auflage. 163 Seiten

„Dieses Büchlein liegt bereits in zweiter Auflage vor, ein Beweis, daß der Zweck desselben erreicht ist. Der Zweck aber war und ist: eine größere Konzentrierung und eine lebhafte Vergegenwärtigung des Stoffes; Anschaulichkeit ohne Bilder. Man muß gestehen, daß der Verfasser dieses Ziel in geradezu hervorragender Weise erreicht hat." Bl. f. höh. Schulwesen.

Die Cynthia des Properz Ein Beitrag zur Geschichte der Liebesdichtung. 140 Seiten mit Abbildungen

Properz, drastisch wie unter den Erotikern kein zweiter, führt uns in das freche ungebundene Leben des augustaischen Roms, das er rücksichtslos aufdeckt und uns so Einblick gibt in das Hetärentum jener Zeit. Die kongeniale Interpretations- und Übersetzungskunst Birts gibt dem Buche seine besondere Note.

Helle und dunkle Klänge in Gedichten 96 Seiten

Birts außergewöhnlicher Erfolg seiner griechischen und römischen Kulturbilder beruht nicht nur auf wissenschaftlicher Stoffbeherrschung, sondern vor allem auch auf der einzigartigen Kunst des Gestaltens. Hier in seinen schönsten Gedichten lernen wir Birt als Dichter und Mensch erst so recht kennen und lieben.

Griechische Menschen

Studien zur griechischen Charakterkunde

Von Professor Dr. J. GEFFCKEN

258 Seiten und 4 Tafeln

„Ein Meister der Charakteristik geht hier den Charakteren nach, die die Hellenen von Homer bis zum Minus geschildert haben, immer darauf bedacht, zu zeigen, wie Dichter und Philosophen, Redner und Geschichtsschreiber dem Menschen gerecht wurden. Das Buch zu lesen ist ein Genuß und eine Bereicherung, denn klar stellen sich die einzelnen Stammescharaktere heraus, klar die einzelnen Perioden der Charakterisierungskunst. Die neue Beleuchtung läßt manches in hellerem Lichte erscheinen und rückt anderes zurück, ein Buch, das wieder ein Stück weiter führt."

Zeitschrift für Deutschkunde.

„Das Werk ist für weitere Kreise bestimmt und daher allgemeinverständlich abgefaßt. Inhaltlich gibt es weit mehr, als der Titel verspricht, kann es doch zugleich als eigenartige und vielfach fördernde Einführung in das geistige Leben, vor allem in die Literatur der Griechen dienen. Solche Bücher sind zeitgemäß und zeitnotwendig, denn besser als die bald verhallten Worte eines noch so anziehenden Vortrags, besser als dickleibige und überaus gelehrt abgefaßte Wälzer übernehmen sie die Verteidigung der Antike."

Berliner Philologische Wochenschrift.

Geschichte der römischen Kaiser

Von Geheimrat Professor Dr. A. VON DOMASZEWSKI

3. Auflage. 2 Bände zu je 336 Seiten mit 12 Bildnissen auf Tafeln und 8 Karten

„Domaszewskis Werk tritt also in die Lücke ein, die in Mommsens römischer Geschichte klafft: die Persönlichkeiten der Kaiser und der Charakter des Reichsregiments, die im 5. Bande nicht zur Anschaulichkeit gebracht wurden, stehen in dieser Darstellung im Vordergrund ... Die glänzende Herausarbeitung des Gegensatzes der Persönlichkeiten des Trajan und Hadrian, die in diesem eintretende Peripetie in der Entwicklung, die unter Septimius Severus zur Vernichtung des Römertums und der antiken Zivilisation führt, weil Barbaren die Herrschaft gewinnen und die bisher in Knechtschaft gehaltenen Schichten sich gegen die Kulturträger erheben, die Verbindung ‚illyrischer Roheit und aramäischer Verderbtheit' in Caracalla, das Ringen der Illyrier und Orientalen miteinander und die endliche Herrschaft der Illyrier in der Armee und im Reiche — diese wesentlichen, einer verwirrenden Menge von schlecht überlieferten Einzelheiten zugrunde liegenden Tatsachen sind bisher noch nie so anschaulich und überzeugend herausgehoben worden."

Berliner Philologische Wissenschaft.

Bismarcks Sturz

Von Professor Dr. W. SCHÜSSLER

2. Auflage. 6.—8. Tausend. 339 Seiten

„Von den Briefen Kaiser Wilhelms II. an Kaiser Franz Joseph bis zu Bismarcks drittem Band hat sich in den letzten Jahren eine wahre Fülle neuen Materials über die Entlassung des Reichsgründers erschlossen. Das Bedürfnis nach einer zusammenfassenden Verwertung und kritischen Sichtung drängte sich damit auf. Dieser Aufgabe hat sich Schüßler unterzogen, indem er gleichzeitig aus dem Wiener Archiv noch neue wichtige Ergänzungen beisteuerte, und eine in hohem Maße anzuerkennende Leistung geliefert. Den Streit, der unter den Historikern über die Bedeutung der Tragödie von 1890 entbrannt ist, wird sein Buch allerdings nicht zum Abschluß bringen. Aber wer auch nicht alle seine Urteile und Folgerungen sich anzueignen vermag, wird doch zugeben, daß hier eine sachlich und fesselnd geschriebene Untersuchung vorliegt, die offenkundig nach allseitig gerechtem Abwägen bestrebt ist und dadurch wesentlich zur Klärung und Förderung des Problems beiträgt." Deutsche Revue.

Niederbruch und Aufstieg

Wege zu Deutschlands Errettung

Von einem Staatsmanne

288 Seiten

„Aus jeder Seite des Buches spricht ein Mann, der mit offenen Augen und warmem Herzen den Zusammenbruch Deutschlands erlebte und der so objektiv und dem Parteigetriebe entrückt, wie ein Mensch das besser nicht gut sein kann, die Ursachen studierte und über die Wege zur Gesundung sann; spricht ein praktischer Politiker und Beamter, der aus Beruf und Erfahrung die Mängel und Fehler der Maschinerie kennt und sie schonungslos aufdeckt."
Leipziger Tageblatt.

Geschichte und Kritik des Sozialismus

Von Professor Dr. R. LIEFMANN

200 Seiten

„Für den Historiker ist besonders der erste Teil wertvoll, der eine bei aller Kürze doch alles Wesentliche umfassende Geschichte des sozialistischen Gedankens und der sozialistischen Bewegung bietet, während der zweite, kürzere Teil den Marxismus vom nationalökonomischen Standpunkt aus kritisiert und den Glauben widerlegt, als ob der Sozialismus das notwendige oder auch nur das natürliche Ergebnis der bisherigen Wirtschaftsentwicklung sei. Das Buch tritt vollwertig neben Sombarts „Sozialismus und soziale Bewegung" und darf warm empfohlen werden."
Vergangenheit und Gegenwart.

BINDING LIST JUN 1 1952

538118

Marcks, Erich
Männer und Zeiten...
6. umgestaltete Aufl.
vol.2

HMod
M3196m.2

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED